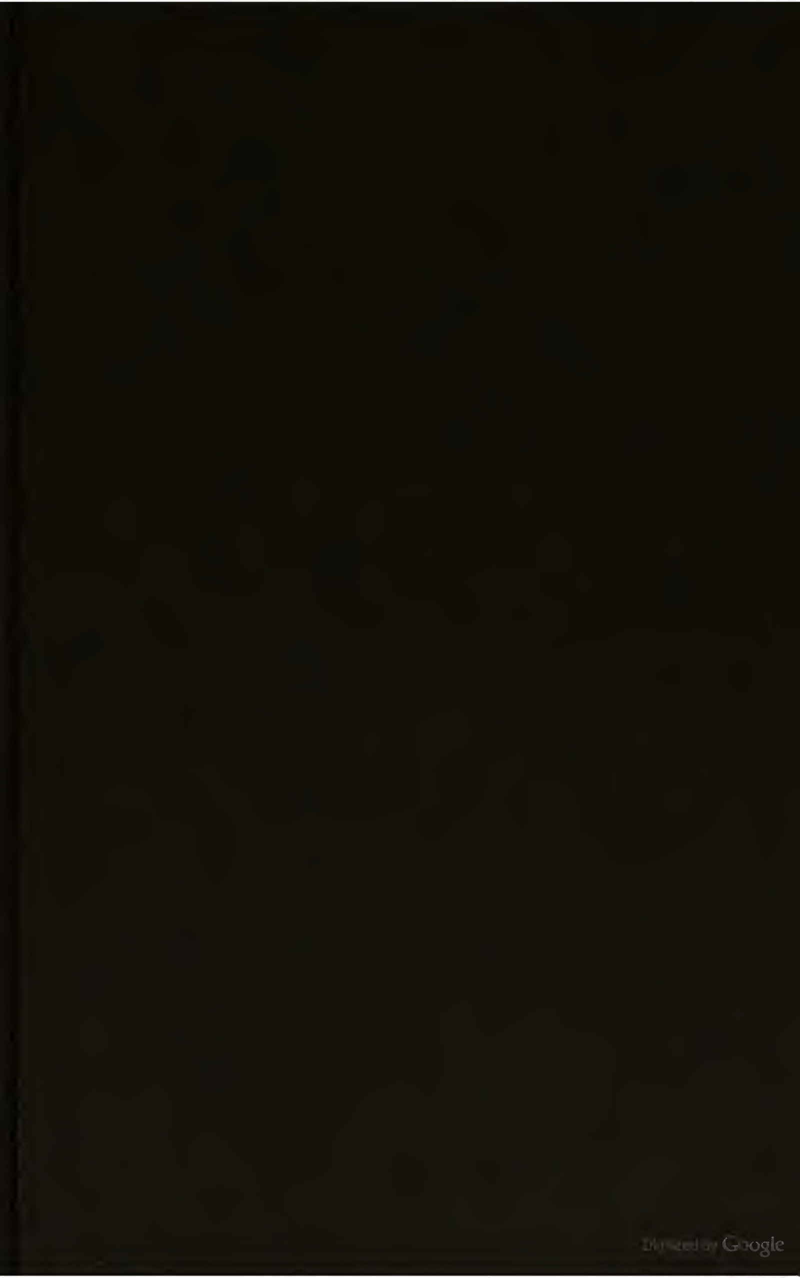






<36616724320011

Lehrreiche

Unterhaltungsschriften

von

katholischen Verfassern

mit Rücksicht

auf Sittenreinheit und gute Gesinnung

ausgewählt.

Zweite Lieferung.

Katholische Parabeln und Erzählungen,

herausgegeben

von

Magnus Jocham.



Mit Genehmigung des hochwürdigsten Ordinariates Regensburg.

Sulzbach,

Druck und Verlag der J. E. v. Seidelschen Buchhandlung.

1852.

Katholische
Parabeln und Erzählungen,

herausgegeben

von

Magnus Jocham.



Mit Genehmigung des hochwürdigsten Ordinariates Regensburg.

Sulzbach,
Druck und Verlag der J. E. v. Seidelschen Buchhandlung.
1852.



Vorrede.

Was in diesem zweiten Bändchen dem geneigten Leser angeboten wird, sind Parabeln und Erzählungen, wie schon das Titelblatt sagt. Es kommt aber auf den Leser selber an, ob er's als Parabeln oder als Erzählungen annehmen will. Sieht er die erzählte Thatsache nur als ein Gewand an, in welches eine religiöse oder eine sittliche Wahrheit eingekleidet, auf die auch am Anfange oder am Ende der Erzählung jedesmal hingewiesen wird, dann hat er fast ohne Ausnahme lauter Parabeln, und es wird ihn wenig kümmern, ob das Gewand aus einer historischen Thatsache gewoben oder erfunden sey, wie wir uns wenig kümmern, ob wirklich einmal ein Mann von Jerusalem nach Jericho gegangen und so schrecklich verwundet worden, und ob wirklich einmal ein böser Sohn seinem Vater davongelaufen und die Schweine gehütet und endlich wieder zurückgekehrt sey; denn wir wissen ja, der verwundete Wanderer sind wir selber, und der ferne und will's Gott wieder zurückgekehrte Sohn ist Niemand Anderer als wir selber.

So wär's denn auch mit den meisten dieser Parabeln und Erzählungen gemeint. Einige derselben sind erheiternden Inhaltes, wenn auch die beigefügte Lehre immer etwas Ernstes ist. Wer nur das Erheiternde lesen und sich mit dieser Lektüre eine trübe Wolke aus seinem Alltagsleben wegwischen will, dem ist auch dieß recht herzlich gegönnt, und wenn er sich wirklich daran erheitert, so denken wir mit dem Bauer aus dem Kempter Ländchen: „Es ist oft ein Kleines, was hilft."

Diese Parabeln und Erzählungen heißen katholische, weil sie es wirklich sind, weil sie für's Erste so ganz aus dem katholischen Leben herausgenommen sind und weil in den beigefügten Bemerkungen immer auf die Grundsätze katholischer Sittenlehre hingewiesen wird. Zudem sind die Verfasser derselben mit Ausnahme der Erzählungen aus dem Schwedenlande, die von Fr. Bremer sind, durchweg ehrliche Katholiken, und wo die Erzählung nur im Allgemeinen sich bewegt, hat der Anmerkungmacher das Spezifisch-katholische in Erinnerung gebracht.

Die ersten siebzehn Numern sind Fragmente aus den ausgezeichneten „Studien des Adalbert Stifter." Von Nr. 25. angefangen folgen lauter Original-Erzählungen, die noch nie gedruckt, aber öfters schon erzählt wurden. Wie es um die historische Wahrheit derselben stehe, kann ich nicht verbürgen, weil ich eigentlich nur der Herausgeber bin. Zur Steuer der Wahr-

heit muß ich noch bekennen, was freilich jeder Leser selber finden wird, daß nicht alle Erzählungen von Einem verfaßt sind, und daß der Verfertiger moralischer Nutzanwendungen ein Anderer ist, als der Verfasser der lieblichen und schön geschriebenen Erzählung Nr. 24., die allein ohne moralische Nutzanwendung geblieben, weil der ganze zweite Theil derselben, nämlich die Umkehr lauter Nutzanwendung ist.

In all diesen Parabeln und Erzählungen hat man ganz besonders die großen und kleinen Verirrungen der Menschenkinder in der gegenwärtigen Zeit im Auge gehabt, und wenn dem Einen oder dem Andern über dem Lesen der Gedanke käme: Ja ich bin auch auf diesen Holzwegen und muß jetzt anders und von von vorne anfangen, so wäre es gar nicht gegen die Absicht der Erzähler und des Nutzanwendungmachers.

Mancher möchte noch über die Vignette auf dem Titelblatte stutzen. Derjenige, in dem allein Heil ist, hat einmal über das unheilige Jerusalem das Wort ausgesprochen: „Wie oft hab' ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Jungen unter ihre Flügel versammelt!“ Matth. 23, 37. So ist's hier gerade nicht gemeint. Die Henne versammelt ihre Jungen zum Futter vor zwei Garben, von denen eine steht, die andere liegt. So hat's der Herausgeber dieser Parabeln und Erzählungen auch gemeint mit dieser Sammlung. Er führt die willigen Leser vor

zwei Garben hin, von denen die Eine schon liegt und von den Lesern selber ausgebeutet werden kann, die Andere aber noch steht und einstweilen von ihm als Futter angeboten wird. Gott gebe, daß es nahrhaftes und heilsames Futter seyn möge!

Die fütternde Henne — ich bitte, man wolle an diesem zum Theile biblischen Bilde sich nicht stoßen — kann aber auch jeden Hausvater, jeden Lehrer und überhaupt jeden Leser bedeuten, der vor einem größern Kreise die Körner aus diesen beiden Garben den Hungrigen austheilet.

So viel noch zur Erklärung der Titel-Vignette!

In den Herbstferien 1851.

Magnus Jocham.

1.

Warum das Espenlaub sich immer bewege.

Heinrich von Wittinghausen mußte bei immer drohenderer Gefahr des Krieges sein Schloß, das Erbgut seiner Väter, verlassen, und in den entferntern Wäldern einen Zufluchtsort für sich und seine beiden Töchter, Clarissa und Johanna, suchen. Im Innern des Hochwaldes besaß er auf einem Platze, der so einsam, so abseit alles menschlichen Verkehres gelegen, daß kein Pfad, kein Fußtritt, keine Spur davon erspäht werden konnte, ein Haus des Schutzes für die Zeiten der Gefahr; und in demselben hatte er einen alten treuen Diener, einen echten Sohn des Waldes, der, mit einem reichen Gemüthe ausgerüstet, im beständigen Verkehr mit den Baümen und übrigen Erzeugnissen des Waldes, den tiefen Sinn der Schöpfung kannte, und dem Blüthen und Baüme und Gestraüche und Gräser und Felsen und Sterne als Buchstaben eines heiligen Buches galten. Dieser alte treue Diener ward nun der Schutz- und Schirmvogt der beiden unschuldigen Kinder, die vom Vater angewiesen waren, den Alten zu fragen, wo sie immer Aufschluß und guten Bericht wünschten.

Auf ihrer Wanderung in das Innere des Waldes kamen sie an einer Espe vorüber, deren Blätter,

obwohl sich kein Hauch im ganzen Walde rührte, dennoch alle unaufhörlich zitterten. Bei dieser Wahrnehmung sagte Clarissa zu dem Alten, wenn er die Zeichen und die Sprache der Wälder kenne und erforsche, so wisse er vielleicht auch, warum denn gerade dieser Baum nie zu einer Ruhe gelangen könne, und seine Blätter immer taumeln und baumeln müssen.

„Es sind da zwei Meinungen," entgegnete er, „ich will sie euch beide sagen. Meine Großmutter, als ich noch ein kleiner Knabe war, erzählte mir, daß, als noch der Herr auf Erden wandelte, sich alle Baüme vor ihm beugten, nur die Espe nicht, darum wurde sie gestraft mit ewiger Unruhe, daß sie bei jedem Windhauche erschrickt und zittert, wie jener ewige Jude, der nie rasten kann, so daß die Enkel und Urenkel jenes übermüthigen Baumes, die in alle Welt gestreut sind, ein zaghaft Geschlecht, ewig bebend und flüsternd in der übrigen Ruhe der Einsamkeit der Wälder. Darum schaute ich als Knabe jenen gestraften Baum immer mit einer Art Scheu an, und seine ewige Unruhe war mir wie Pein. Aber einmal, es war Pfingstsonntags Nachmittag vor einem Gewitter, sah ich (ich war schon ein erwachsener Mann) einen ungemein großen Baum dieser Art auf einer sonnigen Waldblöße stehen, und alle seine Blätter standen stille; sie waren so ruhig, so grauenhaft unbeweglich, als wären sie in die Luft eingemauert, und sie selber zu festem Glase erstarrt — es war auch im ganzen Walde kein Lüftchen zu spüren und keine Vogelstimme zu hören, nur

das Gesumme der Waldfliegen ging um die sonnenheißen Baumstämme herum. Da sah ich mir denn verwundert den Baum an, und wie er mir seine glatten Blätter, wie Herzen entgegenstreckte, auf den dünnen, langen, schwanken Stielen, so kam mir mit eins ein anderer Gedanke; wenn alle Baüme, dachte ich, sich vor dem Herrn geneigt haben, so that es gewiß auch dieser und seine Brüder; denn alle sind seine Geschöpfe, und in den Gewächsen der Erde ist kein Trotz und Laster, wie in dem Menschen, sondern sie folgen einfältig den Gesetzen des Herrn, und gedeihen nach ihnen zu Blüthe und Frucht — darum ist nicht Strafe und Lohn für sie, sondern sie sind von ihm alle geliebt — und das Zittern der Espe kommt gewiß nur von den gar langen und feinen Stielen, auf die sie ihre Blätter wie Täfelchen stellt, daß sie jeder Hauch lüftet und wendet, worauf sie ausweichen und sich drehen, um die alte Stellung wieder zu gewinnen. Und so ist es auch; denn oft hab' ich nachher noch ganz ruhige Espen an windstillen Tagen angetroffen, und darum an andern, wo sie zitterten, ihrem Geplauder mit Vorliebe zugehört, weil ich es gut zu machen hatte, daß ich einstens so schlecht von ihnen gedacht. Darum ist es aber auch ein sehr feierlicher Augenblick, wenn selbst sie, die so leichtfertige, schweigt; es geschieht meistens vor einem Gewitter, wenn der Wald schon harret auf die Stimme Gottes, welche kommen und ihnen Nahrung herabschütten wird. — Sehet nur, liebe Jungfrauen, wie schmal der Fuß ist, womit

der Stiel am Holze und das Blatt am Stiele steht, und wie zäh und drehbar dieser ist — — sonst ist es ein sehr schönes Blatt."

Bei diesen letzten Worten hatte er einen Zweig von einer der Espen gerissen und ihn Clarissen hingereicht.

„Es ist ein Zeichen, daß wir eine schöne Nacht bekommen," fuhr er fort, „da diese Zweige so munter sind; vor dem Nachtregen werden sie gern ruhiger."

* * *

Die Alten haben manche Sagen erfunden, um das Andenken an Denjenigen, den wir nie vergessen sollen, dem Gedächtnisse der Kinder und der Erwachsenen recht tief einzuprägen. Wenn es auch manchmal so ungeschickt lautet, wie die Erklärung von dem Zittern der Espe, so mußt du darum keinen Stein auf die Alten werfen, die es gut meinten, sondern du mußt sehen, daß du die Wahrheit ohne Bild fassen und Andern beibringen kannst. Wenn es aber dahin kommt, daß man weder von der Erdichtung, noch von der wahren Geschichte was weiß, dann steht es offenbar schlechter, als ehevor, da man von der wahren Geschichte die Hauptsache wußte und diese in eine Menge von Dichtungen kleidete.

Es liegt in der Erklärung der Großmutter eine tiefe Wahrheit verborgen, nämlich: alle Geschöpfe müssen dem Sohne Gottes huldigen, wie sie dem Vater huldigen; und wer den Sohn Gottes nicht anbetet, der kann auch den Vater nicht in Wahrheit

anbeten; denn wir lernen den Vater nur durch den Sohn kennen.

Die Erklärung hat noch eine sittliche Bedeutung, die zum Sprichworte geworden ist: „Der ein böses Gewissen hat, zittert wie Espenlaub."

2.

Gut gemeint, schlecht getroffen.

Hans von Scharnast hatte ein lächerliches Fideicommiß gestiftet. Fideicommiß ist jeglich Gut eines Adeligen, das immer vom Vater auf den Sohn, oder überhaupt auf den vererbt werden muß, der dem jeweiligen Besitzer am nächsten verwandt ist, das aber keiner der Besitzer verkaufen, vertauschen, verspielen oder irgendwie veräußern kann, ohne daß die ganze Verwandtschaft dazu ihre Einwilligung gibt. Daß dem so geschehe, dafür muß der Staat sorgen; und es kann auch nur mit Genehmigung des Staates so ein Fideicommiß gestiftet werden. Hans von Scharnast stiftete das Seinige in nachbenannter Weise. Seine Burg Rothenstein sammt Zugehör an Unterthanen, an Jagd-, Fisch- und Berggerechtigkeit solle sich in gerader Linie immer auf den ältesten Sohn forterben; ist kein Sohn da, auf Töchter, und in Ermanglung dieser auf die älteste Seitenlinie und sofort, bis etwa einmal der Fall eintritt, daß weder ein Cognat, noch ein Agnat von benanntem Hause übrig ist, wo sodann die Burg sammt Zu-

gehör an den Fiscus fällt, d. h. Eigenthum des Staates wird. Bis hieher wäre Alles richtig; aber eine Bedingung fügte er dem Fideicommisse bei, welche der ganzen Sache eine andere Wendung gibt. Jeder nämlich, dem die Burg als Erbschaft zufiel, mußte, ehe sie ihm ausgeantwortet würde, zweierlei Dinge leisten: erstens mußte er schwören, daß er getreu und ohne geringsten Abbruch der Wahrheit seine Lebensgeschichte aufschreiben wolle, und zwar von der Zeit seiner ersten Erinnerung an bis zu jener, da er nur noch die Feder zu halten im Stande war. Diese Lebensbeschreibung solle er dann Heft für Heft, wie sie fertig wird, in dem feuerfesten Gemache hinterlegen, das zu diesem Zwecke in den rothen Marmorfels gehauen war, der sich innerhalb der Burg erhebt; — zweitens mußte er schwören, daß er sämmtliche, bereits in dem rothen Steine befindlichen Lebensbeschreibungen lesen wolle, wobei es ihm aber nicht gestattet ist, irgend eine von dem Gemache ihrer Aufbewahrung wegzutragen. Wer eine von diesen Bedingungen nicht erfüllen könne oder wolle, der wird betrachtet, als sei er im Augenblicke des Anfalles des Fideicommisses gestorben, und dasselbe geht auf seinen fideicommissarischen Nachfolger über. Für jeden minderjährigen Fideicommissar müsse das Erbe so lange vormundschaftlich verwaltet werden, bis er großjährig geworden, und sich erklären könne, ob er schwören wolle, ob nicht. Bei wessen Tode sich der Fall ereigne, daß man von ihm gar keine Lebensbeschreibung in dem rothen Steine finden könne, der

wird als gar nicht geboren betrachtet, also ist auch seine Nachkommenschaft nicht geboren, und das Fideicommiß geht an ihnen vorüber den Weg Rechtens weiter.

Der Grund, der Hansen leitete, eine so seltsame Klausel an sein Fideicommiß zu hängen, war ein zweifacher. Erstens, obwohl er ein sehr frommer und tugendhafter Mann war, so hatte er doch in seinem Leben so viele Narrheiten und Uebereilungen begangen, und es war ihm daraus so viel Beschämung und Verdruß zugewachsen, daß er beschloß, Alles haarklein aufzuschreiben, ja auch seinen Nachfolgern die Pflicht aufzulegen, daß sie ihr Leben beschreiben, damit sich Jeder, der nach ihnen käme, daran zu spiegeln und zu hüten vermöge.

Der zweite Grund war: daß sich Jeder, der nur die entfernteste Anwartschaft auf Rothenstein hätte, gar wohl von Laster und Unsitte fern halten würde, damit er nicht dereinst in die Lage käme, sie beschreiben zu müssen, oder sie doch halbwegs einzugestehen, wenn er den Eid von sich schiebe.

Was nun den ersten Punkt anlangt, so hatte Hans das Unglück, das schnurgerade Gegentheil von dem zu erreichen, was er erzielen wollte. Es mußte nämlich von ihrem Ahnherrn her so viel tolles Blut und so viel Ansatz zur Narrheit in den Scharnasts gelegen haben, daß sie, statt durch die Lebensbeschreibungen abgeschreckt zu werden, sich ordentlich daran ein Exempel nahmen, und so viel verrücktes Zeugs thaten, als nur immer in eine Lebensbeschreibung hineingeht — ja selbst Die, welche bisher ein stilles und

manierliches Leben geführt hatten, schlugen in dem Augenblicke um, als sie in den Besitz der verwetterten Burg kamen, und die Sache wurde immer ärger, je mehr Besitzer bereits gewesen waren, und mit je mehr Wust sich der neue den Kopf anfüllen mußte. Der Stifter würde sich im Grabe umgekehrt haben, wenn er durch die dicken Felsenwände in seine Gruft hineingehört hätte, was die Leute sagten; nicht anders nämlich, als die „Narrenburg" nannten sie den von ihm gerade in dieser Hinsicht so wohl verklausulirten Rothenstein.

In Bezug des zweiten Punktes, der Tugend nämlich, war es nicht recht klar, in wie weit der Gründer seinen Zweck erreicht habe; man sagte wohl den Scharnasts verschiedenes Böse nach, allein es kroch immer nur so im Dunkel herum; andererseits stand aber auch die Thatsache fest, daß man sich nie einer Zeit erinnern konnte, wo einer von ihnen als ausnahmsweises Muster der Tugend wäre aufgestellt worden.

Heutzutage liegt die Burg beinahe in Trümmern, und seit der letzte Scharnast in Afrika erschossen worden ist, konnte man auch gar keinen Anwärter mehr auf den Rothenstein auftreiben, und ein Schalk warf bereits die lächerliche Rechtsfrage auf, ob nun auch der Fiscus seine Lebensbeschreibung werde schreiben müssen.

* * *

Wer immer nur Thorheiten sieht und Thörichtes hört, gewöhnt sich am Ende daran, es zu sehen und

zu hören, daß es ihm gar nicht mehr auffällt, und am Ende wird er von dem, was ihn immer umgibt, auch hingerissen. Daher die Mahnung aller Weisen, man soll die Thoren meiden, und den Umgang der Weisen suchen. Darum ist es auch unverantwortlich, wenn man in den Lehrbüchern der Geschichte, die doch so Vieles, Gutes und Böses, Wahrheit und Thorheit in sich begreift, nur das Schlechte, nur die Thorheiten der Menschenkinder erzählt. —

Wenn einmal das Concept verrückt ist, kann nicht mehr viel Gutes zu Stande kommen; wenn's an der rechten Einsicht fehlt, so wird die Tugend keinen festen Halt und keinen sichern Standpunkt haben. Noch kein Mensch ist durch Thorheit und Dummheit ein Heiliger geworden. Deßhalb dringen alle heiligen Lehrer auf Erleuchtung der Erkenntniß, auf Festbegründung in der Wahrheit; und derjenige, der von Ewigkeit im Schooße des Vaters und Gott von Ewigkeit ist, nennt sich das Licht der Welt und die Wahrheit, so wie er der Weg zur Wahrheit und das Leben ist. —

Die Aufzeichnung der Lebensgeschichte mag doch ein Verwahrungsmittel vor mancher Schlechtigkeit gewesen seyn, wie dieß daraus erhellet, daß man von den Herren von Scharnast nicht viel Böses zu sagen wußte, wenn man auch nicht viel Gutes sagte. Denn Böses weiß man ja doch leicht zu sagen, und wo man am wenigsten sagt, ist gewiß auch wenig. —

3.
Der Samstag-Abend im Gebirge.

Schon mehrere Wochen hatte sich ein unbekannter Wanderer in der lieblichen Fichtau beim Wirthe Erasmus, einem Biedermanne aus ehrlicher Vorzeit, aufgehalten. Er hatte in dieser Gebirgseinsamkeit viel Angenehmes gefunden und den kernhaften Schlag ihrer Einwohner recht von Herzen lieb gewonnen. Dem Wirth Erasmus war er in kindlicher Liebe zugethan; denn wenn auch seine feine Weltbildung ihn von der biderben Einfachheit des Wirths sehr bedeutend unterschied; so hatte er doch unter seiner feinen Bildung ein redlich Herz bewahrt, das mit dem Gemüthe des alten Erasmus wundersam sympathisirte. Die angenehmsten Stunden aber waren dem Wanderer immer die letzten vor dem Anbruche einer neuen Woche, war ihm die Vorbereitungszeit auf den Sonntag gewesen.

Dießmal war ihm der Sonnabend schneller gekommen, als er gedacht hatte. „Ich muß noch einen Brief nach Priglitz, in die Stadt, senden,“ sagte er zum Wirthe. „Geht doch, und besorgt mir noch heute einen Boten nach Priglitz.“

„Nichts leichter, als das,“ sagte der Wirth; „es ist heute Samstag, und da müssen Abends die Holzknechte aus den Bergen kommen; ich erwarte sie jeden Augenblick, und um Geld und gute Worte geht wohl Einer hinaus.“

„Das ist wahr," entgegnete der Wanderer, „ich habe im Drange der heutigen Dinge auf die Holzknechte gar nicht gedacht; es geht ja ohnedieß Mancher des Weges, nicht wahr? oder nicht weit daneben?"

Er hatte noch das Wort im Munde, als eben Zwei jener malerischen Gestalten, wie wir sie so gerne als Staffage auf Gebirgslandschaften sehen, um die Ecke bogen, und fröhlich ihre Siebensachen, als da sind: Aexte, Sägen, Alpenstöcke, Steigeisen, Kochgeschirre u. s. w., auf die Gasse oder auf die lange Bank niederwarfen, und sich anschickten, ebenfalls Platz zu nehmen. Die abendliche Scene auf der Gasse vor der grünen Fichtau begann sich nun zu ändern, und jener Lebhaftigkeit zuzuschreiten, die unser Wanderer an jedem Samstage zu erleben gewohnt war, und die er so liebte. Er achtete des Wirthes nicht mehr weiter, sondern saß bereits bei den zwei Knechten, und war schon im lebhaften Gespräche mit ihnen begriffen. Sie haben den grünen Hut mit Federn und Gemsbart abgelegt, den grauen Gebirgsrock zurückgeschlagen, und zwei verbrannte, lustige Gesichter sahen mit dem gesundesten Durste dem Wirthe entgegen, der ihnen eben zwei Gläser voll jenes unerbittlichen Gebirgsweines brachte, den nur ihre harte Arbeit bezwinglich, ja sogar zum erquickenden Labsale macht.

„Laßt Klöße durch eure Weiber richten," rief Einer, — „aber viele; denn der Melchior und die Andern kommen nach — und fett genug laßt sie

machen, daß sie euren Wein bändigen. — Auch die aus den Laubgräben kommen, und aus der Grahnswiese; ich sah sie drüben den Hochkogel niedersteigen, als wir gegen die Pernitz herausgingen, und hörte ihr Jauchzen. — Dem Gregor ist ein Lamm gestürzt, hinten beim schwarzen Stock; er hat darum fast geweint, und trägt es jetzt auf seinen Schultern die Riese herab."

„D'rum kommt er wieder so langsam hervor," sagte der Wirth; „ich höre das Heerdelaüten schon eine halbe Stunde."

„Das wirft nur die Kaiserwand und der Grahns so herüber; er ist noch weit hinten. Wir gingen im Fichtauergraben bei ihm vorbei, wie eben die Böcke das Gerölle niederstiegen, und die Rinderglocken noch weit oben längs dem Gesteine laüteten."

Wieder kam eine Gruppe, während er noch redete, jodelnd und singend die Straße an der Pernitz heraus, und sammelte sich an dem Gassentische der grünen Fichtau, um einen Labetrunk zu thun, und fröhlichen Wochenschluß zu feiern, da ihnen der Holzmeister Geld gegeben, und sie sechs Tage lang nur grüne Baüme und graue oder rothe Steine gesehen hatten.

„Gott zum Gruß — Gott zum Dank!" scholl es hin und wieder.

„Habt viel Arbeit gethan, die Kaiserwiese liegt wie überschwemmt von Scheitern."

„Geht an, geht an, über die Hochkogelwand warfen wir noch einige Klafter mehr herunter."

„Schöne Tage! Wir waren auf dem Grat des Kogels, ich habe seit fünfzehn Jahren nicht so weit gesehen; die Ebene lag wie ein Bild da, und in der Stadt hätte ich fast die Fenster zählen können; euren Rauch sahen wir aus den Laubgräben steigen.“

„Ja wir waren in den Laubgräben, und sind es nun schon sechs Wochen. Der alte todte Prokopus geht auch wieder um; ich weiß es gewiß; er hat in der Nacht musicirt, ich hörte es selber, und auch heute Nachmittags hörte ich es; denn da so um vier Uhr herum ein schwacher Wind aufstand und durch die Föhren ging, da trug er deutlich den schweren Ton von dem zerfallenen Schlosse herüber.“

„Hab' auch schon davon reden gehört, aber glaub' es nicht.“

„Der Wein ist wie Enzian,“ rief wieder Einer.

„Trink ihn nur, Gevatter Melchior,“ sagte der Wirth, „du trinkst Gesundheit hinein, wie Stahl und Eisen.“

So scherzten und lachten sie. Mehrere Neue waren gekommen, darunter auch zwei Gebirgsjäger. Ihre Sachen lagen herum, und füllten die Gasse; ganze Haufen und Bündel von Steigeisen, eine Garbe Alpenstöcke, lodene Ueberröcke, Gebirgshüte, eiserne Kochschüsseln und Anderes, und wieder Anderes — Krüge und Gläser mußten herbei; die Klöße kamen und wurden verzehrt, und da abgeraumt war, erschienen zwei Zithern auf dem Tische, die zusammen spielten, und die braunen Gesellen mit dem Blicke des Gebirges saßen herum, und thaten sich

gütlich — und erzählten von ihren Fahrten und Tageserlebnissen. Und ein prachtvoll herrlicher Abend war mittlerweile über das Gebirge gekommen. Die Sonne war über die Waldwand hinunter, und warf kühle Schatten auf die Pernitz; im Rücken der Haüser glühten die Felsen, und wie flüssiges Gold schwamm die Luft über all den grünen Waldhaüptern weg. Alles schien sich zur Wochenruhe und zur Feier des Sonntags zu rüsten.

Die Jäger waren aus dem Gebirge gekommen, die Bergarbeiter waren auf dem Heimwege, und Mancher sprach in der grünen Fichtau ein wenig vor. — Weiber und Mägde und Töchter wuschen am Bache Fenster, Schemel und jede Gattung hölzerner Geschirre; das Rauschen der Sägemühle hatte aufgehört, und die Heerde, deren Gelaüte man schon lange einzeln oder harmonisch aus dem Gebirge herab gehört hatte, war nun endlich auch angekommen. Aus dem Seitenthale ging sie manierlich hervor, eine Sammlung der unterschiedlichsten Hausthiere, fast das gesammte Eigenthum der Fichtau. Vorerst kam das leichtfüßige und leichtfertige Geschlecht der Ziegen und Böcke von allen Flecken und Farben, fast jede eine Glocke um den Hals, so daß nun ein mißtönig Geklingel war, was von ferne so wunderschön laütete — dann kamen Schafe, schwarz und weiß, und mitten unter ihnen der so schöne glänzende, ernsthaft kluge Schlag der Gebirgsrinder. Mägde, Knechte, Buben, wie es eben kam, empfingen die Thiere, die hieher gehörten, und ihren Ställen zuschritten; die andern

(Thiere) gingen ihres Weges weiter, oder blieben gelegentlich stehen, oder traten gar zu der zechenden Gesellschaft, sahen traulich herum und ließen sich schmeicheln, daß die Halsglocke erklang. — Zuletzt erschien auf der Wirthsgasse auch der verwitterte, gebirgsgraue Hirtenhund und sein Herr, der Hirte Gregor, mit einem Bündel Steigeisen beladen und einem jungen, todten Lamme, das er auf den Armen trug, gefolgt von dem Mutterschafe, das wedelnd und blökend zu ihm aufsah. In seiner Person war der letzte Gast gekommen, der Samstags in der grünen Fichtau zu seyn, und sein bescheiden Glas Wein zu trinken pflegte — aber heute war er traurig; denn das gestürzte Lamm war das seinige; er hatte es auf die Bank gelegt, und sah unverwandt darauf, wie dessen Mutter davor stand, es beleckte und beroch.

„Vertrinkt den Aerger, Gregor," sagte der Wirth, „heute kostet euer Wein nichts, und das Lamm kaufe ich euch morgen um gutes Geld ab."

„Es ist nicht wegen dem," antwortete Gregor, „aber es war ein gar so schönes, munteres Thier." Und er setzte sich doch nieder und führte das Glas Wein langsam zum Munde.

Und immer feierlicher floß die Abenddämmerung um die dunklen Haüpter der Gebirge, immer abendlicher rauschten die Wasser der Pernitz, und immer reizender klangen die Zithern.

Auf einmal ertönte die Betglocke des Ortes. Alle Söhne des Gebirges und auch der Wanderer erhoben sich von ihren Sitzen, entblößten ihr Haupt,

bekreuzten sich und beteten das Ave zum Andenken an die Menschwerdung des Eingebornen vom Vater und zum Preise der Mutter des Heilandes.

Der Wanderer saß mitten unter diesen Gebirgssöhnen. Er hatte sein Abendmahl verzehrt, und sprach und scherzte bald mit Diesem, bald mit Jenem. Er freute sich immer auf diese Samstagabende, und ob man gleich sein Thun und Treiben für nutzlos und lächerlich hielt, so hatten ihn doch Alle lieb, weil er so sehr in ihr Wesen einging und zu Zeiten recht vernünftig sprach. Vater Erasmus war bald hier, bald da, sprach zu Allen, und trank gemessen sein abgesondertes Glas guten, alten Gebirgswein. Seine Leute und Mägde hatten das Haus für den Sonntag gescheuert und geputzt, frische Fenstervorhänge eingehangen, und die Feiertagskleider für morgen herausgelegt. So ging es lustig fort, ein gut Stück in die Nacht hinein. Aber nach und nach ward es wieder stiller und die Gesellschaft lichtete sich. Die Arbeit dieser Bergsöhne macht sie heiter und mäßig, versüßet ihnen die Nahrung und dann die Ruhe. Der Erste, der aufbrach, war der Boten-Simon; er ging in den Stall zu seinen schnaufenden Schecken, und suchte sein Heulager; gleich darauf ging der Schmied über den Steg, und so bald der Eine, bald der Andere, sein Geräthe aufraffend und den oft langen Weg antretend, den er noch zurückzulegen hatte, ehe er zu den Seinen gelangte — und ehe der Mond, dessen Silberschein schon lange an den gegenüberliegenden Felsen glitzerte, auch auf die

Häuser

Häuser hereinschien, war nur mehr Einer da, der bloß auf den Brief wartete, den der Wanderer in der Oberstube schrieb, daß er noch heute in der Nacht nach Priglitz getragen würde. Aber auch der Brief erschien, sein Träger verschwand in den Schatten der Steinwand, und die vorher so belebte Gasse der grünen Fichtau war leer und finster; nur in der Schenkstube brannte noch ein trübselig Nachtlicht, bei dem der Wanderer dem Wirthe seine Wochenrechnung auszahlte, die dem Vertrage nach nie auf den Sonntag stehen bleiben durfte.

* * *

Wie freundlich ist das Leben, wo es der natürlichen Einfalt noch nicht entrückt, durch Verfeinerung noch nicht verkrüppelt und durch wahre Religiosität geheiliget ist! Jede Rede hat eine Bedeutung, jede Erheiterung ihre Grenze, und Reden und Jodeln und Scherzen hört auf, wo die Mahnung der Kirche das religiöse Bewußtseyn weckt und zum Gebete aufmuntert.

Wie viel könnten die Städter und die sogenannten Gebildeten von diesen Söhnen des Waldes lernen, und wie weit stehen Viele aus ihnen denselben zurück in Allem, was zur wahren Menschenbildung gehört, und wie sehr sind sie von dem abgekommen, was ihnen allein wahre Freude und bessern Trost geben kann! So sind aber nicht Alle; auch der Wanderer war in der Stadt erzogen und gebildet worden. Er aber blieb verwahrt vor verderblicher Verbildung.

4.

Gott braucht einen Engel im Himmel und einen guten Menschen auf Erden.

Das war der Trost des edlen Obrist N., als bei einer Bergpartie sein frommes Weib eine Beute des Todes wurde. Der Engel, den Gott im Himmel haben wollte, war sein Weib; der gute Mensch auf Erden wollte er selber werden, und der Verlust des Kostbarsten, was er auf Erden hatte, sollte für ihn Gewinn für die Ewigkeit werden — nach der Absicht des unendlich weisen und barmherzigen Gottes. Der Obrist erzählte den Hergang seinem Freunde in folgender Weise:

„Als nach unserer Vermählung schon viele Jahre vergangen waren, als der Muth und das Vertrauen meines Weibes gewachsen war, als sie in meiner sichern Gattenliebe und Ehrbezeigung ruhen konnte: war sie noch demüthig wie eine Braut und aufmerksam wie eine Magd; denn sie war wahrhaft gottergeben und von Herzen fromm, und deßhalb mußte geschehen, was geschah. — Es ragten in der Gegend viele Schneeberge und blaue Spitzen hervor; hinter unserem Hause rauschten Bergeswässer, und standen Wälder, in denen oft Monate lang Niemand ging. Alles dieses zu durchforschen, lockte mich die Lust, und einmal that ich die Bitte, sie möchte mich doch zuweilen begleiten, wann ich etwa seltne Alpenblumen suchen ginge, oder einen Baum, ein Wasser, einen Felsen zeichnete, wie ich es da-

mals zu lernen anfing, und haüfig ausübte. Nach ihrer Art sagte sie es bereitwillig zu — und nun ging sie oft zwischen thurmhohen Tannen, an brausenden Bächen, oder über harte Felsen mit mir, und sie war noch schöner und blühender neben den Bergen, als sie es zu Hause war. Wenn ich dann zeichnete, saß sie hinter mir, schlug Nüsse auf, oder ordnete die gesammelten Waldblumen zu einem Strauße, oder plauderte mit ihrem Hündchen, das ebenfalls unser steter Begleiter war, und von ihr an schwierigen Stellen sogar getragen wurde, oder sie legte aus meinem Wandersacke unser Nachmittagbrod zurechte. Oft saß sie neben mir und fragte, wie dieser oder jener Stein heiße, und warum diese und jene Blume nur im̃er im Schatten wachse. So wurde nach einigen Wochen, was Anfangs nur Gefälligkeit gegen mich war, ihre Lust und ihre Freude — sie wurde sogar stärker; denn wie die Sonne des Waldes die Blumen, Beeren und die Früchte reift, that sie es auch mit ihr, daß ihr die Lippen und Wangen glühten, wie an einem Kinde, und daß sie mir mit den schweren Alpenschuhen, die ich ihr hatte machen lassen, auf hohe Berge folgen konnte, bis an den Rand des Eises gelangte und mit Entzücken in die Länder hinaus sah, wo die Menschen ihre Werke treiben, davon kein Merkmal zu uns herauf kam. Ich hatte meine hohe Freude daran, und auch sie hatte ihre Freude daran. Es mußte wohl so seyn, damit sich Alles erfüllte. — — Kennen die Leser wohl das, was man in hohen Bergen eine Holzriese nennt? Viele werden es kaum kennen,

da man sie hier nicht braucht, weil nur breite sanfte Waldbiegungen sind. Es ist eine aus Baümen gezimmerte Rinne, in der man das geschlagene Holz oft mit Wasser, oft trocken fortleitet. Zuweilen gehen sie an der Erde befestigt über die Berge ab, zuweilen sind sie wie Brücken über Thäler und Spalten gespannt, und man kann sie nach Gefallen mit dem rieselnden Schneewasser anfüllen, daß die Blöcke weiter geschoben werden. — „An einem sehr schönen Septembertage bat mich mein Weib, ich möchte sie doch auch wieder mit auf die Berge nehmen; denn sie hatte mir endlich ein Kind geboren, ein Töchterlein, und war drei Jahre bei demselben zu Hause geblieben. Ich gewährte ihr freudig den Wunsch, sie rüstete sich, und wir waren desselben Tages so hoch gewesen, daß sie mir einige Stämmchen Edelreis pflücken und auf den Hut stecken konnte. Im Nachhausegehen verirrten wir uns ein wenig; denn die Aehnlichkeit der Wände und Spalten hatte uns getaüscht. Wir stiegen in dem Gerölle eines ganz fremden Sandstromes nieder, ob er uns etwa in das Thal abführe, oder ob er jäh an einer Wand aufhöre und uns stehen lasse. Das Letztere geschah auch; denn als wir um einen Felsen herumwendeten, sahen wir es plötzlich vor unsern Augen luftig blauen; der Weg riß ab, und gegenüber glänzte matt röthlich eine Kalkwand, auf welche die Strahlen der schon tief stehenden Sonne gerichtet waren; aber auch eine solche Riese, wie ich früher sagte, ging von unserm Stand gegen die Wand hinüber. Ich er-

schrack ein wenig, und sah nach meiner Begleiterin um; aber diese war sehr fröhlich über die gefundene Verbindung, und wir gingen daran, zu untersuchen, ob die Riese in einem guten Stande sey, und zwei Menschen zu tragen vermöge. Daß sie erst kürzlich gebraucht wurde, zeigten da, wo sie an den Felsen angeschlachtet war, deutliche Spuren geschlagenen und abgeleiteten Holzes; denn ihre Höhlung war frisch wund gerieben, auch lagen noch die Blöcke und Stangen umher, womit man die Stämme zuzuwälzen gewohnt ist, und die Fußtritte, die uns eigentlich in dem Bette des Gerölles nieder gelockt hatten, schienen von derselben Handlung herzurühren. In dem Augenblicke des Ueberlegens hörten wir es aus einem Seitengraben, dessen Daseyn wir früher gar nicht bemerkt hatten, knistern und brechen, als ob es Tritte wären. Wirklich kam nach einigen Sekunden ein Mann heraus, den der erste Anblick sogleich für einen Holzarbeiter erkennen ließ, wie sie im Gebirge ihr mühsames Werk treiben. Er trug einen ledernen Sack und eine eiserne Kochschüssel; in der Hand hatte er die abgethanen Steigeisen und den Gebirgsstock, der langschaftig ist, und vorne eine eiserne Spitze und einen Wiederhaken hat. Er erschrack, da er uns sah, weil er hier keine Menschen zu finden gehofft hatte. Ich aber sagte ihm, daß wir uns verirrt hätten, und daß wir sehr gerne wissen möchten, ob die Riese gangbar wäre und zweien Menschen als Steg dienen könnte. — „Freilich kann sie dienen,“ antwortete er, „vor einem Augenblicke

sind alle meine Kameraden hinübergegangen, fünf an der Zahl; ich mußte nur umkehren, weil ich die Schüssel am Feuerplatz vergessen hatte. Sie warten an der Wand auf mich. Ihr werdet es gleich hören." — Nach diesen Worten that er einen Ruf mit der hohen Stimme des Gebirgsjauchzens, daß es in allen Spalten klang; von drüben antworteten sie, daß es ebenfalls klang. Es war fast schön, da auch der Abend rings um uns herum war. Ich schlug nun vor, daß wir jetzt alle drei miteinander über die Riese gehen könnten. Er willigte ein, und sagte, daß wir die Frau in die Mitte nehmen sollten. Er richtete den Alpenstock so, daß ich ihn vorne und er hinten nahm, damit sich die Frau daran wie an einem Geländer halte. Das Hündchen hatte sie sich nicht nehmen lassen, selber zu tragen. So gingen wir auf die Brücke, die in der Abenddämmerung wie eine gezogene Linie war. Ich hörte, da wir auf dem Holze gingen, nur seine Tritte mit den schwerbeschlagenen Schuhen, die ihrigen aber nicht. Als wir noch ein Kleines von dem Ende der Riese waren, sagte der Holzknecht leise: „Sitzt nieder,"— auch empfand ich, daß der Stock in meiner Hand leichter werde, — ich schaute plötzlich um — und denkt euch: ich sah nur ihn allein. Es kam mir ein schrecklicher Gedanke, aber ich wußte nichts weiter, meine Füße hörten in dem Augenblicke auf, den Boden zu empfinden, die Tannen wogten wie Kerzen an einem Hängeleuchter auf und nieder — dann wußte ich nichts mehr."

Hier hörte der Obrist zu reden auf, und schwieg eine Weile. Ich dachte Anfangs, daß er sich nur sammeln wolle, aber als ich genauer hinschaute, sah ich in der Dämmerung, daß ihm schnelle Thränen, eine nach der andern über den weißen Bart herabtraüfelten, und daß er sich sehr stille hielt, damit ich es nicht bemerke. Ich konnte vor gebrochenem Herzen auch nichts reden, und begriff nun, warum er die Fenstervorhänge herabgelassen hatte. Ich wollte die Schamhaftigkeit des alten Mannes nicht stören, und sah nicht hin. Nach einer Zeit wischte er mit seinem Aermel über Bart und Antlitz, und setzte dann gefaßt seine Rede fort: „Sie lag unten zerschmettert. Still sich opfernd, wie es ihre Gewohnheit war, ohne einen Laut, um mich nicht in Gefahr zu bringen, war sie hinabgestürzt. Nicht einmal der Holzknecht hatte ihren Zustand errathen, bis sie das Geländer ausließ, das wir ihr gemacht hatten, und mit der Hand in der Luft zu greifen anfing. Da rief er ihr zu, sie solle sich setzen — aber es war zu spät. Wie ein weißes Tuch, sagte er, war es an seinen Augen vorübergegangen, und dann habe er nur mich allein gesehen. Ich wankte auch vor seinen Blicken, und wäre gleicherweise hinabgefallen, wenn er mir nicht einen Stoß gegeben hätte, durch den ich die noch wenigen Schritte vorwärts taumelte, die von der Riese übrig waren, und an ihrem Ende unter dem vielen Holze niederstürzte, das dort lag, und das man an dem Tage herübergeleitet hatte. — Als ich aus meiner Ohnmacht

wieder erwachte, verlangte ich heftig, in den Abgrund niederzusteigen; denn ich konnte sie mir nicht todt denken, und dachte, wer weiß — etwa ist ihr das Bewußtseyn wieder gekommen, sie liegt unten und beginnt jetzt erst zu sterben. Allein es war indessen schon Nacht geworden, ich fand mich an einem großen Feuer liegen, und einige Holzknechte standen und saßen umher. Andere waren auch fortgegangen. Durch mein Flehen und meine Versprechungen, noch mehr aber, weil ich allein in der Finsterniß hinabzuklettern anhob, ließen sie sich bewegen, einen Versuch zu machen, ob man über die Wand hinab gelangen könne. Es waren auch von andern Orten Holzarbeiter herbeigekommen, weil die Stelle ein Zusammenkunftsplatz war, und sie saßen an dem Feuer, wärmten sich, und hörten an, was geschehen war. Der Eine erinnerte sich dieses, der Andere eines andern Weges, auf dem es möglich seyn müsse — aber es war immer umsonst, und die ganze Nacht verging unter fruchtlosen Bemühungen. Endlich, da ich tausendmal zu dem Himmel geschaut hatte, erblaßten die fürchterlichen Sterne, und das schwache Grau des Morgens war in der Luft. Nun, da wir besser sahen, gelang es wirklich mit Hilfe von Stricken und Stangen bis auf den Grund hinabzukommen. Allein wir fanden die Gegend nicht, und erst, als die Sonne schon fast hoch in das Thal herein schien, entdeckten wir sie. Es lag ein Häufchen weißer Kleider neben einem Wachholderstrauche, und darunter die zerschmetterten Glieder. — Es war nicht möglich,

von dieser Höhe kann kein Mensch herunterfallen, und nur einen Hauch des Lebens behalten. Kaum so dünne, wie ein Strohhalm anzusehen, schwebte die Riese weit ober uns. — Wir gingen näher, und denkt euch — auf den Kleidern saß das Hündlein, und war lebend und fast unversehrt. Das Weib hatte es vielleicht während des Falles emporgehalten, und so gerettet. Aber es mußte über die Nacht wahnsinnig geworden seyn; denn es schaute mit angstvollen Augen umher, und biß gegen mich, da ich zu den Kleidern wollte. Weil ich schnell mein Weib haben mußte, gab ich zu, obwohl ich mir das Thierchen hatte aufsparen wollen, daß es einer der Knechte mit der Büchse, die sie zuweilen tragen, erschieße. Er hielt schräge hin, damit er die Leiche nicht treffe — und das Hündchen fiel herab, kaum daß es ein Füßlein rührte. — Ich beugte mich nun nieder, und riß das weiße Mieder auf, das sie anhatte; aber die Schulter war schon kalt, und die Brust war so kalt, wie Eis. — — O Herr! das könnt Ihr nicht ermessen — nein, Ihr wisset es jetzt noch nicht, wie es ist, wenn der Leib, der so lange das Eigenthum Eures guten Herzens gewesen ist, noch die Kleider anhat, die Ihr am Morgen selber darreichen halfet, und jetzt todt ist, und nichts mehr kann, als in Unschuld bitten, daß Ihr ihn begrabet."

Hier hielt der Obrist wieder inne; dann aber fuhr er fort: „So ist es auch geschehen. Wo der Bach seinen schmalen Ausgang hat, ließ ich sie aus dem Thale bringen, und kam gegen Mittag in mein

Haus. Der Ruf hatte das Unglück schon ausgebreitet. Mehrere Menschen standen auf meiner Gasse, und gute Freunde wollten mich in einen Wagen thun und fortführen, bis Alles vorüber wäre. Ich aber meinte, daß dieses gegen die eheliche Treue sey, und blieb bei ihr. Bloß da die Frauen kamen, sie zu waschen und umzukleiden, ging ich an der Gesindestube vorbei zurück in das Stüblein gegen den Garten, wo mein Kind war. Ich nahm das Mädchen bei der Hand, führte es durch den hintern Gang auf die Gasse, that es in den Wagen, den die Freunde herbeigeschafft hatten, und ließ es zu einer entfernten Bekannten führen, damit das Kind nicht sähe, was hier geschieht, und sich einmal daran erinnere. Als sie mich riefen, ging ich wieder hinvor in das Zimmer, wo die Menschen waren, und setzte mich nieder. Sie lag in dem weißen Gewande, das sie sonst hatte, auf ihrem Bette, und der Schreiner legte seinen schwarzen Zollstab zusammen, und ging hinaus. Gegen Abend kam der Sarg, der sonderbarer Weise in dem rechten Maße schon fertig gewesen war, und man legte sie hinein, wo sie lang und schmal ruhen blieb. Als nach und nach die Neugierigen und die Andern fortgegangen waren, und ich fast allein blieb, ging ich hin, faltete ihr die Hände anders, als es die Frauen gethan hatten, und gab ihr ein Kreuz. Ich legte auch noch von ihren Blumen, die noch da standen, etwas um das reine unbewegliche Haupt. Dann setzte ich mich nieder und blieb sitzen, wie Stund an Stund verging.

Damals dachte ich oft an das alte Volk der Egypter, daß sie ihre Todten einbalsamirten, und warum sie es gethan. Ich habe in ihrem Zimmer Wachslichter anzünden, aber keine schwarzen Tücher spannen lassen. Am Tage hatte ich die Fenster geöffnet, daß die freie Luft herein sah. An dem ersten Abende waren an dem Himmel draußen viele rothe Lämmerwolken gewesen, daß im Zimmer lauter rothe sanfte Rosen schienen; und Nachts, wenn die Lichter brannten, waren weiße auf ihren Geräthen und auf ihren Kleidern; und wenn sie in dem Nebenzimmer draußen stille waren und beteten, wie es christliche Sitte ist, rückte ich ihr das Hauptkissen, weil das Angesicht schief zu sinken begann. Am zweiten Morgen wurde sie begraben. Es kamen die Träger, und ich ging mit ihnen. Auf dem Kirchhofe standen viele Leute, und der Pfarrer hielt eine Rede. Dann thaten sie sie in die Erde, und warfen die Schollen auf sie. Als Alles vorüber war, und drüben jenseits der Haüser die alten Wälder standen, und eine fremde leere Luft über sie floß, versuchte ich nach Hause zu gehen. Auf den Feldern gegen die Haselbestände hinauf ackerten sie, und säeten das Wintergetreide in die Erde. Ich ging durch den Garten, wo die Herbstblätter abfielen, in das sehr stille Haus. In der Stube standen noch die Sessel in derselben Ordnung, wie sie den Sarg getragen hatten, aber sie war nicht darauf. Ich setzte mich in einer Ecke nieder und blieb sitzen. An dem Fenster stand noch ihr Arbeitstischchen, und die Laden

unserer Kästen machte ich nicht auf. Wie viele Afterdinge, dachte ich, wird die Welt nun noch auf meine Augen laden, nur sie allein, nur sie allein nicht mehr. — Und wie es lange, lange so stille war, und die Dienstboten vor Ehrfurcht draußen nur flüsterten, that sich ungeschickt die Thür auf, und mein Töchterlein ging herein, das schon vor einer Stunde zurückgekommen war, und sich nicht aus ihrem Stüblein getraut hatte. Auf ihrem Munde war die Knospe der Rose, die sie eben begraben hatten, und in dem Haupte trug sie die Augen der Mutter. Und wie sie schüchtern vorwärts ging, und mich so sitzen sah, fragte sie: „Wo ist Mutter?" Ich sagte, die Mutter sey heute früh zu ihrem Vater gegangen, und werde recht lange, lange nicht zurückkommen. Da sie sich auf das Wort beherrschen wollte, wie sie gewöhnt worden war, und sich aber doch auf dem Gesichtchen die schwachen Linien des Weinens zusammenzogen, da riß ich sie an mich, und weinte mich selber recht zu Tode. — Dann schien die Sonne, wie alle Tage, es wuchs das Getreide, das sie im Herbste angebaut hatten, die Bäche rannen in die Thäler hinaus; nur daß sie allein dahin war, wie der Verlust eines goldenen Kleinodes. — Nachdem der erste Schmerz überwunden und ich wieder meiner vollkommen mächtig war, dachte ich mir, ich wolle so gut werden, wie sie, und wolle thun, was sie thäte, wenn sie noch lebte. Ich habe mir damals eingebildet, G o t t b r a u c h e e i n e n E n g e l i m H i m m e l u n d e i n e n g u t e n M e n s c h e n a u f E r d e n: deßhalb

mußte sie sterben. — Ich ließ einen weißen Marmorstein auf ihr Grab setzen, auf dem ihr Name, der Tag ihrer Geburt und ihr Alter stand, geziert mit dem Bilde des Gekreuzigten. Dann blieb ich noch eine lange Zeit in der Gegend; aber als die Berge nicht zu mir reden wollten, und die Pfade um die Wiesenanhöhen so leer waren, so nahm ich mein Kind, und ging mit ihm fort in die Welt. Ich ging an verschiedene Orte, und suchte an jedem, daß mein Töchterlein nach und nach lerne, was ihm gut thun möchte."

* * *

Solche Ergebung in Gottes unerforschliche Fügung in so bittern Leiden hat nur der Glaűbige. Wo der Unglaűbige mit Gott hadern will, da erforschet der Glaűbige den anbetungswürdigen Willen des Herrn, und ist bemüht, denselben mit Gottes Gnade zu erfüllen.

Möchten doch Alle, denen der Tod das Theuerste raubt, desselben Trostes wie der edle Obrist sich erfreuen! Möchten Alle die Fingerzeige Gottes verstehen und seine Wege lobpreisen lernen! Gott braucht einen Engel im Himmel, d'rum hat er mir einen genommen; er will einen guten Menschen auf Erden, d'rum läßt er mich allein auf Erden, auf daß ich mein Talent benütze, auf eigenen Füßen stehen, an den Unsichtbaren allein mich halten und auf Ihn allein vertrauen lerne.

5.
Wie eine Waldgegend und wie das Menschenherz kultivirt wird.

Vor wenigen Jahren war diese Gegend, die jetzt so wohnlich vor uns steht, noch nicht so angebaut, wie wir sie vor uns haben. Es sind hier bedeutende Veränderungen vor sich gegangen. Ein großer, undurchdringlicher Wald hat sich über all die Thäler und Berge ausgebreitet, die jetzt meine Heimath sind. Nach und nach hat sich die eine und andere Stelle gelichtet, je nachdem entweder ein mächtiger Kriegsfürst oder anderer Herr große Stücke Eigenthum in dem Walde erhalten, und Leute hingeschickt hat, daß sie an Stellen, die sehr bequem lagen, Holz fällen und aufschlichten sollen, damit er aus seinem Besitze Nutzen ziehe; oder ein armer Mann um weniges Geld in der Wildniß sich einen Platz gekauft hat, den er reutete, auf dem er sich anbaute, und von dem er lebte; oder ein Theerbrenner, ein Pechhändler die Erlaubniß erhielt, an abgelegenen Orten, die sich kaum durch Jagd oder sonst etwas nutzbar machen konnten, seine Beschäftigung zu treiben, wo er sich dann anbaute und verblieb; oder einem Wildschützen, einem Wanderer, einem Vertriebenen ein Plätzchen gefiel, an dem er sich ansiedelte, und von dem aus er wirkte. Es soll auch einen Mann gegeben haben, der eine Wünschelruthe besaß, mit der er Metalle und Wasser in der Erde entdecken

konnte; er ist aber sehr arm geblieben, und nachdem sie ihn draußen hatten steinigen wollen, ist er in die fernste Tiefe des Waldes entflohen. Von ihm soll sich der Anfang der oberen Brentenhaüser herschreiben. Alle diese, die sich an vereinzelten Stellen des Waldes befanden, oder wenigstens Viele von ihnen hatten Nachkommen, die sich nicht weit von den Eltern ansässig machten, und so mag es gekommen seyn, daß die verschiedenen Haüser, oder Orte, die an den einzelnen Hügeln des Waldes zerstreut liegen, entstanden sind. Es wird wohl ein Jeder, der sich eine Hütte baute, die tieferen Orte des Waldes, die feucht und sumpfig sind, gemieden, und sich einen höhern luftigen ausgesucht haben. Dort lichtete er den Wald um die Hütte, legte sich eine Wiese an, davon er ein Paar Rinder nährte, ließ seine Ziegen und Lämmer in das Gestraüche des Waldes gehen, und machte sich wohl auch ein Feld und ein Gärtchen, das er bearbeitete. Daher kam es, daß jetzt so gerne die Waldhaüser, schier jedes allein, auf einem Hügel liegen, und von Hügel zu Hügel, von grünem Abhange zu Abhange aufeinander hinübergrüßen. Sie sind alle aus Holz gebaut, und haben flache Bretterdächer, auf denen die großen grauen Steine liegen. Wenn man auf einem Berge steht, sieht man die Fenster dieser Haüser glänzen, und wenn man tief in den Wald zurückgeht, und auf einen Kamm steigt, von dem man die Haüser nicht mehr sehen kann, so steigen von verschiedenen Stellen aus der Dämmerfarbe des Waldes Rauchsaülen

auf, die ihre Lage bezeichnen. So eine Hütte war auch die meines Vaters, sie lag ziemlich weit von dem Dunkel der Tannen, gute Wiesen gingen gegen sie her, und von ihr streckte sich ein grüner Hang hinab, der sehr feucht war, aber mit einem Grün prangte, das den Schein des Smaragdsteines erreichte. Hinter der Hütte war ein Garten, in welchem Gemüse wuchsen, und sogar einige Blumen gezogen wurden.

* * *

Die Geschichte dieser Waldgegend ist die Geschichte des Menschengeschlechtes, seitdem es durch die Sünde verwildert und verkommen ist. Von Gottes Geist geleitet haben die Propheten und Apostel es übernommen, das Geschlecht zu kultiviren mittelst der Gnadenschätze des Erlösers. Es kamen auch falsche Propheten, Männer mit der Wünschelruthe, welche die Menschen bethörten, sie in ihrer Unwissenheit mit Lügen nähren wollten. Sie haben eine Zeit lang ihr Wesen getrieben, und sind verschwunden und verschollen. Die Lehrer der Wahrheit aber leben noch in ihren Nachfolgern, haben ihre Beglaubigung von der heil. Kirche Gottes, und ihr Andenken ist im Segen.

Noch näher aber liegt uns die Cultur des Menschenherzens. Da ist Verwilderung, so lange die Leidenschaften herrschen und die Lüge Alles verfinstert. Da muß Licht werden! Zaubersprüche und Wunderkuren taugen nicht. Durch unverdrossenen Eifer geht der Weg zum ewigen Heile. Die Sonne der Gnade leuchtet in dem Grade in's Herz, als die Leidenschaften

schaften gebändiget und die Wahrheit geliebt wird. Das ist ein hartes Tagewerk. Der Lohn ist unendlich beseligend. Friede des Herzens und Freude im heiligen Geiste sind der Gewinn für diesen Aufwand von Mühe, die, wie alles Irdische, doch nur kurze Zeit währet.

6.

Auch ein Mittel, sich selber erkennen und beherrschen zu lernen.

Ein alter Kriegsmann, dessen Sanftmuth und Milde allenthalben bewundert und gerühmt wurde, der früher als eigentlicher Wildfang bekannt gewesen, erzählt einem jungen Manne, der die Heilkunst gelernt hatte, selber aber fortwährend Patient an der Seele war, nachstehendes Bruchstück aus seinem Leben:

„In Westphalen war es, wo ich endlich ein Mittel für mein Heil gebrauchen lernte, das ich zuerst aus Scherz angefangen, und dann aus Ernst bis auf den heutigen Tag nicht mehr aufgegeben habe. Ich würde Euch gerne rathen, Doctor, daß Ihr es auch anwendetet; denn ich glaube, daß ich schier Alles, was ich geworden, unter Gottes Beistand durch dieses Mittel geworden bin. Es besteht darin, daß Einer sein gegenwärtiges Leben, das ist, alle Gedanken und Begebnisse, wie sie eben kommen, aufschreibt, dann

aber einen Umschlag darum siegelt, und das Gelöbniß macht, die Schrift erst in drei bis vier Jahren aufzubrechen und zu lesen. Ein alter Kriegsmann rieth es in meiner Gegenwart lachend einer Jungfrau an, die gerade in Liebeskummer befangen war, und sagte, daß es in diesen Fällen eine gute Wirkung thue. Ich lachte mit, und dachte gleich in meinem Innern, daß ich das Ding auch versuchen würde — und wie oft habe ich seitdem den todten Mann gesegnet, daß er es sagte, und die Fügung, die es ihn im rechten Augenblicke sagen hieß. Ich ging sehr eifrig darüber, und habe gleich alle freie Zeit, die uns gegeben war, verwendet, um aufzuschreiben, was ich mir nur immer dachte, und was ich für die Zukunft beschlossen hatte. Ich machte die Dinge sehr schön, faltete alle Papiere gleich groß, und schrieb von Außen den Tag ihrer Verfertigung darauf. In den Feldlagern, wo sie mir oft recht unbequem waren, schleppte ich die versiegelten Päcke mit mir herum. Nicht nach drei, sondern erst nach fünf Jahren, weil ich eine Weile von meinen Sachen getrennt gewesen war, öffnete ich den ersten Pack. Ich lag eben verwundet darnieder, von allem Nöthigen entblößt, keinen Freund und Theilnehmer an der Seite. Nach Mitternacht hatte ich mir den Pack hingeben lassen, und als ich ihn nun öffnete und las, so lachte und weinte ich fast in einem Athem durcheinander; denn Alles war anders geworden, als ich einst gedacht hatte; Vieles besser, Manches schlechter — aber Jedes irdischer

und wahrer, als es sich einmal vorgespiegelt hatte. Meine Ansichten waren gewachsen und gereift, und ich hatte die heftigste Begierde, sie gleich wieder in einem neuen Packe niederzuschreiben. Ich ließ mir Papier und Schwarzstift aus dem Ledersacke suchen, der unter dem Bette lag, und schrieb auf dem Kopfkissen neben meinem Angesichte die ganze Nacht. Ach, ich wußte damals noch nicht, weil es das erste Päckchen war, das ich geöffnet hatte, daß es mir bei jedem so ergehen würde, auch bei dem, das ich jetzt so eilig und inbrünstig niederschrieb. Es ist merkwürdig, Doctor, daß ich so alt geworden bin, und daß ich mir erst durch diese angerathene Beschäftigung eine Denkweise, eine Rede- und Handelsweise zugebildet habe; denn aus Schriften und Büchern zu lernen, ist mir erst im späten Alter zu Theil geworden; damals hatte ich kaum Zeit, das Nothdürftigste niederzuschreiben — oft schrieb ich auf meinen Knieen, oft auf einer Trommel oder auf einem Baumstamme. Ich habe nachher schwere Schlachten gesehen, ich habe das menschliche Blut wie Wasser vergeuden gesehen, ich zeichnete mich aus, wie sie sagten, das heißt: ich half mit in diesen Dingen; aber ein Päckchen erzählte mir später meine damaligen Gefühle, die um viel besser waren, als die Auszeichnung und die ich hatte zurückdrängen müssen, um meine Pflicht zu thun. Ich lernte nach und nach das Gute von dem Gepriesenen unterscheiden, und das Heißerstrebte von dem Gewordenen. Manches Päckchen segnete, manches ver-

urtheilte mich, und so wurde ich widerstreitender Weise mitten im Kriege und Blutvergießen ein sanfterer Mensch. Ich weiß es nicht, wäre ich es auch ohnedem geworden, weil die Jahre wuchsen, oder ist es mir erst durch die Schriften eindringlicher in's Herz gekommen. Ich fing mit der Zeit auch an, im Leben auszuüben, was ich im Geiste denken gelernt hatte. Seht, Doctor, diese Kette, die ich heute umgethan habe, weil ich die Unterredung mit Euch für einen Festtag halte, ist selber ein Zeuge davon. Ich habe einmal mit Aussetzung meines Lebens dasjenige von tausend Feinden gerettet, die man im Begriffe war zusammenzuhauen. Ich habe die Rettung begonnen, weil ich nicht leiden konnte, daß so viele Menschen, die an nichts Schuld sind, wie blöde Thiere getödtet würden, die uns zwar auch nicht beleidigen, deren Leben wir aber zu unserer Nahrung bedürfen. Zwischen den Kugeln beider Theile habe ich die Unterwerfung verhandelt, und den Ergebungsbrief gegen die gezückten Säbel unserer Rotten reitend zu unserm Führer gebracht. Sie wurden dann bloß gefangen, und ihr König wechselte sie später aus. Wenige Jahre vorher hätte ich noch selber den Befehl gegeben, lustig einzuhauen, und hätte es für eine Heldenthat gehalten. Die tausend Männer sandten mir nach vielen Jahren den erlesenen Waffenschmuck, den Ihr oben in meinem Eichenschreine gesehen habt, ihr König that selber den Degenknopf dazu, der so schön in Silber gefaßt ist, und der Kaiser, da ihm die Nachricht von der Begebenheit

zu Ohren gebracht worden war, verlieh mir die Kette, die ich hier um habe."

* * *

So ein Tagebuch können nicht alle Leute führen, aber was bei dem Tagebuche die Hauptsache ist, nämlich die gewissenhafte Beobachtung und tägliche Prüfung seiner selbst — das ist allen Menschen, auch denjenigen, die nicht schreiben können, überall möglich.

Wenn du dich selber prüfen, d. h. messen und wägen willst, so mußt du einen rechten Maßstab und gerechte Wage haben. Dieser Maßstab, diese Wage ist Gottes heiliges Gesetz — ist der Erfüller des Gesetzes, dein nächstes Vorbild, Jesus Christus — ist der gerechte und heilige Gott selbst. Vor seinem Angesichte mußt du dich prüfen, Ihm mußt du gleichförmig werden.

Nur wenn du immer auf dieß dein Vorbild schaust, werden deine Augen immer reiner und heller werden, so daß du nach drei Jahren dein früher Thun und Lassen im Lichte der Wahrheit prüfen kannst, und selbst in deinen besten Handlungen Fehl und Mangel entdeckest.

Und zu guter Letzt nimm noch ein Thermometer von mir hin, an dem du dein Fortschreiten leicht bemessen kannst! So lange du gern von deinen Werken und Thaten aus der Vergangenheit reden magst und mit denselben groß thust, so lange bist du noch ganz blind, und hast noch gar nicht ange-

fangen, dich selber kennen und beherrschen zu lernen. Der rechte Christ rühmt sich seiner Schwachheiten, damit die Herrlichkeit Gottes vermehrt werde.

7.

Die Feier der Aufrichtung des Dachstuhles auf dem neuen Hause.

Mehrere Tage nach der Sonnenwende wurde das Dach auf das Haus des Obrists gesetzt. Es war der Richter der oberen Haüser, worunter das Hag gehört, zugegen, es war der alte Pfarrer von Sillerau mit dem Wagen des Obrists abgeholt worden, es war der Gutsherr von Tunberg mit seiner Frau und seinen Töchtern hereingekommen, es war der Vetter, der Wirth vom Rothberge, zugegen, und es waren mehrere Bauern und Nachbarn, die in den Waldhaüsern herumwohnen, eingeladen worden. Als die letzte Sparre aufgerichtet worden war, an welcher der Fichtenwipfel befestiget war, an dem die bunten Bänder wallten, vorzüglich roth- und blauseiden — ich wußte damals noch nicht, warum diese Farben — als man unten die erste Latte angenagelt hatte, dann sogleich an ihr die nächst obere, und als es mit den vielen Händen, die beschäftigt waren, im Taktschlage rasch aufwärts ging, bis endlich die oberste und letzte am First befestigt war, und die drei Daraufschläge als Zeichen, daß es nun vollendet sey, nach den rollenden Axtschlägen noch einzeln

erschollen waren: da erhob sich ein Zimmergeselle neben dem Fichtenwipfel in seinem Sonntagsstaate, von dessen Hute zwei lange rothe und blaue seidene Bänderenden herunter hingen, am Rande des Brettes stehend, das man über die obersten Querbalken der Sparren gelegt hatte, und sagte den Zimmermannsspruch auf uns herunter, die wir im Grase standen und hinaufschauten. Als er mit dem Spruche fertig war, nahm er eine Krystallflasche, die hinter ihm auf dem Brette gestanden war, schenkte sich aus der Flasche einen Wein, der in derselben enthalten war, in ein Glas, das er in der Hand hielt, und trank den Wein auf uns herunter grüßend aus. Dann warf er das leere Glas hoch in einem Bogen in das Eichenhag hinüber, daß es in den Aesten zerschellte. Hierauf reichte er die Flasche dem zunächst hinter ihm auf dem Brette Stehenden, welcher sich auch in ein Glas schenkte, austrank, und das leere Glas in das Eichenhag warf. Und so thaten alle hintereinander auf dem Brette stehenden Gewerksgesellen, bis es auf den letzten kam. Dieser nahm die Flasche, die bei ihm leer geworden war, zu sich, Alle gingen sie auf den Querbalken seitwärts, kletterten an den Latten zum Rande des Daches herunter, kamen auf die Gerüste, und gingen auf der letzten Stufe zu uns auf den Anger heraus. Die leere Flasche wurde dem Bauherrn übergeben, weil in sie Dinge verschiedener Art gethan, sie dann verschmolzen und in den Grundstein vergraben werden sollte, wenn man sein Fest feiern würde. Als dieses geschehen war, wurde

auf mehreren Tischen, die aus rohen Brettern in verschiedenen Gestalten zusammengeschlagen worden waren, ein Imbis aufgesetzt. Alle, welche aus der Gegend helfen gekommen waren, standen an einem Tische. Es ist nämlich die Sitte, wenn an einem neuen Hause gelattet wird, daß Alle aus der Gegend, denen es gefällig ist, zusammenkommen und helfen. Es ist da eine Auszeichnung, wenn man mit den Aexten, mit deren umgekehrten Häuptern die Lattennägel eingetrieben werden, einen schnell rollenden Taktschlag machen konnte, und wenn man sich dann in der Nachbarschaft zu rühmen vermochte, daß man ein Dach von so und so viel Geviertklaftern in so und so kurzer Zeit eingelattet habe. Am zweiten Tische stand der Zimmermeister mit seinen Gewerken, und that auch einen Spruch, als Alle ihre Gläser gefüllt hatten, und sie eben an den Mund setzen wollten. Am dritten Tische standen wir, die Geladenen, nebst dem Obrist, und an die andern Tische konnte gehen, wer da immer aus der Umgegend kam, namentlich die Armen, und sich Wein zum Trinken einschenken und einen Bissen vom Tische zum Essen nehmen wollte. Als der Spruch des Zimmermeisters aus war, und als man die ersten Trinkhöflichkeiten herumgebracht hatte, durften wir auch zu dem Tische der Gewerke gehen, es durften die Andern herüberkommen, und Alle untereinander gehen und miteinander sprechen. Als der Imbis aus war, und als man insbesondere den ärmeren gekommenen Gästen Zeit gelassen hatte, Alles, was auf ihren Tischen

war, zu verzehren, ging man auseinander, und von den Werkleuten wurden die Tische eben so schnell auseinander geschlagen, als sie gestern auf dem grünen Rasen, wo früher keine Spur gewesen war, entstanden waren.

* * *

Es ist viel gescheiter, man hält eine Festlichkeit, wenn etwas glücklich zu Stande gebracht ist, als wenn man eben etwas anfängt. Die Jubelhochzeiten und Sekundizen sind weit vernünftiger, als die Hochzeiten und die Primizen. Bei diesen weiß man ja nicht, wie es ausfällt, und ob der erste Freudentag nicht etwa auch der letzte gewesen. Hat man fünfzig Jahre mit Gott und mit Ehren ausgehalten in Freud' und Leid, dann ist Grund da, daß man sich freue und Gott danke, und Ihn lobe und preise.

Bei so einer wahren Festfreude thut man nicht, wie man alle Tage thut — nur daß man auch hier Gottes Gebot nicht übertreten darf. Man schlägt die Gläser zusammen vor lauter Freud' über das neugebaute Haus, wenn man auch morgen aus hohler Hand trinken muß. Das hat nichts zu sagen, man hat vordem auch aus hohler Hand getrunken. Und man trinkt Bier und Wein, wenn man auch sonst Jahr aus Jahr ein nur Wasser trinkt; und wer sagt, das sey Verschwendung, der kennt die Großherzigkeit und Freigebigkeit Gottes nicht.

Es liegt noch ein anderer Sinn darin — ich meine im Gläser-zerbrechen. Man soll sich aus

Anlaß solcher Feste nicht verwöhnen und nicht verweichlichen. D'rum wird weggeworfen, was nicht für immer taugt, und was leicht zur Verwöhnung und Verweichlichung führen könnte.

8.

Vorsätze eines Arztes.

Ich dachte nach über das Amt, das mir Gott übertragen, über den Beruf, in den er mich eingesetzt hat. Es kann nicht recht seyn, daß man dasjenige, was Andere gethan und gefunden haben, in mehrere Bücher zusammenträgt, dasselbe sich sehr gut in das Gedächtniß prägt, und es dann in der gleichen Gestalt immer ausübt — es kann dieß nicht recht seyn. Man muß die Gebote der Naturdinge lernen, was sie verlangen und was sie verweigern, man muß in der steten Anschauung der kleinsten Sachen erkennen, wie sie sind, und ihnen zu Willen seyn. Dann wird man das Wachsen und Entstehen erleichtern. Es wissen auch die großen Bücher, welche ich auf meinen Tisch und auf mein jetziges Schreibgerüste lege, und in denen ich lese, nicht viel. Wer erkennt es genau, ob die Arcana, und die Sympathien und die Zeitverbindungen die Hilfe bringen, die in ihnen liegt? Und es ist nicht klar abzumerken, daß Gott in die großen Zusammensetzungen der Stoffe unser Heil gelegt hat, weil wir es nicht finden würden, wenn wir die

Zusammensetzungen noch nicht kennten. Es liegt gewiß irgendwo sehr nahe bei uns. Womit würde sich denn der Hirsch heilen, und der Hund, und die Schlange des Waldes, wenn die Arzenei, die ihnen hilft, in meinem Schragen stünde, weil sie ja nie zu ihm kommen? Es wird ein Ding in dem kühlenden fließenden Wasser seyn, es wird eins in der wehenden Luft seyn, und es werden Zustimmungen zu unserem Körper aus der Eintracht aller Dinge jede Stunde, jede Minute in unser Wesen zittern und es erhalten. — Ich will sehr eifrig in den Büchern lesen, und das lernen, was sie enthalten — und ich will hinter dem Hirsche, hinter dem Hunde hergehen, und zusehen, wie sie es machen, daß sie genesen. Die Kraüter der Berge kenne ich; jetzt will ich auch die anderen Dinge ansehen, und will die Krankheiten betrachten, was sie sprechen, was sie zu uns sagen und was sie heischen.

So dachte ich und so nahm ich mir vor.

* * *

Das geht nicht bloß die Aerzte an, sondern alle Leute, die etwas gelernt haben und das Gelernte in Anwendung bringen wollen, vom fürnehmsten Gelehrten angefangen bis zum letzten Schuhflicker herunter. Die bloß aus den Büchern lernen, die kommen zu nichts, und wenn sie meinen, sie seyen zu was gekommen, so lügen sie sich selber an und die ganze Welt. Die Sache ist so: „Was in den Büchern steht, das

ist was Todtes, und wenn du nicht Lebensodem in dir hast und diesen Lebensodem nicht über den todten Buchstaben hinwehen lässest; so bleibt es todt für dich in alle Ewigkeit, und wenn du es auch bis auf's letzte Pünktlein in deinen Gedächtnißkasten aufnehmen könntest. Weiter! Der seine Weisheit und Erfahrung mittelst des todten Buchstabens niedergeschrieben hat, der hat's nie so niederschreiben können, daß er selber mit sich vollkommen zufrieden gewesen wäre, d. h. daß das Niedergeschriebene dem ganz entsprochen hätte, was in seinem Geiste als lebendiger Gedanke ihm gegenwärtig war; denn der Tod kann nie das Leben seyn. Ist dir das Leben des Gedankens, des Selbstdenkens noch nicht aufgegangen, bist du nicht im Stande, selbst zu schaffen im Gebiete des Geistes; so kannst du den im todten Buchstaben verborgenen Geist nicht finden, und bleibst armseliger Nachbeter und Trödelkrämer, du magst Philosophie treiben oder Schneiderei.

Das geht ganz besonders auf die Religion. Diese und Alles, was zu ihr gehört, das Gottvertrauen und Beten, das Gottlieben und „Gott-ergeben-seyn" — das Alles kann man nicht aus Büchern lernen; und wüßtest du auch die ganze Bibel auswendig, und hättest den Geist Christi (der dir den todten Buchstaben der Bibel lebendig macht) nicht, so hälfe es dir nichts. Die Wahrheiten der Religion muß man erleben, dann hat man's erst recht; außerdem hat man nur ihren Schatten oder etwa einen bleibenden Schein davon.

Wenn du einmal einen rechten Grund in deiner Kunst oder Wissenschaft gefunden hast, dann bist du im Stande, Alles gehörig zu fassen und recht zu ordnen. Eben so ist's auch mit der Religion. Dieser Grund ist aber in dir — in deinem Geiste, und ist durch Gottes Gnade in dir zu Stande gekommen. Von diesem Grunde aus erkennst du, was die ganze Welt und was jedes einzelne Ding für dich für eine Bedeutung hat. Jetzt verstehst du die Sprüche der Weisen und die Lieder der Sänger, und kennst die Bedeutung „der Bäume, von der Ceder des Libanon angefangen bis zum Ysop, der an der Wand wächst — und die Bedeutung aller Thiere, der Vögel, der Kriechenden und der Fische." 3 Kön. 4, 32. 33. Daß dieß werde, mußt du dein Auge wach halten und dein Talent wohl anwenden — nicht bloß in den papiernen Büchern lesen, sondern auch im großen Buche der Natur und vor Allem im Buche deines Herzens, und mußt den Sinn des Gelesenen wohl beherzigen.

9.
Eine gefährliche, aber glückliche Operation.

Ich bin mehrere Tage zitternd, bebend, zu Gott betend gewesen. Wenn ich auf und nieder ging, legte ich die Hände auf die Brust, daß sie ruhig sey. Wie ernst und schwer oft Fälle des menschlichen Lebens sind! Es ward ein schöner starker Jüngling zu mir gebracht und lag in meinem Hause. Sie hatten ihm auf eine kleine Wunde, die er sich durch Zufall in die Brust geschlagen hatte, Pflaster von Pech und andern Klebedingen gelegt, und ihn an den Rand des Grabes gebracht. Als ihnen die Sorge stieg, brachten sie ihn von weit jenseits des Hochwaldes, wo ich noch nie gewesen war, zu mir herüber. Ich legte ihn in das grüne Zimmer, weil es meiner Stube am nächsten ist. Ich entfernte alle Afterdinge, Unglücksbildungen und bereits begonnene Zerstörungen, bis es mich selbst schauerte — ich hatte Vater und Mutter nicht zugelassen, damit sie durch Schreien oder Gejammer nicht die Ruhe zerstörten, — das Messer ward durch die Wissenschaft immer weiter geführt — — ich empfahl meine Seele Gott — und that's. Als ich fertig war, war sehr Vieles, und an einer Stelle schier Alles weg, so daß ich an dieser Stelle durch das einzige innerlich gebliebene Häutchen die Lunge wallen sehen konnte. Ich sagte nichts, ging hinaus, und sendete Vater und Mutter heim.

Dann ging ich wieder hinein, und führte die Sache weiter. Ich war ganz allein, und hatte Niemanden, der mir helfen konnte. Ich gab dem Kranken nur das Wenigste zu essen, daß er nicht erhungere, damit die Gluth der Entzündung nicht komme und zerstöre. Er lag geduldig da, und wenn seine ruhigen und unschuldigen Augen, da ich an ihm vorbeiging, auf meinem Angesichte hafteten, wußte ich, wie viel meine Miene werth sey, und bat Gott, daß er sie gelassen zeige. Kein einziger Mensch wußte, wie es sey. Nur den Obristen führte ich einmal hinein und zeigte ihm die Sache. Er sah mich sehr ernst an. Weil der Jüngling stark und wohlgebildet war, erschienen nach wenigen Tagen schon die ersten Spuren der Genesung, und in Kurzem war sie in vollem Gange. Da das war, dann hatte ich die Baüme, die Wälder, das Firmament und die aüßere Welt wieder. Vor der Festigkeit der Pflicht, wie sinkt jedes andere Ding der Erde zu Schanden nieder! Nach gar nicht langer Zeit war er völlig gesund, und ich konnte ihn zu seinen Eltern über den Wald hinübersenden.

* * *

Wenn dich die wichtigsten Geschäfte deines Berufes nicht frömmer machen, nicht mit Gewalt zum Beten treiben, so steht es schlecht um dein Christenthum und um deinen Beruf.

Wenn du in deinem Berufe nicht stets die Geistesgegenwart und Geistesstärke behauptest und bewahrest, die über die Neigungen der Andern eben so wie über deine eigenen Launen herrschet; so wirst

du nie was Tüchtiges zu Stande bringen. Bald wird dich die Sentimentalität Anderer, bald werden die selbstsüchtigen Rücksichten auf dich selber dir deine Hände binden, deine Augen blenden und deine Wirksamkeit vereiteln.

Jedes wichtige Berufsgeschäft, wo es sich ganz besonders um das allgemeine Wohl oder um die Rettung eines Menschen handelt, nimmt den Menschen so in Anspruch, daß er für alles Andere Sehen und Hören und Sprache verloren hat. Nur der Allmächtige und Allgegenwärtige wirkt und ist überall — an allen Enden. Des Menschen Wirksamkeit ist wie seine Erkenntniß nur Stückwerk. Und wer noch nie solche Zeiten in seiner Berufssphäre verlebt hat, in denen er nur für seine Berufsgeschäfte Aug und Ohr und Mund gehabt, der mag zweifeln, ob er nicht seinen Beruf gar verfehlt habe.

10.

Des jungen Juden Abschied aus der Heimath, seine Wanderung und Rückkehr.

Tief in den Wüsten Afrikas innerhalb des Atlasses steht eine alte, aus der Geschichte verlorne Römerstadt. Sie ist nach und nach zusammengefallen, hat seit Jahrhunderten keinen Namen mehr, wie lange sie schon keine Bewohner hat, weiß man nicht mehr. Der Europäer zeichnete sie bis auf die neueste Zeit nicht auf seine Karten, weil er von ihr nichts ahnete,

und

und der Berber, wenn er auf seinem schnellen Rosse vorüber jagte, und das hängende Gemaüer stehen sah, dachte entweder gar nicht an dasselbe und an dessen Zweck, oder er fertigte die Unheimlichkeit seines Gemüthes mit ein paar abergläubischen Gedanken ab, bis das letzte Mauerstück aus seinem Gesichte, und der letzte Ton der Schakale, die darin hausen, aus seinem Ohre entschwunden war. Dann ritt er fröhlich weiter, und es umgab ihn nichts, als das einsame, bekannte, schöne, liebgewordene Bild der Wüste. Dennoch lebten außer den Schakalen, der ganzen übrigen Welt unbekannt, auch noch andere Bewohner in den Ruinen. Es waren Kinder jenes Geschlechtes, welches das ausschließendste der ganzen Welt, starr bloß auf einen einzigsten Punkt desselben hinweisend, doch in alle Länder der Menschen zerstreut ist, und von dem großen Meere gleichsam auch einige Tropfen in diese Angelegenheit hinein verspritzt hatte. Düstere, schwarze, schmutzige Juden gingen wie Schatten in den Trümmern herum, gingen drinnen aus und ein, und wohnten drinnen mit dem Schakal, den sie manchmal fütterten. Es wußte Niemand von ihnen, außer die anderen Glaubensbrüder, die draußen wohnten. Sie handelten mit Gold und Silber und mit andern Dingen von dem Lande Egypten herüber, auch mit verpesteten Lappen und Wollenzeugen, davon sie sich wohl selber zuweilen die Pest brachten und daran verschmachteten. Aber der Sohn nahm dann mit Ergebung und Geduld den Stab seines Vaters, und wanderte und

that, wie dieser gethan, harrend, was das Schicksal über ihn verhängen möge. Ward einmal einer von einem Kabylen erschlagen und beraubt, so heulte der ganze Stamm, der in dem wüsten weiten Lande zerstreut war — und dann war es vorüber und vergessen, bis man etwa nach langer Zeit auch den Kabylen irgendwo erschlagen fand.

Durch einen römischen Triumphbogen hindurch an zwei Stämmen verdorrter Palmen vorbei gelangte man zu einem Mauerklumpen, dessen Zweck nicht mehr zu erkennen war. Hier wohnte der Jude Aaron mit seinem Weibe Esther und seinem Sohne Abdias. Oben gingen Trümmer einer Wasserleitung darüber, unten lagen Stücke, die man gar nicht mehr erkannte, und man mußte sie übersteigen, um zu dem Loche in der Mauer zu gelangen, durch welches man in die Wohnung Aarons hinein konnte. Innerhalb des ausgebrochenen Loches führten Stufen hinab, die Simse einer dorischen Ordnung waren, und in unbekannter Zeit aus unbekanntem zerstörenden Zufalle hierher gefunden hatten. Sie führten zu einer weitläufigen Wohnung hinunter, wie man sie unter dem Mauerklumpen und dem Schutte von Außen nicht vermuthet hätte. Es war eine Stube mit mehreren jener kleinen Gemächer umgeben, wie sie die Römer geliebt hatten, auf dem Boden aber war kein Estrich, oder Getäfel, oder Pflaster, oder Mosaik, sondern die nackte Erde; an den Wänden waren keine Gemälde oder Verzierungen, sondern die römischen Backsteine sahen heraus, und überall waren die vielen

Päcke und Ballen und Krämereien verbreitet, daß man sah, mit welchen schlechten und mannigfaltigen Dingen der Jude Aaron Handel trieb. Vorzüglich aber waren es Kleider und gerissene Lappen, die herabhingen, und die alle Farben und alle Alter hatten, und den Staub fast aller Länder von Afrika in sich trugen. Zum Sitzen und Lehnen waren Haufen alter Stoffe. Der Tisch und die andern Geräthe waren Steine, die man aus der alten Stadt zusammengetragen hatte. Hinter einem herabhängenden Busche von gelben und grauen Kaftanen war ein Loch in der Mauer, welches viel kleiner war, als das, welches die Stelle der Thüre vertrat, und aus dem Finsterniß heraus sah, wie aus einer Grube im Schutte. Man meinte nicht, daß man da hineingehen könne. Wenn man sich aber gleichwohl bückte und hindurch kroch, und wenn man den krummen Gang zurückgelegt hatte, der da folgte, so kam man wieder in ein Zimmer, um das mehrere andere waren. Auf dem Fußboden lag ein Teppich aus Persien, und in den andern waren ähnliche oder gleiche, an den Wänden und in Nischen waren Polster, darüber Vorhänge, und daneben Tische von feinem Steine und Schalen und ein Bad. Hier saß Esther, Aarons Weib. Ihr Leib ruhete auf dem Seidengewebe von Damaskus, und ihre Wangen und ihre Schultern wurden geschmeichelt von dem weichsten und glühendsten aller Zeuge, dem gewebten Märchen aus Kaschemir, so wie es auch die Sultana in Stambul hat. Um sie waren ein paar Zofen, die

schöne Tücher um die klugen schönen Stirnen hatten, und Perlen auf dem Busen trugen. Hieher trug Aaron Alles zusammen, was gut und den armen Sterblichen schmeichelnd und wohlthätig erscheint. Der Schmuck war auf den Tischen herum gelegt und auf den Wänden zerstreut. Das Licht sandten von oben herab mit Myrrhen verrankte Fenster, die manchmal der gelbe Wüstensand verschüttete, — aber wenn es Abend wurde und die Lampen brannten, dann glitzerte Alles und funkelte und war hell und strahlenreich. Das größte Kleinod Aarons außer dem Weibe Esther war ihr Sohn, ein Knabe, der auf dem Teppiche spielte, ein Knabe mit schwarzen rollenden Augenkugeln und mit der ganzen morgenländischen Schönheit seines Stammes ausgerüstet. Dieser Knabe war Abdias, der Jude, von dem ich erzählen wollte, jetzt eine weiche Blume, aus Esthers Busen hervorgeblüht. Aaron war der Reichste in der alten Römerstadt.

Hier brachte der Knabe Abdias die Jahre seiner Kindheit zu. Er hatte gar keinen Unterricht, genoß keine Pflege seines früherwachenden Geistes; denn der Vater ging seinen Geschäften nach, und die Mutter verstand nur mit Puppen umzugehen. Oft stand der Knabe oben auf dem Schutte und blickte hinauf zu dem weiten ungeheuren Himmel, den er für den Mantelsaum Jehovas hielt, der einstens sogar auf der Welt gewesen war, um sie zu erschaffen, und sich ein Volk zu wählen, mit dem er aß, und mit dem er umging zur Freude seines Herzens.

Aber Esther rief ihn wieder hinab, und legte ihm ein braunes Kleidchen an, dann ein gelbes und wieder ein braunes. Sie legte ihm auch einen Schmuck an, und ließ die Schönheit der Perle um seine dunkle feine Haut dämmern, oder das Feuer des Demanten daneben funkeln. Sie legte ein Band um seine Stirne, streichelte seine Haare, oder rieb die Gliedlein und das Angesicht mit weichen, feinen, wollenen Lappen. Oefters kleideten sie ihn als Mädchen an, oder die Mutter salbte seine Augenbraunen, daß sie recht feine schwarze Linien über den glänzenden Augen wären, und hielt ihm den silbernen gefaßten Spiegel vor, daß er sich sähe.

Nachdem die Jahre, eines nach dem andern vergangen waren, führte ihn der Vater Aaron eines Tages hinaus in die vordere Stube, legte ihm einen zerrissenen Kaftan an, und sagte: „Sohn, Abdias, gehe nun in die Welt, und da der Mensch auf der Welt nichts hat, als was er sich erwirbt, und was er sich in jedem Augenblicke wieder erwerben kann, und da uns nichts sicher macht, als diese Fähigkeit des Erwerbens: so gehe hin und lerne es. Hier gebe ich dir ein Kameel und eine Goldmünze, und bis du nicht selber so viel erworben hast, davon ein einzelner Mensch sein Leben hinbringen kann, gebe ich dir nichts mehr, und wenn du ein untauglicher Mann wirst, so gebe ich dir auch nach meinem Tode nichts. Wenn du es thun willst, und nicht zu weit entfernt bist, so kannst du mich und deine Mutter in Zeiten besuchen — und wenn du so viel hast, da-

von ein Mensch leben kann, so komme zurück, ich gebe dir dazu, daß ein zweiter und mehrere Andere auch zu leben vermögen. Du kannst ein Weib bringen, und wir suchen euch in unserer Höhle noch einen Raum zu machen, darinnen zu wohnen und zu genießen, was euch Jehova sendet. Jetzt, Sohn Abdias, sei gesegnet, gehe hin und verrathe nichts von dem Neste, in dem du aufgeäzet worden bist."

So hatte Aaron gesprochen, und den Sohn hinausgeführt zu den Palmen, wo das Kameel lag. Dann segnete er ihn, und tastete mit seinen Händen auf dem lockigen Scheitel seines Hauptes. Esther lag drinnen auf dem Teppiche, schluchzte, und schlug mit den Händen den Boden. Abdias aber, da nun der Segen vorüber war, setzte sich auf das vor ihm liegende Kameel, das sich, sobald es seine Last spürte, aufrichtete, und den Jüngling in die Höhe hob, und wie dieser das Fächeln der fremden wie aus der Ferne kommenden Luft empfand, so sah er noch einmal den Vater an, und ritt dann gehorsam von dannen.

Von nun an ertrug Abdias das Peitschen des Regens und Hagels in seinem Angesichte; er zog Land aus, Land ein, über Wässer und Ströme, aus einer Zeit in die andere; er kannte keine Sprache, und lernte sie alle; er hatte kein Geld, und erwarb sich dasselbe, um es in Klüften, die er wieder fand, zu verstecken; er hatte keine Wissenschaft, und konnte nichts, als, wenn er auf seinem hagern Kameele saß, die feurigen Augen in die große ungeheure Leere um

sich richten und sinnen. Er lebte sehr dürftig, daß er oft nichts anders hatte, als eine Hand voll trockner Datteln, und doch war er so schön, wie einer jener himmlischen Boten gewesen ist, die einstens so oft in seinem Volke erschienen sind. So hat auch ein- mal jener Mohamed, wenn er Tage lang, Wochen lang allein war bloß mit seinem Thiere in dem wei- ten Sande, die Gedanken gesonnen, die dann eine Flamme wurden und über den Erdkreis fegten. Sonst war Abdias ein Ding, das der blödeste Türke mit dem Fuße stoßen zu dürfen glaubte, und stieß. Er war hart und unerbittlich, wo es seinen Vortheil galt, er war hämisch gegen die Moslims und Chri- sten — und wenn er des Nachts sich mitten in der Karawane auf den gelben Sand streckte, so legte er recht sanft sein Haupt auf den Hals seines Kameeles, und wenn er im Schlummer und Traume sein Schnaufen hörte, so war es ihm gut und freundlich, und wenn es irgendwo wund gedrückt wurde, ver- sagte er sich das liebliche Wasser, wusch damit die kranke Stelle, und bestrich sie mit Balsam.

Ueber die Stätte war er gewandelt, wo die alte Handelskönigin Carthago gestanden war, den Nil hatte er gesehen, über den Euphrat und Tigris war er gegangen, aus dem Ganges hatte er getrunken. Er hatte gedarbt und gewuchert, zusammengerafft und gehütet; er hatte seine Eltern nicht ein einziges Mal besucht, weil er immer so weit weggewesen war: und nachdem fünfzehn Jahre vergangen waren, kam er wieder zum ersten Male in die ver-

schollene Römerstadt. Er kam in der Nacht, er kam zu Fuße, weil man ihm sein Kameel geraubt hatte, er war in ganz zerrissene Kleider gehüllt, und trug Stücke eines Pferdeaases in der Hand, um davon den Schakalen zuzuwerfen, daß er sie von seinem Leibe hielte. Auf diese Weise gelangte er zu dem römischen Triumphbogen und zu den zwei alten Palmstämmen, die noch immer da standen, und in der Nacht schwarze Linien in den Himmel zogen. Er pochte an die aus Rohr geflochtene Thür, die dreifach vor dem Mauerloche war, das den Eingang bildete, er rief und nannte seinen Namen und den seines Vaters — und er mußte lange warten, bis ihn Jemand hörte und den alten Juden weckte. Es standen Alle in dem Hause auf, als sie hörten, wer gekommen sey; und Aaron, als er durch die Thür mit ihm zuerst geredet hatte, öffnete dieselbe und ließ ihn ein. Abdias bat den Vater, daß er ihn in den Keller führe, und als er dort die Rohrthür hinter sich verschlossen hatte, zählte er ihm goldene Münzen aller Länder auf, die er sich erworben hatte, eine große Summe, die man kaum erwarten konnte. Aaron sah ihm schweigend zu, bis er fertig war, dann schob er die Goldstücke auf dem Steine zusammen, und that sie wieder handvollweise in den ledernen Sack, in dem sie Abdias gebracht hatte, und legte den Sack seitwärts in ein Loch, das zwischen Marmorfrisen war. — Dann, als bräche die Rinde plötzlich entzwei, oder als hätte er mit der Vaterfreude warten müssen, bis erst das Geschäft aus

war, stürzte er gegen den Sohn, umarmte ihn, drückte ihn an sich, heulte, segnete, murmelte, betastete ihn, und benetzte sein Angesicht mit Thränen.

Abdias aber ging, da dieß vorüber war, wieder in die Vorstube hinauf, warf sich auf einen Haufen Matten, die da lagen, und ließ den Quell seiner Augen rinnen — er rann so milde und süß; denn sein Leib war ermüdet bis zum Tode.

Der Vater aber ließ ihn von seinen Lumpen entkleiden, man legte seinen Körper in ein linderndes reinigendes Bad, rieb dann die Glieder mit köstlichen und heilsamen Salben, und kleidete ihn in ein Feierkleid. Dann wurde er in die inneren Zimmer gebracht, wo Esther auf den Polstern saß und geduldig wartete, bis ihn der Vater hereinführen würde. Sie stand auf, da der Angekommene unter dem Vorhange des Zimmers herein ging — aber es war nicht mehr der süße weiche schöne Knabe, den sie einst so geliebt hatte, und dessen Wangen das so sanfte Kissen für ihre Lippen gewesen waren; sondern er war sehr dunkel geworden, das Antlitz härter und höher, und die Augen viel feuriger. — Aber auch er sah die Mutter an — sie war nicht minder eine andere geworden, und das unheimliche Spiel der Jahre zeigte sich in ihrem Angesichte. Sie nahm ihn, da er bis an ihre Seite vorwärts gekommen war, an ihr Herz, zog ihn gegen sich auf die Kissen, und drückte ihren Mund auf seine Wangen, seine Stirne, seinen Scheitel, auf seine Augen und auf seine Ohren.

Der alte Aaron stand seitwärts mit gebücktem Haupte; die Andern aber, die noch zum Hause gehörten, gingen draußen an ein anderes Geschäft, das ihnen anbefohlen worden war. Obgleich die Nacht von ihrer Mitte bereits gegen Morgen neigte, und die bekannten Bilder der Sterne, die am Abende von Egypten herübergekommen waren, schon jenseits der Haüpter standen und gegen die Wüste hinabzogen, mußte noch die Ankunft nach der Sitte gefeiert werden. Man schlachtete bei Kerzenscheine ein Lamm, briet es in der Küche, und setzte es auf den Tisch. Sie gingen Alle hinzu, aßen Alle davon, und man gab auch dem Gesinde zu essen. Hierauf begaben sie sich zur Ruhe, und schlummerten lange bis an den andern Tag, da die Wüstensonne schon auf die Trümmer niederschien, wie ein großer runder Diamant, der täglich ganz allein am leeren Himmel funkelte.

* * *

Kann ein Mensch um des zeitlichen Gutes willen, dessen Gewinn ihm doch immer noch ungewiß ist, so Vieles sich gefallen lassen, kann er hungern und dürsten, Spott und Mißhandlung und allerlei Mühsal erdulden in der unsichern Hoffnung auf Gewinn: wie sollte der Christ, der die sicherste Hoffnung auf ewige Güter, auf himmlische Freuden, auf endlose Seligkeit in seinem Herzen trägt, im Leiden verzagen, vor drohender Gefahr erbeben oder auch nur sich beklagen, da er doch weiß, daß die gegenwärtige Trübsal, die augenblicklich und leicht ist,

uns eine unermeßliche, ewige, Alles überwiegende Herrlichkeit verschafft, indem wir nicht auf das Sichtbare sehen, sondern auf das Unsichtbare? 2. Kor. 4, 17. 18.

Hat sich der Mensch einmal ein bestimmtes Ziel vorgesetzt, so bemißt und beurtheilt er alle Dinge nach ihrem Verhältnisse zu diesem Ziele; und in das ganze Gewirr des Lebens kommt Einheit und Ordnung, wenn das ergriffene Ziel das wahre ist. Das ergriffene falsche Ziel kann eine Zeit lang Aehnliches wirken, allein weil es ein falsches ist, kann es keinen Bestand haben. Der Ehrsüchtige berechnet Alles nach seiner Fähigkeit, ihm Mehrung der Ehre und des Ruhmes zu verschaffen; der Habsüchtige bemißt Alles nach seiner Fähigkeit, ihm sein Hab und Gut zu mehren; der Mann des Genusses weiß nur das zu schätzen, was seine Genußsucht befriediget, und in dem Grade steigen die Dinge in ihrem Werthe, in welchem sie das ersehnte Ziel nahe zu bringen scheinen. Nur wer das Ewige zu seinem Einen und höchsten Ziele gemacht hat, der weiß das Zeitliche in Wahrheit zu würdigen, er schaut die Dinge vom rechten Standpunkte aus, und benützt sie in der rechten Weise.

Vom Juden Aaron sollten Eltern und Erzieher lernen, wie sie ihre natürliche Neigung zu den Kindern beherrschen müssen, bis sie sich überzeugt haben, daß die Kinder wirklich der Liebe werth sind. Die Liebe zu den Kindern, zu den erwachsenen nämlich, muß eine vernünftige seyn; jeder Beweis der Liebe

muß einen hinreichenden Grund haben. Aaron hat die natürliche Neigung zum Sohne beherrscht, bis er gesehen, daß dieser nach seiner Ansicht lobenswürdig gehandelt und der Liebe sich würdig gemacht hat. Erst jetzt umarmt er den Sohn, segnet ihn und benetzt sein Antlitz mit Thränen.

11.

Die alte Geschichte vom treuen Hunde neu erzählt.

Der Jude Abdias hatte außer seinem blinden Töchterlein, Ditha, nur noch ein lebendiges Wesen, das er von ganzem Herzen liebte. Es war dieß sein Hund Asu, den er einst, als man dessen Mutter erschlagen hatte, auf der Straße aufgelesen, da er noch blind war, und den er mit Sorgfalt erzog. Dieser Hund, da er erwachsen war, begleitete Abdias überall, und wenn er halbe Tage lang bei Ditha in dem Zimmer, oder manchmal auch in dem Grase des Gartens saß, so saß der Hund immer dabei, wendete kein Auge von den Beiden, als verstünde er, was sie sagten, und als liebte er sie Beide. Wenn Abdias Nachts in sein Zimmer ging, um zu schlafen, legte er dem Hunde unter dem Tische seinen Teppich zurecht, und richtete ihn, daß er weich sey.

Mit diesem Hunde hatte Abdias ein Unglück, als wenn es mit dem Manne immer so hätte seyn

müssen, daß sich die Dinge zu den seltensten Widrigkeiten verketten.

Es war zu einer Zeit, da sich eben in vielen Theilen der Gegend Fälle von Hundswuth ergeben hatten, daß Abdias eine Reise nach Hause machte, und zwar auf einem Maulthiere reitend, und wie gewöhnlich von Asu begleitet. In einem Walde, der nur mehr einige Meilen von seinem Hause entfernt war, und der Länge nach gegen einen Föhrenwald mündete, merkte er an dem Thiere eine besondere Unruhe, die sich ihm aufdrang, weil er sonst nicht viel hingeschaut hatte. Der Hund gab unwillige Töne, er lief dem Maulthiere vor, baümte sich, und wenn Abdias hielt, so kehrte er plötzlich um, und schoß des Weges fort, woher sie gekommen waren. Ritt Abdias nun weiter, so kam das Thier in einigen Sekunden wieder neuerdings vorwärts, und trieb das alte Spiel. Dabei glänzten seine Augen so widerwärtig, wie Abdias es nie gesehen hatte, so daß ihm ängstliche Besorgnisse aufzusteigen begannen. Ueber eine Weile kamen sie zu einem kleinen flachen Wässerlein, durch welches man hindurch reiten mußte. Hier wollte der Hund nun gar nicht hinein. An seinen Lippen zeigte sich ein leichter Schaum, er stellte sich vor, und mit heiserem Schluchzen schnappte er nach den Füßen des Maulthieres, da es dieselben in's Wasser setzen wollte. Abdias nahm eine seiner berberischen Pistolen aus dem Halfter, hielt das Maulthier einen Augenblick zurück, und drückte das Gewehr gegen den Hund ab. Er sah durch den

Rauch, wie das Thier taumelte und blutete. Dann ritt er in der Verwirrung durch das Wasser und jenseits weiter. Nachdem er eine halbe Stunde Weges zurückgelegt hatte, bemerkte er plötzlich, daß er einen Gürtel mit Silbermünze, den er zu diesem Zwecke immer um hatte, nicht mehr habe — und er erkannte den ungeheuern Irrthum in Hinsicht des Hundes. Er hatte den Gürtel an einer Waldstelle, an welcher er sich eine Weile aufgehalten hatte, hingelegt, und sah nun, daß er ihn dort vergessen habe. Sogleich jagte er zurück. In Schnelligkeit war das Wässerlein erreicht, aber Asu war nicht dort, er lag nicht an der Stelle, auf welcher er erschossen worden war, sondern es zeigten sich nur Blutspuren da. Abdias jagte weiter zurück, und auf dem Wege sah er überall Blut. Endlich kam er an die Waldstelle, er fand dort den Gürtel — und den sterbenden Hund vor demselben liegend. Das Thier machte vor Freude unbeholfene Versuche zu wedeln, und richtete das gläserne Auge auf Abdias. Da dieser auf den Hund niederstürzte, ihm Liebkosungen sagte, und die Wunde untersuchte, wollte das Thier mit matter Zunge seine Hand lecken — aber es war nicht mehr möglich und nach einigen Augenblicken war es todt. Abdias sprang nun auf, und wollte sich die weißen Haare ausraufen — er heulte — er stieß ungeheure Verwünschungen aus — er lief gegen das Maulthier hin und riß die zweite Pistole aus dem Halfter, und krampfte seine Finger darum. Nach einer Weile warf er sie in das Gras des Waldes. Den Gürtel

nahm er zehnmal auf, warf ihn zehnmal hin, und stampfte ihn mit den Füßen. Endlich als schon beinahe die Nacht hereingebrochen war, da er doch den Hund kaum in der Hälfte des Nachmittages erschossen hatte, nahm er den Gürtel mit Ditha's Gelde wieder auf und band ihn um. Er suchte die hingeworfene Pistole in dem Grase, und steckte sie in das Halfter. Dann bestieg er das Maulthier, und schlug wieder den Weg nach Hause ein. Da schon das Morgengrauen auf das öde Thal nieder schien, kam er an seinem Hause an, alle Kleider mit dem Blute des ermordeten Thieres besudelt; denn er hatte es beinahe in seinen Schooß gelegt, als er die Wunde untersuchte. Er hatte wohl wenig Glauben an die Rettung gehabt, da er wußte, wie gut er in der Wüste schießen gelernt hatte. Den Tag, als er angekommen war, gönnte er sich Ruhe, am andern aber miethete er sich zwei Männer, reisete mit ihnen zu der Waldesstelle, und sie mußten den Hund vor seinen Augen in die Erde verscharren.

* * *

Diese Geschichte ist schon oft und in verschiedener Einkleidung erzählt worden, und es gibt nicht leicht eine ähnliche, die in derselben Weise Zeugniß gäbe von dem geheimnißvollen Faden, das durch das Gewebe aller lebendigen Wesen durchgeht und als Mitleiden sich kund gibt in jedem nicht ganz verhärteten und verstockten Menschenherzen. Wem die Augen des treuen, sterbenden

Hundes nicht bis in's Innerste seiner Seele hineinblicken und darin Rührung wirken, der hat die Menschlichkeit verlaügnet, und steht in der Rangordnung der Geschöpfe tief unter dem Thiere.

12.

Ein Abschied vom Hause aus der letzten Zeit des vorigen Jahrhunderts.

Veit Hugo hatte bisher keinen andern Unterricht genossen als den seines Vaters. Dieser hatte nach vieljährigem Waffendienst sich auf sein Landgut im Gebirge zurückgezogen, wo er an der Seite seines Weibes von den Strapazen des frühern Lebens ausruhete. Er war schon sehr vorgerückt an Jahren, als er zur Ehe schritt. Sein junges Weib gebar ihm nach mehreren Jahren ihres Ehestandes einen Sohn, dessen Erziehung sie ihm fast ganz allein überlassen mußte; denn kaum hatte dieser die Jahre der Kindheit zurückgelegt, so starb seine Mutter.

Der Vater hatte sich so viele wissenschaftliche und Staatsbildung eigen gemacht, als damals möglich war, und da er seinen Sohn selber unterrichtete und erzog, weil er meinte, daß es Niemand so gut zu thun vermöchte, als er, so trug er Alles, was er wußte, auf diesen über. Freilich wäre bei dem indessen vorgerückten Stande der Wissenschaften mancher Andere gewesen, der den Unterricht weit besser hätte führen können, als er; allein neben dem Unterrichte

richte gab er seinem Sohne unversehens auch ein anderes Kleinod mit, welches ein Fremder nicht hätte geben können, nämlich sein eigenes einfältiges, metallstarkes, goldreines Männerherz, welches Hugo unsäglich liebte, und unbemerkt in sich sog, so daß er schon als Knabe etwas Eisenfestes und Altkluges an sich hatte, wie ein Obrist des vorigen Jahrhunderts, aber auch noch als Mann von zwanzig Jahren etwas so einsam Unschuldiges, wie es heut zu Tage selbst tief auf dem Lande kaum vierzehnjährige Knaben besitzen. Das Herz und seine Leidenschaften waren bei dem Vater schon entschlummert, daher blieben sie bei dem Sohne ungeweckt und ungebraucht in der Brust liegen, und er hatte von dem Vater sonst nichts geerbt, als den Tag für Tag gleichen Frohsinn und die Freude an der Welt. Von der Mutter hatte er die ungewöhnliche Schönheit des Körpers und Antlitzes bekommen, die sie einst in ihrem Leben ausgezeichnet hatte, und diese Schönheit entwickelte sich an ihm, da er empor wuchs, so daß die Blicke aller Menschen mit Wohlgefallen an dem Knaben hafteten, und daß er als Jüngling, obgleich er selbst noch nichts Anderes liebte, als den Vater und die ganze Welt, doch an manchen Stellen, wohin der Himmel seines Auges leuchtete, bereits die heißeste Liebe entzündet hatte, davon er selber nie etwas wußte.

Als er auf diese Weise ein und zwanzig Jahre alt geworden war, gab ihm der Vater ein Päckchen mit Goldstücken, einen Empfehlungsbrief, mehrere

hörte noch das Dorfglöcklein klingen, wie es in die Frühmesse laûtete, und neben ihm rauschte das grüne klare Wasser des Gebirgsbaches. Das Glöcklein klang, wie es ihm zwanzig Jahre geklungen, der Bach rauschte, wie er zwanzig Jahre gerauscht — und beide Klânge goßen erst recht das heiße Wasser in seine Augen.

„Ob es denn," sagte er gleichsam halblaut zu sich, „in der ganzen Welt einen so lieben Ort und einen so lieben Klang geben könne, und ob ich denn nur noch einmal in meinem Leben diesen Klang wieder hören werde!"

Das Glöcklein hörte endlich auf, nur der Bach hûpfte neben ihm her, und rauschte und plauderte fort.

„Grûße mir den Vater und das Grab der Mutter," sagte er, „du liebes Wasser."

Aber er bedachte nicht, daß ja die Wellen nicht zurückfloßen, sondern mit ihm denselben Weg hinaus in die Länder der Menschen gingen.

Fuhrleute mit krachenden Wägen begegneten ihm auf der Straße, der graue Gebirgsjäger mit dem Gemsbarte ging ûber den Weg, Heerdenglocken klangen, der Thau glänzte auf den Bergen — Hugo ritt langsam aus einem Thale in das andere, und aus jedem derselben kam ihm ein Bâchlein nach, und alle vereinten sich, und zogen als größerer Bach mit ihm des Weges weiter — der Himmel wurde immer blauer, die Sonne immer kräftiger, und das Herz des Reisenden mit. Nachmittags, als ihm die straffe Gebirgsluft schon längst die letzte Thräne von dem Auge

getrocknet hatte, und seine Gedanken schon weit und breit wieder ihre Wege gingen, dauerte doch noch eine gewisse Weichheit und Sehnsucht fort, die ihm sonst fremd gewesen waren. Er suchte daher, als er seine erste Nachtherberge erreicht hatte, sogleich sein Lager, und entschlummerte todmüde, während in seinen Ohren Heimathglocken klangen und Heimaths-bäche rauschten. In der ganzen Nacht hing das Bild des abwesenden Vaters vor den zugemachten Augen.

* * *

Alle Bildung und alle Gelehrsamkeit eines Menschen haben nur dann einen wahren Werth, wenn sie auf einem festen Fundamente stehen. Dieses Fundament ist der feste, durchgebildete, verlässige Charakter des Menschen — dieß Fundament ist die innere Wahrheit des Menschen. Alle Bildung des Charakterlosen ist eitel Flittergold, und alle Gelehrsamkeit des Lügenhaften ist welkes Gepränge über dem Moder und der Verwesung einer Todtengruft.

Wer immer an der Seite eines edlen Vaters gesessen, und von diesem nur gehört hat, was der Rede werth gewesen, der kann, wenn er einmal zwanzig Jahre in dieser Umgebung zugebracht hat, selbst unterscheiden, ob etwas der Rede werth sey. Wer seine Jugend unter faden Schwätzern zugebracht, nur immer Albernes gehört und Thörichtes geredet hat, der wird allmählig dahin kommen, daß er Winziges für groß und Großes für monströse hält; er wird sich rühmen, daß er eine Mücke erlegt

hat, und wird das ungeheuer nennen, was alltäglich ist, aber nicht in sein Bereich fällt.

Glückselig der Mensch, der bei seinem Abschied von der Heimath der Gebetglocke achtet, und beim Fortreisen des Grabes der Mutter gedenkt!

13.

Der Schneesturz.

Es geht die Sage, daß, wenn in der Schweiz ein thauiger sonnenheller lauer Wintertag über der weichen, klafterdicken Schneehülle der Berge steht, und nun oben ein Glöckchen tönt, ein Maulthier schnauft, oder ein Bröselein fällt — sich ein zartes Flöckchen von der Schneehülle löset, und um einen Zoll tiefer rieselt. Der weiche, nasse Flaum, den es unterwegs küsset, legt sich um dasselbe an, es wird ein Knöllchen, und muß nun tiefer nieder, als einen Zoll. Das Knöllchen hüpft einige Handbreit weiter auf der Dachsenkung des Berges hinab. Ehe man dreimal die Augen schließen und öffnen kann, springt schon ein riesenhaftes Haupt über die Bergesstufen hinab, von unzähligen Knöllchen umhüpft, die es schleudert, und wieder zu springenden Häuptern macht. Dann schießt's in großen Bögen. Längs der ganzen Bergwand wird es lebendig, und dröhnt. Das Krachen, welches man sodann herauf hört, als ob viele tausend Späne zerbrochen würden, ist der zerschmetterte Wald, das leise Aechzen sind die geschobenen

Felsen — dann kommt ein wehendes Sausen, dann ein dumpfer Knall und Schlag — — dann Todtenstille — nur daß ein feiner weißer Staub in der Entfernung gegen das reine Himmelsblau emporzieht, ein kühles Lüftchen vom Thal aus gegen die Wange des Wanderers schlägt, der hoch oben auf dem Saumwege zieht, und daß das Echo einen tiefen Donner durch alle fernen Berge rollt. Dann ist es aus, die Sonne glänzt, der blaue Himmel lächelt freundlich, der Wanderer aber schlägt ein Kreuz, und denkt schauernd an das Geheimniß, das jetzt tief unten in dem Thale begraben ist.

So wie die Sage das Beginnen des Schneesturzes erzählt, ist es oft mit den Anfängen eines ganzen Geschickes der Menschen. Nur bleibt hier immer der wesentliche Unterschied, daß der Mensch in jedem Augenblicke dem stürmenden Laufe seines Lebens Stillstand gebieten und dem Ganzen eine andere, selbst eine entgegengesetzte Richtung geben kann. Und es bleibt immer der wesentliche Unterschied, daß selbst da, wo es den Anschein hat, der im Lauf oder Sturz Begriffene sey seiner durchaus nicht mehr mächtig, der an eigener Kraft Verzweifelnde eine Hülfe weiß, die ihm nie gebricht, und diese Hülfe erfährt, wo er in Demuth des Herzens um dieselbe flehentlich bittet.

14.
Das Geheimnißvolle in der Tiefe der menschlichen Seele.

Es gibt oft Dinge und Beziehungen in dem menschlichen Leben, die uns nicht sogleich klar sind, und deren Grund wir nicht in Schnelligkeit hervorzuziehen vermögen. Sie wirken dann meistens mit einem gewissen schönen und sanften Reize des Geheimnißvollen auf unsere Seele. In dem Angesichte eines Häßlichen ist für uns oft eine innere Schönheit, die wir nicht auf der Stelle von seinem Werthe herzuleiten vermögen, während uns oft die Züge eines Andern kalt und leer sind, von denen Alle sagen, daß sie die größte Schönheit besitzen. Eben so fühlen wir uns manchmal zu Einem hingezogen, den wir eigentlich gar nicht kennen, es gefallen uns seine Bewegungen, es gefällt uns seine Art, wir trauern, wenn er uns verlassen hat, und haben eine gewisse Sehnsucht, ja eine Liebe zu ihm, wenn wir oft noch in späteren Jahren seiner gedenken, während wir mit einem Andern, dessen Werth in vielen Thaten vor uns liegt, nicht in's Reine kommen können, wenn wir auch Jahre lang mit ihm umgegangen sind. Daß zuletzt sittliche Gründe vorhanden sind, die das Herz heraus fühlt, ist kein Zweifel, allein wir können sie nicht immer mit der Wage des Bewußtseyns und der Rechnung hervorheben und anschauen. Die Seelenkunde hat Manches beleuchtet und erklärt, aber Vieles

ist ihr dunkel und in großer Entfernung geblieben. Wir glauben daher, daß es nicht zu viel ist, wenn wir sagen, es sey für uns noch ein weiterer unermeßlicher Abgrund, in dem Gott und die Geister wandeln. Die Seele in Augenblicken der Entzückung überfliegt ihn oft, die Dichtkunst in kindlicher Unbewußtheit lüftet ihn zuweilen; aber die Wissenschaft mit ihrem Hammer und Richtscheite steht häufig erst an dem Rande, und mag in vielen Fällen noch gar nicht einmal Hand angelegt haben.

Zu diesen Bemerkungen bin ich durch eine Begebenheit veranlaßt worden, die ich einmal in sehr jungen Jahren auf dem Gute eines alten Majors erlebte, da ich noch eine sehr große Wanderlust hatte, die mich bald hier, bald dort ein Stück in die Welt hineintrieb, weil ich noch weiß Gott was zu erleben und zu erforschen verhoffte.

Ich hatte den Major auf einer Reise kennen gelernt, und schon damals lud er mich wiederholt ein, ihn einmal in seiner Heimath zu besuchen. Allein ich hielt dieß für eine bloße Redeformel und Artigkeit, wie Reisende wohl oft zu wechseln pflegen, und hätte der Sache wahrscheinlich keine weitere Folge gegeben, wenn nicht im zweiten Jahre unserer Trennung ein Brief von ihm gekommen wäre, in welchem er sich angelegentlich um mein Befinden erkundigte, und zuletzt wieder die alte Bitte hinzufügte, doch einmal zu ihm zu kommen, und einen Sommer, ein Jahr, oder fünf oder zehn Jahre bei ihm zuzubringen, wie es mir gefällig wäre; denn er sey jetzt endlich

gesonnen, auf einem einzigen winzigen Punkte dieser Erdkugel kleben zu bleiben, und kein anderes Staubchen mehr auf seinen Fuß gelangen zu lassen, als das der Heimath, in welcher er nunmehr ein Ziel gefunden habe, das er sonst vergeblich auf der ganzen Welt gesucht hatte.

Da es nun eben Frühling war, da ich neugierig war, sein Ziel kennen zu lernen, da ich eben nicht wußte, wo ich hin reisen sollte, beschloß ich, seiner Bitte nachzugeben und seiner Einladung zu folgen.

In Unteritalien hatte ich ihn zum ersten Male gesehen. Er war damals in allen Gesellschaften gefeiert, und obwohl schon fast fünfzig Jahre alt, doch noch das Ziel von manchen schönen Augen; denn nie hat man einen Mann gesehen, dessen Bau und Antlitz schöner genannt werden konnte, noch einen, der dieses Äußere edler zu tragen verstand. Ich möchte sagen, es war eine sanfte Hoheit, die um alle seine Bewegungen floß, so einfach und siegend, daß er mehr als einmal auch Männer bethörte. Auf Frauenherzen aber, ging die Sage, soll er einst wahrhaft sinnverwirrend gewirkt haben.

Auch das reizte sehr, daß man nicht wußte, woher er sey, und welche Stellung er unter den Menschen einnehme. Obwohl sie sagten, daß die Grazien um seinen Mund spielen, setzten sie doch hinzu, daß auf seiner Stirne eine Art Trauer wohne, die der Zeiger einer bedeutenden Vergangenheit sey — aber das war am Ende das Lockendste, daß Niemand

diese Vergangenheit wußte. Er soll in Staatsbegebenheiten verwickelt gewesen seyn, er soll sich unglücklich vermählt, er soll seinen Bruder erschossen haben — und was dieser Dinge mehr waren. Das aber wußten Alle, daß er sich jetzt sehr stark mit Wissenschaften beschäftigte.

Ich hatte schon sehr viel von ihm gehört, und erkannte ihn augenblicklich, als ich ihn einmal auf dem Vesuve Steine herabschlagen, und dann zu dem neuen Krater hinzugehen, und freundlich auf das blaue Ringeln des Rauches schauen sah, der noch sparsam aus der Oeffnung und aus den Ritzen quoll. Ich ging über die gelb glänzenden Knollen zu ihm hin und redete ihn an. Er antwortete gerne, und ein Wort gab das andere. Wirklich war damals eine furchtbar zerworfene dunkle Oede um uns, die um so schroffer wurde, als der unsäglich anmuthige tiefblaue Südhimmel gerade über ihr stand, zu dem die Rauchwölkchen traulich seitwärts zogen. Wir sprachen damals lange miteinander, gingen dann aber Jeder allein von dem Berge.

Später fand sich wieder Gelegenheit, daß wir zusammenkamen, wir besuchten uns dann öfter, und waren endlich bis zu meiner Heimreise fast unzertrennt beieinander. Ich fand, daß er an den Wirkungen, die sein Äußeres machen sollte, ziemlich unschuldig war. Aus seinem Innern brach oft so etwas Ursprüngliches und Anfangsmäßiges, gleichsam als hätte er sich, obwohl er schon gegen die fünfzig Jahre

ging, seine Seele bis jetzt aufgehoben, weil sie das Rechte nicht hatte finden können. Dabei erkannte ich, als ich länger mit ihm umging, daß diese Seele das Glühendste und Dichterischste sey, was mir bis dahin vorgekommen ist, daher es auch kommen mochte, daß sie das Kindliche, Unbewußte, Einfache, Einsame, ja oft Einfältige an sich hatte. Er war sich dieser Gaben nicht bewußt, und sagte in Natürlichkeit die schönsten Worte, die ich je aus einem Munde gehört habe, und nie in meinem Leben, selbst später nicht, als ich Gelegenheit hatte, mit Dichtern und Künstlern umzugehen, habe ich einen so empfindlichen Schönheitssinn angetroffen, der durch Ungestalt und Rohheit bis zur Ungeduld gereizt werden konnte, als an ihm. Diese unbewußten Gaben mochten es auch seyn, die ihm alle Herzen des andern Geschlechtes zufliegen machten, weil dieses Spielen und Glänzen an Männern in vorgerückten Jahren gar so selten ist. Eben daher mochte es auch kommen, daß er mit mir als einem ganz jungen Menschen so gerne umging, so wie ich meinerseits in jenen Zeiten eigentlich auch noch nicht recht diese Dinge zu würdigen vermochte, und mir dieselben erst recht einleuchtend wurden, da ich älter war, und daran ging, die Erzählung seines Lebens zusammen zu stellen. Wie weit es mit seinem sagenhaften Glücke bei Weibern ging, habe ich nie erfahren können, da er niemals über diese Dinge sprach, und sich auch nie Gelegenheit zu Beobachtungen vorfand. Von jener Trauer, die auf seiner Stirne sitzen sollte,

konnte ich ebenfalls nichts wahrnehmen, so wie ich auch von seinen früheren Schicksalen damals nichts erfuhr, als daß er einst beständige Reisen gemacht habe, jetzt aber schon Jahre lang in Neapel sey, und Lava und Alterthümer sammle. Daß er in Ungarn Besitzungen habe, erzählte er mir selber, und lud mich, wie ich oben sagte, wiederholt dahin ein.

Wir lebten ziemlich lange nebeneinander, und trennten uns zuletzt, da ich fortging, nicht ohne Theilnahme. Aber mancherlei Gestalten von Ländern und Menschen drangen nachher noch durch mein Gedächtniß, so daß es mir endlich nicht im Traume beigekommen wäre, daß ich einmal auf einer ungarischen Haide zu diesem Manne unterwegs seyn würde, wie ich es nun wirklich war. Ich malte mir sein Bild in Gedanken immer mehr aus, und senkte mich so hinein, daß ich oft Mühe hatte, nicht zu glauben, ich sey in Italien; denn so heiß, so schweigsam war es auf der Ebene, auf der ich wandelte, wie dort, und die blaue Dunstschichte der Ferne spiegelte sich mir zum Trugbilde der pontinischen Sümpfe.

* * *

Wer nur das Äußere eines Menschen in's Auge faßt, der kann vielleicht als Richter in einer Gewerbsinnung Bedeutendes leisten, kann entscheiden, welcher Kleidermacher den schönsten Schnitt, welcher die dauerhafteste Arbeit liefere u. s. w.; allein auf eine weitere Beurtheilung des Menschen soll er sich nicht

einlassen, wenn er nicht beständig in Gefahr seyn will, als ungerechter Richter vor dem Allwissenden erfunden zu werden.

Das Werthvollste an einer Seele wird zuerst geahnet, wird zuerst empfunden, wird geliebt, und erst, wenn man's geahnt und empfunden hat, und wenn man es liebt, kann man sich darüber verständigen. Was man davon begreift, das sind Bruchstücke; das Ganze kann nicht ergründet und eben darum nicht begriffen werden. Die menschliche Seele ist, wie der heilige Makarius öfters sich ausspricht, ein unerschöpflicher Abgrund, und Wenige sind im Stande, den Werth einer edlen, gottliebenden Seele zu fassen. Es ist etwas Mysteriöses, etwas Geheimnißvolles in ihr, das die Alltagsmenschen gar nicht fassen können. Darum sind große Männer, wie z. B. der selige Albertus Magnus, nicht selten in den Ruf gekommen, als wären sie Zauberer, Hexenmeister u. s. w.

Was der Pöbel über einen Menschen urtheilt, der über dem Pöbel steht, das ist ganz unsicher. Es kommt darauf an, ob irgend ein Vernünftiger den zu Beurtheilenden dem Volke von einer vortheilhaften Seite darzustellen vermochte, oder ob er selber Gelegenheit gefunden, sich demselben in gutem Lichte zu präsentiren. Das kann der ehrliche Mann nicht oft; denn gewöhnlich ist das Wohlgefallen der Menschen im Gegensatze zum Wohlgefallen Gottes, das dem Gottesfürchtigen, denn nur dieser ist ehrlich, über Alles geht.

Die weitere Geschichte dieses so verschieden beurtheilten Mannes ist uns ganz gleichgültig. Seine Persönlichkeit, wie sie hier gezeichnet ist, ist uns das Interessante, nicht seine Geschichte.

15.
Der Abschied von der Pflegemutter.

Victor hatte in seiner frühesten Kindheit Vater und Mutter verloren, und war zu einer Frau gebracht worden, die ihn wie ihren eigenen Sohn liebte und erzog. Schon viele Jahre waren in der ländlichen Abgeschiedenheit verlebt, und Victor sollte nach dem Willen seines Oheims ein Geschäft in viel meilenweiter Entfernung antreten. Er war noch nie auf längere Zeit abwesend gewesen. Der Tag des Scheidens war angebrochen. Als Victor noch kaum geglaubt hatte, die ersten erquickenden Athemzüge des Schlafes gethan zu haben, klopfte es leise an seine Thüre, und die Stimme der Mutter, die keinen Knecht zum Aufwecken bedurft hatte, ließ sich vernehmen: „Vier Uhr ist es, Victor, kleide dich an, vergiß nichts, und komme dann hinunter. Hörst du es?"

„Ich höre es, Mutter!"

Sie ging wieder die Treppe hinab; er aber sprang von seinem Lager empor. In der doppelten Beklemmung, der des Schmerzes und der der Reise-

erwartung kleidete er sich an, und ging in das Speise-zimmer hinunter. Im Morgengrauen stand schon ein Frühmahl auf dem Tische — man hatte nie ein so frühes verzehrt. Schweigend aß man davon. Die Mutter sah fast unverwandt Victor an; Hanna getraute sich nicht, ihre Augen auf irgend etwas emporzuheben. Victor hörte bald zu essen auf. Er erhob sich von seinem Stuhle, und nahm sich zusammen. Er ging ein paar Male in dem Zimmer herum, und dann sagte er: „Mutter, es wird gerade Zeit seyn; ich gehe.“

Er nahm das Ränzchen über die Schultern, und zog die Riemen fest, daß es gut saß. Dann nahm er den Hut, griff an die Brust, ob er die Brieftasche habe, und untersuchte, ob er überhaupt nichts vergesse. Da dieses vorüber war, ging er gegen die Mutter, die mit Hanna aufgestanden war, und sagte: „Ich danke Euch für Alles, liebe Mutter — —“

Mehr konnte er kaum über die Lippen bringen, und sie ließ ihn auch nicht reden. Sie führte ihn zu dem Weihwasser an die Thür, bespritzte ihn mit ein paar Tropfen, machte ihm das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Brust, und sagte: „So, mein Kind, gehe jetzt ruhig fort. Sey gut, wie du bisher gut gewesen bist, und behalte das weiche, sanfte Herz. Schreibe oft, und verschweige nicht, wenn du etwas brauchst. Gott wird deine Wege schon segnen, die du gehst, weil du stets so folgsam gewesen bist.“

Bei

Bei diesen Worten traüfelten ihr die Thränen hervor, und sie rührte nur mehr die Lippen und konnte nichts sagen.

Nach einem Weilchen ermannte sie sich wieder, und sprach: „Die Kisten, welche noch oben sind, und den Koffer wirst du schon gut an dem Bestimmungsorte deines Amtes vorfinden, wenn du dort eintriffst. Halte Vorsicht auf das Geld und auf die Empfehlungsbriefe, welche dir der Vormund gab, erhitze dich nicht, und trinke nicht kalt. Es wird Alles gut werden. Das Fortgehen ist auch nicht so böse, und du findest überall gute Leute, die dir geneigt seyn werden. Wenn ich nicht so lange an unsere Berge und an den Apfelbaum gewohnt wäre, so ginge ich mit Freuden in die Fremde. Und so lebe wohl, mein Victor, lebe wohl!“

Sie hatte ihn bei diesen Worten auf die Wangen geküßt. Ganz stumm reichte er die Hand an die vor Thränen vergehende Hanna, und ging hinaus. Vor der Thüre standen noch die Dienstleute und der Gärtner. Ohne zu sprechen gab er rechts und links die Hand — sie gingen auseinander, und er schlug den schmalen Gartenweg gegen das Pförtchen ein.

* * *

Beim Abschiednehmen kann man nicht viel Worte machen, wenn man nicht ein Comödiant ist und mit seinen Gefühlen sündhaftes Spiel treibt.

Deßungeachtet vergißt man das Nothwendigste nicht — den Segen. Der Vater, die Mutter segnet

das Kind, wenn man auch sonst nichts mehr sagen kann; und das Kind vergißt nicht, um diesen Segen zu bitten, wenn's auch sonst nichts mehr vorbringt.

16.

Anhänglichkeit des Thieres an den Menschen.

Schon der dritte Morgen seit der Abreise aus der Heimath war angebrochen. Diese mit allem Lieben und Theuren, das sie in sich beschloß, lag mehr als zehn Meilen rückwärts. Das Letzte, was Victor, der junge Wanderer, noch von der Heimath gesehen, war das rothe Dach eines Kamins gewesen. Das Letzte, was er aus der Heimath noch gehört, war das Bellen seines lieben Spitz gewesen. Man hatte das treue Thier anbinden müssen; denn seit der Zurüstung Victors zur Abreise war es ungewöhnlich unruhig geworden, und es war zu befürchten, es werde mit Victor die Heimath verlassen. Victor ging eben in sehr früher Morgenstunde des dritten Tages auf einem kühlen, breiten, feuchten Landwege durch einen Wald empor, als er umschauend, wie er es öfter zu thun pflegte, um sich an den Blitzen der nassen Tannen zu ergötzen, ein Ding gewahrte, das sich eilfertig gegen ihn heran bewegte. Aber wie staunte er, als die dunkle Kugel näher gekommen an ihm emporsprang und sich als den alten ehrlichen Spitz seiner Ziehmutter auswies.

Aber in welchem Zustande war er: die schönen Haare hatten sich durch Koth verklebt und waren bis zur Haut hinein mit weißem Straßenstaube angefüllt, die Augen waren roth und entzündet; da er rasche Freudentöne ausstoßen wollte, konnte er nicht; denn seine Stimme war heiser geworden, und da er auch Freudensprünge versuchte, fiel er mit dem Hintergestelle in den Graben.

„Du armer lieber Spitz,“ sagte Victor, indem er sich zu ihm niederkauerte; „siehst du nun, du altes thörichtes Haus, was du da für Unsinn unternommen hast?“

Aber der Spitz wedelte auf diese Worte, als hätte er das größte Lob empfangen.

Das erste, was der Jüngling that, war, daß er ihn mit einem Tuche etwas abwischte, damit er doch besser aussähe. Dann nahm er zwei Brode heraus, die er heute früh zu sich gesteckt hatte, wenn ihm etwa ein Bettelmann begegnete, setzte sich auf einen Stein und begann sie dem Spitze stückweise vorzuwerfen, der sie heißhungrig und eilig verschlang, und zuletzt noch immer auf die Hände des Jünglings schaute, als diese schon längstens leer waren.

„Jetzt habe ich nichts mehr,“ sagte Victor, „aber wenn wir zu dem ersten Bauernhause kommen, kaufen wir eine Schüssel Milch, die du ganz allein ausfressen darfst.“

Der Spitz schien beruhigt, als hätte er die Worte verstanden.

Einige Schritte weiter weg, wo von einem moosigen Felsen ein dünnes Wasserfädlein herabrann, fing Victor in seinem ledernen Reisebecher, den ihm die Mutter gegeben hatte, so viel Wasser auf, bis er voll war, und wollte dem Spitz zu trinken geben. Allein dieser kostete nur ein wenig, und schaute dann den Geber erwartend an; denn er war nicht durstig, und mochte wohl aus allen den hundert Gräben und Bächen getrunken haben, über die er gekommen war.

Dann gingen sie miteinander weiter, und in dem ersten Wirthshause schrieb Victor einen Brief an die Mutter zurück, daß der Spitz bei ihm sey, und daß sie sich nicht kränken möge.

In Hinsicht der Milch hatte Victor redlich Wort gehalten. Auch sonst bekam der Spitz von nun an so viel, als er nur unterzubringen vermochte; allein, obgleich er auf diesem Wege in einem Tage mehr verzehrte, als zu Hause kaum in dreien, so verfiel er doch durch die Nachwirkung der ungewohnten Anstrengung, die weiß Gott wie furchtbar gewesen seyn mag, so sehr, daß er gleichsam nur mehr in seiner eigenen Haut hängend neben dem Jünglinge hertrabte.

„Es wird sich schon bessern, es wird sich schon bessern,“ dachte dieser, und sie schritten weiter.

Grübelig blieb es Victor immer, warum ihm denn das Thier gerade dieses eine Mal nachgekommen sey, da es doch sonst, wenn er auch Tage lang fort war, auf einen einfachen Befehl zu Hause geblieben sey und auf ihn gewartet habe. Aber dann

schloß er nicht unrecht, daß der Spitz, dessen ganze Lebensaufgabe es war, das Thun und Lassen seines höheren Freundes, des Knaben, zu beobachten, ganz wohl gewußt habe, daß dieser nun auf immer fortgehe, und daß er darum das Äüßerste unternommen habe, um ihm zu folgen.

Und so schritten sie nun miteinander fort; über Hügel zu Hügeln, über Felder zu Feldern — und oft konnte man den Jüngling sehen, wie er an einem Wiesenbache den Hund wusch, und ihn mit Gräsern und Laubwerk trocknete — oft, wie sie ruhig nebeneinander gingen — und oft, wie der Hund neben seinem Herrn stand und die Augen zu ihm emporrichtete, wenn dieser auf einer Anhöhe stille hielt, und weit und breit über die Auen schaute, über die langen Streifen der Felder, über die dunkeln Flecken der Wäldchen und über die weißen Kirchthürme der Dörfer.

* * *

Der Mensch hat nicht allein die Ahnung, sondern die Gewißheit, daß er ewig seinen Gott und Herrn nicht schauen werde, wenn er an den Ketten hängen bleibe, mit welchen er an die Welt und die Sünde gefesselt ist; und dennoch gibt er sich keine Mühe, dieser Ketten los und wahrhaft frei zu werden — weil ihm die Liebe zum Herrn fehlt.

Und unendlich mehr Liebe, als dieser Knabe seinem treuen Hunde erzeiget hat, erweiset uns der Herr, wenn wir einmal, wie Silesius singt,

„kommen in des guten Hirten Arm und Schooß.“

17.

Auf welche Weise ein Kind gar leicht zu einem Narren erzogen werden kann.

Bei manchen Menschen braucht's gar nicht viel, sie zu Narren zu machen. Eine einzige Veranlassung reicht dazu hin. Bei unserm Freunde Tiburtius wirkten vorzüglich vier Ursachen zusammen, ihn zu einem Narren zu machen.

Erstlich ist sein Vater schon ein großer Narr gewesen. Die Leute erzählten verschiedene Sachen von diesem Vater; ich will aber nur Einiges anführen, was ich verbürgen kann, da ich es selbst gesehen habe. Ganz im Anfange hatte er viele Pferde, die er alle selber verpflegen, abrichten und zureiten wollte. Als sie insgesammt mißlangen, jagte er den Stallmeister fort, und weil sie durchaus von den Regeln und Einübungen, die er ihnen beibrachte, nichts merken konnten, verkaufte er sie um ein Zehntel des Preises. Später wohnte er einmal ein ganzes Jahr in seinem Schlafzimmer, in welchem er stets die Fenstervorhänge herabgelassen hielt, damit sich in der Dämmerung seine schwachen Augen erholen könnten. Auf die Vorstellungen derer, die sagten, daß er immer gute Augen gehabt habe, bewies er, wie sehr sie im Irrthume seyen. Er that das Schubfach, welches er in dem hölzernen, finsteren, an sein Zimmer stoßenden Gange hatte, auf, und sah eine Weile auf den von der Sonne beleuchteten Kiesweg des Gartens

hinaus, worauf er sogleich mit Gewissenhaftigkeit versichern konnte, daß ihm die Augen schmerzten. Der Schnee war gar erst ganz unerträglich. Weitere Einreden nahm er nicht mehr an. In der letzteren Zeit dieser Vorgänge that er in dem dämmernden Zimmer noch eine Blendkappe auf das Haupt. Da das Jahr herum war, fing er gemach an, die Aerzte zu tadeln, welche Schonung der Augen anrathen, und überhaupt alle Arzneiwissenschaft und deren Ausübung zu verwerfen. Zuletzt sagte er sich vor, die Aerzte hätten ihn zu dem ganzen Verfahren gebracht, er haufte Schimpf und Schande auf das Gewerbe, und that die Prophezeiung, daß er sich nun selber behandeln werde. Er zog die Fenstervorhänge empor, machte alle Fenster auf, ließ den hölzernen Gang wegreißen — und wenn die Sonne ganz besonders heiß und strahlenreich schien, so wandelte er ohne Hut mitten in dem Lichtregen im Garten und schaute auf die weiße Mauer des Hauses. Er bekam hiedurch eine Augenentzündung, und als diese vorüber war, wurde er gesund. — Von weiteren Dingen führe ich nur noch an, daß er, als er sich mehrere Jahre sehr eifrig und sehr erfolgreich mit dem Schafwollhandel beschäftigt hatte, plötzlich dieses Geschäft wieder aufgab. Er hatte dann eine sehr große Anzahl Tauben, durch deren Vermischung er besondere Farbenzeichnungen zu erzielen strebte, und dann wollte er eine Sammlung aller möglichen Cactusarten anlegen.

Ich erzähle diese Sachen, um die Geschlechtsabstammung des Herrn Tiburtius festzustellen.

Zum Zweiten war die Mutter. Sie liebte den Knaben außerordentlich. Sie hielt ihn warm, daß er sich nicht verkühle, und ihr durch eine plötzlich hereinbrechende Krankheit entrissen werde. Er hatte sehr schöne gestrickte Unterleibchen, Strümpfchen und Aermlein, die alle außer dem Nutzen noch manches sehr schöne rothe Streifchen hatten. Eine Strickerin war das ganze Jahr für das Kind beschäftigt. Im Bettchen waren feine Lederunterlagen und Lederpolster, und gegen die Zugluft der Fenster stand eine spanische Wand. Für die Gehörigkeit der Speisen sorgte die Mutter schon selber und ließ sie durch keine Dienstleute bestellen. Als er größer war und herumgehen konnte, wählte sie nach bester Einsicht die Kleider. Zur Beschäftigung seiner Einbildungskraft, und daß sie ja nicht durch unliebliche Vorstellungen gepeinigt werde, brachte sie ihm allerlei Spielzeug nach Hause, und trachtete dahin, daß das folgende immer das vorhergegangene an Glanz und Schönheit übertreffe. Allein hierin erlebte sie eine Verkehrtheit an dem Knaben, die sie sich ganz und gar nicht denken konnte; denn er legte alle die Dinge, nach kurzer Beschauung und einigem Spielen damit, wieder hin, und da er durch eine Seltsamkeit, die Niemand begriff, immer lieber Mädchen= als Knabenspiele trieb, so nahm er alle Male den Stiefelknecht seines Vaters, wickelte ihn in saubere Windel ein, und trug ihn herum und herzte ihn.

Drittens war der Hofmeister. Er bekam nämlich einen solchen. Derselbe war ein sehr ordentlicher

Mann, und wollte, daß Alles in Gehörigkeit geschehe, ob nun die Ungehörigkeit einen Schaden bringe, oder nicht. Gehörigkeit an sich ist Zweck. Daher litt er nicht, daß der Knabe etwas weitschichtig erklärte, oder in abschweifenden Bildern vortrug; denn er, der Hofmeister, war in dem Stücke der Meinung, daß jedes Ding mit denjenigen Worten zu sagen sey, die ihm einzig noththäten, mit keinem mehr, mit keinem minder — am allerwenigsten, daß man Nebenumstände bringe und das nackte Ding in Windel wickle. Da nun der Knabe nicht reden durfte, wie Kinder und Dichter, so redete er fast wie ein Recept, das kurz, kraus und bunt ist, und das Niemand versteht. — Oder er schwieg und dachte sich innerlich allerlei zusammen, das Niemand wissen konnte, eben weil er es Niemanden sagte. Er haßte alle Wissenschaft und alles Lernen, und konnte nur dazu gebracht werden, wenn der Hofmeister einen langen und bündigen Beweis über den Nutzen und die Vortrefflichkeit der Wissenschaften herbeiführte, der den Knaben quälte. Wenn dieser dann nach fleißigen Tagen Alles auf einmal hersagen wollte, wurden Dämme und Verschläge aufgebaut, und nur der dünne Wasserfaden der Hauptsache herausgelassen. Da der Hofmeister wegen seiner Tacitus'schen Forderung kein Weib bekommen hatte, so blieb er recht lange in dem Hause.

Zum Vierten und Letzten war der Oheim. Derselbe war ein reicher, unverheiratheter Kaufmann in der Stadt; denn Vater und Mutter des Knaben

lebten außerhalb derselben auf einem Gute. Obwohl nun die Eltern des Knaben selber reich genug waren, so war doch noch die Erbschaft des Oheims für denselben zu erwarten, und der Hagestolz hatte dieß selber oft genug durch seine ausdrücklichen Erklärungen bestätigt. Er nahm sich daher die Befugniß heraus, mit an dem Knaben zu erziehen. Er schrie ihm Praktisches zu, und erklärte ihm deutlich, wenn er zu seiner Schwester auf das Landgut herauskam, wie man es bei dem Baumklettern, was aber der Knabe nie that, machen müsse, daß man die wenigsten Hosen zerreiße.

Unter solchen Umständen ist nur das zu verwundern, daß man den jungen Tiburtius nicht an Ketten legen mußte. Hätte er nicht einen so reichen Fond von gesundem Verstande und Gemüthe gehabt, es wäre sicher dazu gekommen. Sein zerstreutes Wesen war das Auffallendste an ihm. Er bürstete sich die Haube aus, um einen Spaziergang zu machen, und nahm dann die Bürste statt der Haube mit. Er setzte sich zum Mittagessen, nahm das ihm zugetheilte Brod mit der Gabel auf den Teller und schnitt es wie Fleisch, das Stückchen Fleisch aber nahm er in die Hand und aß es dazu als Brod. Ging er bei graülichem Wetter aus, so wischte er beim Fortgehen noch vorher die Schuhe auf der vor der Thüre liegenden Matte ab. Er setzte sich mitten in die Salatbeete, und sprach mit Katzen und mit Käfern wie mit seinem Lehrer. Außerdem war und blieb er ein gutmüthiger Knabe. Eigentlich konnte man nie sagen, wie er wurde, weil

er sich nie zeigte, und weil unter dem Erziehungslärm nur die Erzieher zu vernehmen waren, nicht das, was an dem Knaben davon haften blieb.

Als er beinahe zum Manne geworden war, fielen nach und nach in kurzer Zeit alle Erzieher hinweg. Zuerst starb der Vater, dann sehr schnell darauf die Mutter, der Hofmeister war in ein Kloster gegangen, und der letzte, den er verlor, war der Oheim gewesen. Er hatte von dem Vater das Familienvermögen geerbt, von der Mutter die einst bei ihrer Vermählung beigebrachte Mitgabe, und von dem Oheime das, was er seit dreißig Jahren in dessen Handelschaft erarbeitet hatte. Der Oheim war kurz vor seinem Tode in den Ruhestand getreten, er hatte sein Geschäft in Geld verwandelt, und wollte sodann von den Renten desselben leben. Allein er war nicht mehr im Stande, sie zu genießen, sondern er starb und die Sache fiel an Tiburtius. Herr Tiburtius war also durch diese Umstände ein sehr reicher Mann, und zwar vorzüglich im Gelde, dessen Früchte zur Einsammlung die wenigste Mühe machen, nur daß man die Verfallszeit ruhig abwarte, dann darum hinschicke, und sie hierauf verzehre. Was er von dem Vater erhalten hatte, bestand freilich zum Theile in dem Gute, das er eben bewohnte, aber in demselben lebte seit unvordenklichen Zeiten ein Altknecht, der das Gut verwaltete, und von demselben meistens sehr reichliche Zinsen ablieferte. So blieb es denn auch bei Herrn Tiburtius. Derselbe hatte also wenigstens in dem Augenblicke, da er das einzige Glied

der Familie geworden war, nichts zu thun, als seine bedeutend großen Einkünfte zu verzehren. Er war von allen denjenigen, die bisher bei ihm gewesen waren, verlassen, und recht hülflos.

Nachdem er Vielerlei angefangen und an Nichts Behagen gefunden hatte, verlegte er sich auf die Lektüre medizinischer Bücher. Es war ihm ausgemachte Sache, daß er sehr krank sey, und daß nur er selber sich behandeln könne. Zuerst las er diejenigen Bücher, welche über die Beschaffenheit und Verrichtungen des gesunden Körpers handelten. Aus ihnen war nicht viel zu entnehmen, aber sobald er zu den Krankheiten gekommen war, so war es ganz deutlich, wie die Züge, die beschrieben wurden, in aller Schärfe auf ihn paßten, — ja sogar Merkmale, die er früher nicht an sich beobachtet hatte, die er jetzt aus dem Buche las, fand er ganz klar und erkennbar an sich ausgeprägt, und konnte nicht begreifen, wie sie ihm früher entschlüpft waren. Alle Schriftsteller, die er las, beschrieben seine Krankheit, wenn sie auch nicht überall den nämlichen Namen für sie anführten. Sie unterschieden sich nur darin, daß Jeder, den er später las, die Sache noch immer besser und richtiger traf, als Jeder, den er vorher gelesen hatte. Weil die Arbeit, die er sich vorgesteckt hatte, sehr umfangsreich war, so blieb er bedeutend lange Zeit in dem Geschäfte befangen, und hatte keine andere Freude, als die, wenn man dieß überhaupt eine Freude nennen darf, daß er manchmal seinen Zustand so außerordentlich und unglaublich treu angegeben fand,

als hätte er ihn dem Manne selber in die Feder gesagt.

Drei Jahre hatte er sich behandelt, und er mußte zuweilen den Plan der Behandlung wechseln, weil er nach und nach zu einer bessern Einsicht gelangte. Endlich war er so schlecht geworden, daß er alle Merkmale aller Krankheiten zu gleicher Zeit an sich hatte. Ich führe nur einige an: er hatte jetzt einen kurzen Athem; denn er konnte, wenn er der Vorschrift eines Buches zu Folge doch an einem Sommertage in den Garten ging, nicht weit gehen, ohne müde zu werden und sich zu erhitzen — die rechte Schläfe pochte ihm zuweilen, und zuweilen die linke — wenn der Kopf nicht brauste und Mücken flogen, so war die Brust gepreßt oder stach die Milz — er hatte die wechselnden Fröste und die ziehenden Flüße der Nervenkrankheiten — die plötzlichen Wallungen deuteten auf Erweiterung der Blutgefäße — und so war noch Vieles. Er konnte jetzt auch nie mehr ordentlich hungrig werden, wie einst so köstlich in seiner Kindheit, obwohl er statt dessen eine falsche Begehrungsempfindlichkeit hatte, die ihn stets reizte, alle Augenblicke zu essen.

Diesem großen Elend machte ein sonderbares Ereigniß ein Ende. Tiburtius war auf den Rath eines Freundes in ein Bad in einer Gebirgsgegend gegangen. Hier hatte er eine Zeit lang die den Badgästen vorgeschriebenen Spaziergänge mit genauer Einhaltung der bestimmten Zeit gehalten, ohne merk-

liche Besserung zu verspüren. Einmal wollte er statt an der Straße seinen Spaziergang im Walde machen. Er verirrte sich, lief einen ganzen Tag ohne Speise und Trank im Walde herum, fing endlich an zu rennen, was er sein Lebetag nie gethan hatte, traf, als es schon dunkel wurde, einen Holzhacker, der ihn zum Badeorte zurückführte. Hier ging er alsbald zu Bette, und gab noch den Befehl, daß Niemand in das Schlafzimmerchen hereinkomme, wenn er nicht laüte, und als sich hierauf der Diener entfernt hatte, zog der Kranke die zwei Decken, mit denen er sich zugehüllt hatte, bis an das Angesicht empor; denn er wollte auf diese große Erregung einen Schweiß erzielen, weil dieser vielleicht noch Alles abwenden könne. Nach einer kurzen Zeit that Herr Tiburtius die tiefen Athemzüge eines Schlafes.

Wir wissen nicht, was sich in der Nacht ereignete, und können nur erzählen, wie es am andern Tage gewesen sey.

Als Herr Tiburtius erwachte, war es heller Tag. Die Sonne schien herein, und die rothen Chinesen, die auf der seidenen spanischen Wand waren, erschienen beinahe flammenroth, weil die Sonne durch sie hindurch schien; aber sie waren trotzdem sehr freundlich. Herr Tiburtius sah lange Zeit auf sie hin, ehe er sich regte. Die Wärme des Bettes war unendlich behaglich. Zuletzt mußte er sich doch entsinnen, und untersuchen, was ihm weh thue. Der Kopf that ihm nicht weh, er wußte nicht, ob ein Schweiß ge-

kommen sey, weil er geschlafen hatte, die Brust that auch nicht weh, der Magen war wohl, nur daß er sehr großen Hunger anzeigte, und die Arme waren nicht steif, und hatten auch kein Ziehen und Reißen. Er nahm die Uhr, die bei dem Bette lag und sah darauf. Es war zehn Uhr und die Molkenzeit lange vorüber. Gebadet hat er sonst auch immer früher, aber er konnte es ja heute später thun. Nun regte er die Füße und streckte sich — — aber siehe, die thaten ihm fürchterlich wehe, vorzüglich der Oberfuß, allein es war nicht der Schmerz einer Krankheit, das erkannte er gleich, sondern die Müdigkeit, die im Ausruhen sogar etwas Süßes hatte. Er blieb wieder ruhig liegen. Er konnte sich nicht erwehren, in der Haüslichkeit, die er so in dem Bette hatte, eine kleine Schadenfreude zu empfinden, daß er die Molken verschlafen habe. Er schaute auf das Fenster und sein schönes Kreuz hin, in das das Glas gefaßt war, und er schaute auf die gemalten Schnörkel der Wände und auf die umliegenden Geräthe.

Beim Aufstehen war ihm unendlich wohl; nur in den Füßen spürte er Müdigkeit, die ihm aber gar nicht lästig fiel. Er hatte jetzt das Heilmittel gefunden, das alle medizinischen Bücher und alle Arzneien und alle Badekuren überflüssig machte — die Bewegung in der freien Luft, den Aufenthalt im Walde. Jetzt, da ihn der Gedanke an seine gestörte Gesundheit nicht mehr so peinlich beschäftigte, jetzt konnte er erst wieder Vernünftiges denken, und um sein und seiner Mitmenschen wahres Wohl sich kümmern. Das

that er auch, und so ist denn aus einem gründlichen Narren und Grillenreiter ein sehr verdienstvoller Mann und Wohlthäter für Viele geworden.

18.

Eine absonderliche Art, die Welt sich vorzustellen, und ein furioser Disput darüber.

(Aus der Geschichte der Philosophie des 19. Jahrhunderts.)

Herr N. N. hatte auf der Universität Y. die Philosophie studirt, und war bereits in die Theologie eingetreten. Er war in den philosophischen Hörsälen ungemein begeistert worden für eine neue Weltanschauung, und hatte sich die Ausdrucksweise für diese Weltanschauung, die Terminologie dieser Philosophie ganz eigen gemacht. Er war jetzt der Meinung, er müsse seine neuen Ideen, eigentlich seinen Wörterkram überall auslegen, daß sie in Umlauf kämen. Niemand wollte sich mit ihm einlassen, wenn er von seinem Kauderwelsch zu sprechen anfing. Er stellte sich's als sein größtes Glück vor, einmal einen Menschen zu finden, der ihn anhören und mit ihm disputiren möchte. Gewöhnlich war's nur zum Anhören und dann zu der Erklärung gekommen, man verstehe diese Sachen nicht. Endlich fand er einmal diese Gelegenheit. Zufällig traf er einmal eine alte Frau, die ihn früher sehr gütig unterstützt hatte, und die

die man Frau Hofmarschallin nannte. Diese merkte sogleich beim ersten Zusammenkommen mit ihrem ehemaligen armen Schützling, daß derselbe große Lust hätte, seine Weisheit ihr mitzutheilen. Nie verlegen in Gesprächen und Disputen, erklärte die Hofmarschallin, sie wünschte wirklich zu hören, was man jetzt als neue Weisheit lehre, und der Candidat begann also:

„Alle Wesen haben jedes zum innersten Grund und zur Substanz eine einfache Einheit, eine Seele, eine . . . ., mit einem Worte eine Monade.“

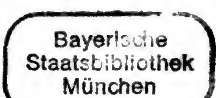
„Eine — was für eine?“ fragte die Hofmarschallin und sah auf.

„Eine Monade, oder einfache Einheit,“ fuhr der Candidat fort. Die Monaden haben miteinander die Gleichheit der Substanz gemeinsam, sind sich aber doch substantiell völlig ungleich in Hinsicht der Eigenschaften, der Größe und Kraft. Es gibt Volksmonaden, es gibt Menschenmonaden, Thiermonaden, Pflanzenmonaden, mit einem Worte, die Monaden erfüllen die Welt und machen die Welt aus . . . .“

„Herzensliebster, ich verstehe kein Wort von alle Dem!“ rief die Hofmarschallin mißvergnügt aus. „Was soll das für Zeug seyn? Was sind Monaden? Füllen die Welt? Ich sehe keine Monaden!“

„Sie sehen doch mich, meine Gnädige, und Sie selbst, Sie selbst sind eine Monade.“

„Ich eine Monade?“



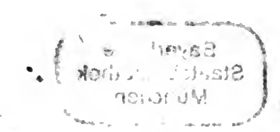
„Ja gewiß, Ihre Gnaden, so gut wie jede lebende Kreatur ....“

„Aber ich will Ihnen sagen, lieber Freund, daß ich weder eine Monade bin, noch eine Kreatur, sondern ein Mensch, ein sündhafter Mensch wohl, den aber Gott in jedem Falle nach seinem Ebenbild geschaffen hat.“

„Ja gewiß, gewiß! Ich nehme auch eine Hauptmonade an, von der alle die andern Monaden emaniren ....“

„Wie beliebt? Soll unser Herrgott auch eine Monade seyn?“

„Er kann so bezeichnet werden — um die Einheit auch dem Namen nach zu behalten. Ich nehme übrigens an, daß die Monaden vom Anfang an mit einer selbstständigen Kraft begabt worden sind, nach welcher sie sich in der Körperwelt erzeugen lassen, das heißt, einen Körper annehmen, leben, wirken, ja auch sterben, das heißt, sich aus einem Körper in den andern versetzen, ohne unmittelbaren Einfluß der Hauptmonade. Die Monaden sind in beständiger Bewegung, beständiger Wanderung, und ordnen und gruppiren sich immer nach der ihnen eigenen Kraft und Art. Betrachten wir jetzt die Welt aus diesem Gesichtspunkte, so ordnet sie sich vor unserm Blicke auf die klarste und vortrefflichste Weise. In allen Sphären des Lebens sehen wir, wie die Hauptmonaden alle untergebenen Monaden als Organe und Glieder um sich her versammeln. So werden Völker, Staaten, Wissenschaften und Künste gebildet;



so erschafft sich jeder Mensch seine Welt, und beherrscht sie ein Jeder nach seiner Kraft. Denn es ist nicht, wie der Mensch gewöhnlich glaubt, freie Wahl, sondern die Monade in ihm, was bestimmt, was er werden wird und kann in Hinsicht auf....“

„Das glaube ich nicht,“ sagte die Hofmarschallin, quer einfallend, „denn wenn meine Seele oder Monade, wie Sie sie nennen wollen, mich nach ihrem Gefallen geführt hätte, so hätte sie mich zu sehr vielem Bösen getrieben; und wenn unser Herrgott sie nicht gezüchtigt und in seiner Gnade zu etwas Gutem getrieben hätte, so wäre es gar toll geworden mit meiner Nomadenseele, das will ich Ihnen sagen.“

„Aber um Gotteswillen, Ihre Gnaden, ich leugne ja den Einfluß einer Hauptmonade gar nicht, im Gegentheil ich nehme ihn an, so wie daß gerade dieser Einfluß auf Ihre Monade es ist, was....“

„Und ich,“ unterbrach ihn die Hofmarschallin heftig, „ich behaupte, daß wir gar nichts Gescheidtes thun, wenn Sie Ihr Nomadenregiment einführen, statt unsers Herrgotts Regiment. Was habe ich für Guts davon, daß ich von Ihren Nomaden weiß.“

„Monaden!“ berichtigte der Candidat.

„Wenn Ihre Monaden,“ fuhr eifrig Frau Hofmarschallin fort, „noch so sehr in Bewegung sind, sich noch so sehr und so artig gruppiren! Was hilft das mir im Augenblick der Versuchung und der Noth? Es ist ja doch weit besser und klüger, wenn ich sage und glaube, daß unser Herrgott mit uns nach seiner

Weisheit und Gnade verfährt, als wenn ich glaube, daß ein Schock Nomaden ....“

„Monaden, Monaden!“ schrie der Candidat.

„Monaden oder Nomaden!“ antwortete auffahrend Frau Hofmarschallin, „das kann ganz einerlei seyn! — Seyen Sie so gut und lassen Sie meine Baumwolle liegen. — Ihre Nomaden mögen nun so prächtig und mächtig seyn, wie sie wollen, und sich beherrschen und leben und sterben ganz nach eigener Weisheit, so sehe ich doch noch nicht ein, wie die Welt dadurch im Geringsten ordentlicher wird, oder nur ein Körnchen angenehmer zu betrachten. Und warum geht es so übel her? Gerade deßhalb, weil Ihr guten Leute Euch für so mächtige Monaden haltet und so viel an Eure eigene Kraft glaubt, und nicht wissen wollt, daß Ihr alle zusammen arme Sünder seyd, welche unsern Herrgott bitten sollten, daß er ihre armen Nomadenseelen regiere, damit sie etwas klüger werden. Aber gerade solchen Nomaden-Ideen haben wir für alle Rabulistenstreiche, Aufruhr und eingeworfene Fenster zu danken. Wenn Ihr etwas weniger Nomaden und etwas mehr vernünftige Menschen wäret, so würde man in besserem Frieden auf der Erde leben!“

Der Candidat war ganz verblüfft. Noch nie hatte er auf diese Weise argumentiren hören. Mit weit offenem Mund starrte er die Hofmarschallin an, und als jetzt ihr großer Fanghund, vom Zorne der Herrin aufgehetzt, bellend auf den Tisch sprang und nach der Nase des Candidaten schnappte, da konnten

alle Anwesenden die Munterkeit nicht mehr zurückhalten, die sich bei ihr während des Disputs gesammelt hatte, und Alle leisteten einander in einem herzlichen Lachen Gesellschaft; Frau Hofmarschallin sah aber noch ganz bitter aus, und der Candidat, noch unerschreckt, begann weiter:

„Aber in aller Welt Namen! Ihre Gnaden wollen mich ja gar nicht verstehen! Wir reden ja nur von einer Weise, die Welt zu betrachten, einer Weise, welche deren Phänomene befriedigend erklären kann. Die Monadologie, recht verstanden, streitet gar nicht gegen die Begriffe unserer christlichen Religion, wie ich gleich beweisen werde. Die objective Offenbarung zeigt uns gerade das Subject-objective und Object-subjective, welches ....“

„Ah, schwatzen Sie was für Zeug Sie wollen, meinetwegen,“ sagte die Hofmarschallin und warf den Nacken zurück. „Ich weiß, was ich weiß. Die Nomaden mögen meinethalben seyn, wo sie wollen, aber ich nenne einen Menschen einen Menschen und eine Katze nenne ich eine Katze, und eine Blume eine Blume, und unser Herrgott bleibt für mich unser Herrgott und keine Nomade!“

* * *

In dieser Weisheit des Candidaten ist sehr viel Thorheit, und dennoch muß man ihn loben, daß er Fleiß und Mühe darauf verwendet hat, eine Weltanschauung zu gewinnen, und daß er als Student wirklich Student gewesen, d. h. stu-

dirt hat. Wer immer, wenn auch auf unfruchtbarem Acker, den er nicht als unfruchtbaren erkennt, im Schweiße seines Angesichtes arbeitet, der hat Gottes Gebot erfüllt. (Wer weiß, daß der Acker nicht zu cultiviren ist, und doch seinen Schweiß auf ihn verwendet, der ist ein Narr)

Die alte Frau, der Nomade und Monade gleichviel gegolten, hat den Grundfehler dieser Weltanschauung auf den ersten Augenblick erkannt, weil sie eine christliche Frau war. Dieser Grundfehler aber besteht darin, daß man die Geschöpfe miteinander vermengt ohne Unterschied, und daß man am Ende auch den Schöpfer vom Geschöpfe nicht mehr unterscheiden kann. Dagegen verwahrt sich die Frau und sagt: Ich bin weder eine Monade, noch ein Geschöpf (wie die übrigen), sondern ein Mensch, und als solcher das Ebenbild Gottes. Und von Gott als einer Monade und von einem Monaden-Regiment statt des Gottes-Regimentes will sie durchweg nichts wissen, wie ein christglaübiger Mensch sich nie damit verständigen kann.

Man kann wohl in der Jugend, und ehe man im religiösen Leben festgegründet ist, allerlei Unsinn als Wahrheit annehmen, ohne dabei merklich Schaden zu leiden; allein wer im Alter und nach reicher Erfahrung die Wahrheit mit der Lüge vertauscht, dem ist schwer mehr zu helfen. Hebr. 6, 4—6.

19.

Freundliche Verständigung zweier Freunde vor der letzten Scheidung.

Heinrich hatte auf der hohen Schule zu N. einen jungen Mann kennen gelernt, dessen allseitige Ueberlegenheit Anfangs ein Gegenstand der Bewunderung, dann der Nacheiferung für ihn geworden war. Sein Name war Gabriel. Gabriel war einer jener seltenen Geister, die ohne Kindheit leben, die von den ersten Augenblicken des erwachten Selbstbewußtseyns Männer sind. Das Sichere und Feste in dem Charakter Gabriels zog den weichen Heinrich mit Zaubergewalt an. Gabriels Urtheil galt ihm mehr als das aller seiner Genossen. Seinen Beifall zu erwerben war Heinrichs hohes Ziel. Heinrich war Dichter und hatte schon mehrere Produkte seines jugendlichen Geistes veröffentlicht. Er hatte dafür zu viel Lob geerntet, als daß er von demselben nicht hätte etwas berauscht werden sollen. Gabriel erkannte die große Gefahr, in welcher der junge Dichter schwebte, und ward nun aus Vorsatz sein Gegner. Er tadelte in einer scharfen Beurtheilung die sehr gerühmte Arbeit Heinrichs, um diesen aus seiner Betaübung aufzuwecken und zum Streben nach Vervollkommnung anzustacheln. Er erreichte, was er beabsichtiget hatte, zum Theil. Heinrich wurde anfangs ganz niedergeschlagen und muthlos; dann aber, als er seiner Kraft und seines Strebens wieder bewußt geworden,

auf's Neue thätig, zugleich aber auch wahrhaft demüthig. Schon über Jahr und Tag hatten sich diese Freunde und Gegner nicht mehr gesehen, und Heinrich war unterdessen mit dem wichtigsten und neidlosesten Geschäft des menschlichen Lebens beschäftiget, mit der Zubereitung zum Sterben.

Gabriel hörte davon, daß seines Freundes Gesundheit schwinde, und das bestimmte ihn, einen Umweg von mehr als zwanzig Meilen zu machen, um mit dem Freunde seiner Jugend sich zu besprechen. Das machte einen tiefen Eindruck auf Heinrichs Gemüth. Als daher Gabriel zu ihm hereinkam, ging er ihm mit dem offensten Ausdruck herzlicher Ergebenheit entgegen. Gabriel ergriff seine ausgestreckte Hand, und eine plötzliche Blässe bedeckte sein männliches Gesicht, als er die Veränderung gewahrte, welche wenige Wochen Krankheit in Heinrichs Aussehen bewirkt hatten.

„Es ist schön von Dir, daß Du zu mir kommst! Meinen Dank, Gabriel!" sagte Heinrich mit Innigkeit, „sonst hätte ich Dich wahrscheinlich hier in der Welt nicht mehr zu sehen bekommen. Und ich hätte Dir doch so gerne ein Wort sagen wollen, ehe wir uns so trennen." Beide schwiegen einige Minuten.

„Was wolltest Du mir sagen, Heinrich?" fragte endlich Gabriel, während eine seltsame Rührung sich in seinen Zügen malte.

„Ich wollte Dir danken!" antwortete Heinrich herzlich, „Dir danken für deine Strenge gegen mich und Dir sagen, wie sehr ich jetzt erkenne, daß sie

gerecht und für mich heilsam gewesen ist. Ich wollte Dir danken, weil Du mir dadurch ein wirklicher Freund gewesen bist, und ich bin jetzt vollkommen überzeugt, wie redlich und gut Du es mit mir gemeint hast. Dieser Eindruck, dieses Andenken von Dir ist das einzige unserer Bekanntschaft, welches ich mit mir nehme, wenn ich diese Welt verlasse. Du hast mich nicht lieben können, aber das war mein eigener Fehler. Ich habe mich darüber gegrämt; doch habe ich mich jetzt auch hierin ergeben. Indeß wäre es mir lieb, zu glauben, daß meine Fehler, mein letztes Benehmen gegen Dich keinen gar zu abstoßenden Eindruck bei Dir zurückgelassen hätte; es wäre mir lieb, zu glauben, daß Du freundlich an mich denken könntest, wenn ich auf der Erde nicht mehr bin!"

Eine hohe Röthe flammte auf Heinrichs Wangen, und seine Augen glänzten, indem Gabriel antwortete: „Heinrich! ich fühle mehr als jemals in diesem Augenblick, daß ich Dir nicht Gerechtigkeit erzeigt habe. Einige spätere Ereignisse haben mir die Augen eröffnet, und jetzt — Heinrich, kannst Du mir noch Freundschaft schenken? Die meinige hast Du für immer!"

„O, dieß ist ein schöner Augenblick!" sagte Heinrich mit schwellenden Gefühlen. „In meinem ganzen Leben habe ich mich nach ihm gesehnt, und erst jetzt wird er mir gegeben, jetzt, wo ..."

„Aber warum," sagte Gabriel eifrig, „so bestimmt von Deinem Tode reden? Ich will hoffen,

und glaube noch, daß Dein Zustand nicht so gefährlich ist. Laß mich Deinetwegen berühmte Aerzte des Auslandes befragen. Oder noch besser, reise mit mir, um Dich der Behandlung des Doctor K. zu unterwerfen! Er ist berühmt wegen Behandlung der Herzkrankheiten. Laß mich Dich zu ihm führen. Sicher kannst und wirst Du gesund werden."

Heinrich schüttelte wehmüthig den Kopf. „Da liegt sein Buch!" sagte er, auf ein aufgeschlagenes Buch zeigend. „Aus demselben weiß ich Alles über meinen Zustand. Siehst Du, Gabriel!" fuhr er mit einem schönen Lächeln fort, indem er den Arm um die Schulter des Freundes schlug, mit dem andern gen Himmel zeigte und ihn mit den großen, jetzt vergrößerten Augen (denn gegen den Tod werden die Augen größer und klarer) anblickte, „siehst Du, dort wandelt Dein Stern! Er geht auf! Dir steht gewiß eine helle Bahn bevor! Aber wenn er Deinen Ruhm bestrahlt, wird er auf mein Grab herabsehen; — ich hege keinen Zweifel mehr daran; vor einiger Zeit war dieser Gedanke mir bitter — jetzt nicht mehr! Wenn der Gedanke mich drückt, daß ich so unendlich wenig auf der Erde habe ausrichten können, so werde ich mich damit trösten, daß Du desto mehr vollbringen wirst; und hier oder in einer andern Welt werde ich über Deine Wirksamkeit, über Dein Glück mich freuen!"

Gabriel antwortete nicht. Große Thränen rollten über seine Wangen, er preßte Heinrich warm an seine Brust.

Heinrichs wegen suchte er dem Gespräche eine ruhigere Wendung zu geben. Aber Heinrichs Herz schwoll; es war jetzt zu voll von Leben und Gefühlen, um in etwas Anderem als in der Mittheilung derselben Ruhe zu finden. Das Verhältniß zwischen den jungen Männern schien nun ein anderes wie früher; Heinrich war es, welcher das Gespräch leitete; Gabriel war es, welcher ihm folgte, welcher ihm mit Aufmerksamkeit und der unverkennbarsten Theilnahme zuhörte, während der junge Dichter seinen Gedanken, seinen Ahnungen so freien Lauf ließ, wie er es früher nie in Gegenwart des scharfen Kritikers gewagt hatte.

Aber in der That, es gibt einen eigenen Rang, eine eigene Würde, ein Grenzbewohner vom Reiche des Todes zu seyn. Man glaubt, daß das Geflüster der Geister von dem geheimnißvollen Lande das Ohr erreiche, welches sich dahin neigt; deßhalb stehen die Weisen und Starken auf Erden und lauschen schweigend wie Lehrlinge und fromm wie Kinder den Eingebungen, welche von sterbenden Lippen ausgeathmet werden.

Auch Heinrichs Vater, der Landrichter des Ortes war, hatte von der Ankunft des Freundes Kunde erhalten. Er trat in das Zimmer, als die Freunde ihre Einsichten in das Gebiet des höhern Lebens unsterblicher Geister sich gegenseitig mittheilten. Sein Eintritt gab dem Gespräch eine andere Wendung. Gabriel leitete es bald auf Heinrichs letztes Werk; er sprach davon, indem er sich hauptsächlich an seinen

Vater wandte, mit der Fähigkeit eines wirklichen Kenners, und mit so vollem und herzlichem Beifall, daß es Heinrich eben so sehr überraschte als entzückte.

Es ist ein sehr großer Genuß, sich von einer Person, welche man hochachtet, gerühmt, und zwar gut gerühmt zu hören, zumal wenn diese Person gewöhnlich mit ihrem Lobe sparsam ist. Heinrich empfand jetzt dieses Gefühl in vollem Maße, und zu diesem Genusse gesellte sich der vielleicht noch größere, sich von Gabriel auf eine Weise verstanden zu sehen, welche ihn sich selbst klarer machte. In diesem Augenblick schien er erst recht klar seine Aufgabe im Leben, was er wollte und was er konnte, zu fassen. Die Quelle des Lebens sprudelte mächtig in seiner Brust auf. „Du machst mich gesund, Gabriel!“ rief er aus; „Du gibst mir neues Leben! O, ich will gesund werden! gesund, um wieder zu leben, um besser, um klarer als früher zu arbeiten. Ich habe ja noch nichts gethan! Aber jetzt, jetzt könnte ich... Ich fühle neues Leben in mir; ich habe mich noch nie so wohl befunden! Gewiß werde ich jetzt gesund, oder auch — ist der beste Wein für mich bis zuletzt aufgespart worden.“

* * *

Die Schmeichler und Lobhudler haben schon weit mehr verdorben an jungen, hoffnungsvollen Männern, als die gefräßigen Raupen an den jungen Bäumen. Sie sind die wahren Jugendverführer, und nicht

weniger gefährlich und verderblich als diejenigen, welche der Jugend Zucht und Keuschheit rauben. Bescheidenheit und Demuth ist die Züchtigkeit und Keuschheit der Seele.

Je mehr man von Schmeichlern Opfer- und Weihrauch-Dampf gekostet hat, desto weniger kann man die einfache Wahrheit, die ungeschminkte, die oft harte Wahrheit ertragen. Und je empfindlicher man gegen den Verkünder dieser Wahrheit ist, desto jämmerlicher ist man schon angefressen von der süßen giftigen Schmeichelei.

Auch im Verkünden der Wahrheit und in der Bekämpfung des Lügenwerkes, das die von Schmeichlern angeregte Eitelkeit und Selbstgefälligkeit aufbauen will, kann man unbillig und hart werden. Allein man kann nicht unbillig und hart *bleiben*, am allerwenigsten, wenn man sieht, daß der Zweck erreicht, daß die falsche Höhe erniedriget und daß der blaue Dunst verflüchtiget ist. Wer die Demüthigung des Gefährdeten sieht und den Gedemüthigten nicht aufrichtet, sondern an seiner Muthlosigkeit sich ergötzt, der ist hartherzig und liebelos, und ist eben so wenig zu achten als der Lobhudler und Schmeichler.

20.

Rührendes Lebensende eines jungen Dichters.

Schon drei Tage lag Heinrich, der schon seit Monaten sein nahes Ende geahnt und mit dem Tode sich vertraut gemacht hatte, bereits ohne Bewußtseyn darnieder. Die heftigsten Leiden, durch welche die Hand der Barmherzigkeit ihn dem Ziele aller Leiden zuführen wollte, hatten ihn überfallen. Am zweiten Tage hatte ihn ein Anfall jener Veränderungssucht ergriffen, welche gewöhnlich das sicherste Zeichen ist, daß die Seele zur großen Wanderung sich vorbereitet. Sein Vater, der Landrichter, trug selbst den 19jährigen Sohn auf den Armen von Zimmer zu Zimmer, von Bett zu Bett. Die ganze Familie bekam während dieser schrecklichen Tage keinen Schlummer in die Augen. Das thränenlose, angstvolle Auge unverwandt auf ihren Liebling gerichtet, folgte ihm die Mutter von Zimmer zu Zimmer, von Bett zu Bett, bald über sein Kopfkissen hingeneigt, bald zu seinen Füßen auf der Kante des Bettes sitzend, ihm zärtlich entgegenlächelnd, wenn er sie zu erkennen schien, und ganz leise, aber beinahe unaufhörlich seinen Namen nennend.

Am Abende des dritten Tages bekam Heinrich die Besinnung wieder. Er erkannte die Seinigen wieder und sprach freundlich mit ihnen. Er sah,

daß sie bleich und müde waren, und bat sie inständig, sich zur Ruhe zu begeben. Der Arzt, welcher gegenwärtig war, stimmte ernstlich hierin ein und versicherte ihnen, daß allem Anscheine nach Heinrich selbst jetzt einen schmerzlosen Schlaf genießen würde. Selbst wollte der Arzt diese Nacht bei ihm wachen. Vater und Töchter gingen; als man aber die Mutter zu überreden suchte, winkte sie nur mit der Hand mit einem so schmerzlichen Lächeln, daß man darin deutlich die Worte las: „Es lohnt sich nicht die Mühe, davon zu reden!“ — „Ich darf doch bei Dir bleiben, Heinrich?“ sagte sie bittend. Er lächelte, nahm ihre Hand und legte sie an seine Brust; in demselben Augenblick schloßen sich seine Augen, und ein stiller, beruhigender Schlummer schlich sich über ihn. Der Arzt saß schweigend da und betrachtete die Beiden; aber bald mußte er sie verlassen, denn man kam und rief ihm zu einem gefährlichen Kranken. Indeß wollte er im Verlaufe der Nacht wiederkommen. Der Arzt ward in der Stadt der Nachtdoktor genannt, denn Keiner war dort, dem die Nacht so ganz dem Tage gleich zu seyn schien wie ihm, wenn seine Hülfe verlangt ward.

Die Mutter athmete tief, als sie sich mit ihrem Sohne allein sah. Sie faltete ihre Hände und erhob ihr Auge, sah zum Himmel mit einem Ausdruck, demjenigen nicht mehr ähnlich, welchen man in den vorhergehenden Tagen dort gesehen hatte. Es war nicht mehr die unruhige, murrende Angst; es war eine schmerzvolle, aber tiefe, vollkommene, ja beinahe

liebevolle Resignation. Dann beugte sie sich über den Sohn herab und sprach leise, aus der Tiefe ihres liebenden Herzens:

„Geh, mein süßer Knabe, gehe! Ich will Dich nicht mehr zurückhalten, denn es thut Dir wehe. Mag der Befreier kommen! Deine Mutter wird nicht mehr mit ihm streiten, um Dich zurückzuhalten. Mag er kommen und Deinen Schmerzen ein Ende machen; ich — will dann zufrieden seyn! Gehe denn, mein Erstgeborener, mein Sommerkind, gehe! Und wenn auch nimmermehr ein Sommer für Deine Mutter kommen wird, so — gehe doch, damit Du Ruhe bekommen mögest! Machte ich Dir die Wiege süß, mein Kind, so werde ich Dein Sterbelager nicht mit meiner Klage verbittern. Gesegnet seyst Du, gesegnet sey auch Der, welcher Dich mir gab, und der Dich jetzt zu sich nimmt, in eine bessere Heimath. Einst, mein Sohn, werde auch ich zu Dir kommen. Gehe denn voraus, mein Kind! — Du bist müde, so müde, — Deine letzte Wanderung ward Dir schwer; — jetzt wirst Du ruhen. Komm denn, guter Befreier, komm Du lieber Tod und berühre sein Herz, aber leicht, leicht! Möge er nicht mehr geplagt werden, möge er nicht mehr leiden! niemals machte er seinen Eltern Sorge!“

In diesem Augenblick schlug Heinrich seine Augen auf und heftete sie still und klar auf die Mutter.

„Gott Lob! ich fühle keine Schmerzen mehr!“ sagte er.

„Gott

„Gott sey Lob und Dank, mein Kind!" sagte sie. Mutter und Sohn sahen mit tiefer und heiterer Liebe einander an; sie verstanden jetzt einander völlig.

„Wenn ich nicht mehr hier bin," sagte er mit matter, gebrochener Stimme, „so — theile es meiner Schwester vorsichtig mit! Sie ist so zartempfindend — und sie ist nicht stark. — Sag' es ihr nicht an einem Tage — wenn es kalt und kühl ist; — sondern — an einem Tage — wenn die Sonne warm scheint — wenn Alles licht und freundlich ist; — dann, dann sage ihr, daß — ich fortgegangen bin. Und grüße sie, und sage ihr von mir, daß — es nicht schwer ist — zu sterben! — Daß es eine Sonne gibt jenseits" — — Er schwieg aber mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen, und seine Augen schloßen sich, wie vor Mattigkeit. Dann sprach er leise: „Singe mir etwas vor, Mutter! Ich werde dann ruhiger einschlafen: „Es klopft! Ich komme!""

Diese Worte waren der Anfang eines Gesanges, den Heinrich vor wenigen Tagen während einer schlaflosen und schmerzlichen Nacht gedichtet, und wozu er selbst die Musik gesetzt hatte. Der Genius der Dichtkunst hatte ihn während der letzten Zeit seiner Krankheit verlassen; er empfand es schmerzlich, aber sein Gemüth verblieb sich gleich, und der Geist desselben lebte noch voll in dem Gesange, welchen die Mutter auf die Bitte des Sohnes jetzt mit zitternder Stimme anhob:

„Es klopft! Ich komme! Doch eh' ich den Gang
Zur Stille des Grabes antrete,
So gönn' mir, Todesengel, noch einen Gesang
Zum Dank- und zum Abschiedsgebete!

Hab' Dank, milder Vater, in den Himmelshöh'n,
Für die herrliche Gabe des Lebens.
An Dich unter irdischen Freuden und Weh'n
Ich wandte mich niemals vergebens.

O Dank für's Leben, und auch Dank für den Tod,
Das Ziel aller Mühen und Schmerzen;
Wie bitter sie war'n, so süß wird die Noth,
Wenn Dein sind der Leidenden Herzen.

Auf der Prüfung Pfad, wie setzest Du nicht
Der troſtreichen Lilien in Fülle!
Doch die schönste von allen ist die Zuversicht:
Es geschehe, o Vater, Dein Wille!

Lebe wohl, schöne Erde, in deren Schooß ich lag;
Lebet wohl, o Ihr, meine Lieben!
Lebet wohl, und vergebt, was ich fehlend verbrach.
Mein Herz im Tode es brennet.“

„Es brennt!“ wiederholte Heinrich schmerzlich. „Es ist schauerlich! Mutter, Mutter!“ Er sah sich mit unruhigen Blicken um.

„Deine Mutter ist hier!“ sagte sie, sich über ihn herabbeugend.

„Ach, dann ist ja Alles gut!“ sagte er wieder ruhig. „Singe, meine Mutter!“ fügte er wieder still hinzu, seine Augen schließend; „ich bin so müde!“

Die Mutter sang:

„Wir scheiden — doch werden zum Wiederseh'n
Wir einst Alle wieder vereinet,
Dort, wo der Freund nicht mehr wird vom Freunde geh'n,
Wo Niemand mehr klaget und weinet.

Lebt wohl, vor dem brechenden Auge wird's Nacht.
Nicht kann ich Euch Lieben mehr sehen!
Es dunkelt, doch o! — ich sehe jenseits der Nacht
Ein Licht über's Dunkel aufgehen."

„O, wenn Du wüßtest, wie es klar wird! Es ist göttlich!" sagte jetzt der Sterbende, indem er seine Arme ausstreckte; aber schnell sanken sie wieder zurück. Eine Veränderung ging in dem Gesichte des jungen Mannes vor; der Tod hatte sein Herz leicht berührt, und die Schläge desselben hörten auf. Aber eine wunderbare Begeisterung belebte die Mutter; ihr Auge strahlte klar, und noch nie hatte ihre Stimme so schöne, so klare Töne gehabt, als indem sie zu singen fortfuhr:

„Du rufest! Zu Dir komm' ich, o Vater, so gern!
Lebt wohl, o lebt wohl, meine Lieben!
Vorbei ist die Qual, denn jetzt schau' ich den Herrn,
Dir, Ewiger, Preis sey und Ehre!"

Aus seinem unruhigen Schlummer ward Landrichter Frank durch einen Gesang erweckt, dessen Töne ihm fast überirdisch erschienen. Es dauerte einige Augenblicke, ehe er sich überzeugen konnte, daß die Stimme, welche er vernahm, wirklich die seiner

Gattin war. Da eilte er mit einer unbeschreiblichen Angst in die Krankenstube. Er kam herein, während sie den letzten Vers sang, und bei dem Anblick, der ihm hier begegnete, rief er: „Mein Gott!“ und schlug die Hände zusammen.

Der Gesang schwieg. Ein schreckliches Bewußtseyn drang gleich einem Schwerte durch das Herz der Mutter. Sie sah vor sich die Leiche ihres Sohnes und mit einem schwachen, entsetzlichen Rufe sank sie wie todt am Sterbebette nieder.

* * *

Nach der jetzigen Weltsitte darf man mit einem Kranken, wenn er auch ganz hoffnungslos darnieder liegt, ja nicht vom Sterben reden. Diese Sitte ist unvernünftig und unchristlich; unvernünftig, denn jede Wanderung fordert eine Vorbereitung und Ausrüstung, und die größte und wichtigste Wanderung sollte man so aus dem Stegreif antreten? Unchristlich ist diese Weltsitte, weil sie dem Menschen die Gelegenheit nimmt, sein Tagewerk möglichst gut zu vollenden; denn so lange ich der Meinung bin, ich werde noch länger zu schaffen haben, denke ich nicht daran, abzuschließen, wenn ich auch nichts verschieben will.

Es ist Feigheit und excessive Sentimentalität, wenn die Eltern von dem Sterben ihrer Kinder und Kinder von dem Sterben ihrer Eltern nicht Augenzeugen seyn wollen. Bei solchen Anlässen kann man sterben lernen, und wer dieß gelernt hat, der versteht die allerwichtigste Kunst.

Die Festigkeit und Resignation, wie wir sie an der Frau Landrichterin wahrnehmen, wird nicht in der Philosophie und nicht in der Poesie gelernt; diese gibt einzig und allein die Religion, und in der hier beschriebenen Weise ist diese Resignation das Zeichen einer ausgezeichnet begnadigten Seele.

21.
Der Schwan.

Ich sah an einem Frühlingstage den Schwan sein Morgenbad halten. In leichten, kühnen und anmuthigen Bewegungen warf er die Wogen um sich her, welche frisch und klar, spielend und schaümend ihn umtanzten, sein weißes Gefieder noch blendender machten, sich an die weißen Conturen schmiegten und in jedem Tropfen ihren schönen Beherrscher abspiegelten, der sie bald mit seinen Flügeln schlug, bald liebevoll kosend seinen Hals in ihren Schooß versenkte. Zuweilen tauchte er ganz unter und ließ die Wellen sich über seinem Kopfe kreiseln; dann erschien er wieder, schüttelte den Silberschaum von den Flügeln und schwamm stolz, mit dem Ansehen eines Gebieters dahin, während die Welle sich gehorsam theilte und in ihrer klaren Tiefe das stolze und herrliche Bild wiedergab.

Ich betrachtete dieß schöne Gemälde am Frühlingsmorgen, beim Gesange der Vögel, beim Gesaüsel des jungen Laubes; ich sah es mit innerem

Wohlbehagen, wurde aber dabei mit einem sonderbaren Wehmuthsgefühle befangen. „Das Thier," sagte ich, „bewegt sich wie ein Herrscher in seinem Elemente. Dieses schließt sich um ihn, bloß um sein Leben zu erhöhen und seine Schönheit wiederzustrahlen. In diesem Verhältnisse zwischen dem Wesen und seiner Welt, welche Harmonie, welche Freiheit und Schönheit! Dieses Thier — und der Mensch. Der Mensch in unaufhörlichem Kampfe mit seiner Welt, in allen seinen Bewegungen gebunden, beschwert selbst von der Luft, die er athmet — der Mensch, der Herr der Natur — und deren Sklav."

Ich dachte und ich litt — ich fühlte mich gebunden, wußte mich Sklave. Ach! ich verstand da nicht die Versöhnungslehre, verstand noch nicht, daß der Mensch die Herrschaft über die Natur, welche er im Falle verlor, wiedergewinnen könne; daß er einst wie der Schwan sich wieder in Freiheit und Schönheit in seinem Elemente würde bewegen können.

Man findet jedoch schon in diesem Leben Menschen, die in einem bewunderungswerthen Grade von dem Zwange der Naturgesetze befreit sind, glückliche und anmuthige Wesen, welche freundliche Mächte schon von der Geburt an zu beschützen scheinen.

* * *

Die geistige Krankheit, das moralische Siechthum des ersten Sünders hat sich auf alle seine Nachkommen vererbt, und die Leidenschaften der Eltern, die von diesen nicht gebändiget wurden, vererben

sich auf ihre Kinder. Sind die Eltern Sklaven ihrer Gelüste und Begierden gewesen, so werden auch die Kinder einen harten Kampf mit denselben Gelüsten haben, und es wird sie viele Mühe kosten, den Sieg darüber zu gewinnen.

Was der Stammvater und alle seine Nachkommen verderbt haben, und was von dem Einzelnen als böses Erbstück in Empfang genommen wird, das kann er selber mit Gottes Hülfe und eigener Bemühung überwältigen, an sich selber vernichten und sogar für sich in einen Segen umgestalten, was jene als einen Fluch auf ihn übergetragen. Das ist möglich geworden für das ganze Menschengeschlecht durch die Menschwerdung des eingebornen Sohnes Gottes; und das wird für jeden Einzelnen wirklich durch seine Theilnahme an der Erlösung in den heiligen Sakramenten, und durch seine Mitwirkung mit der Gnade in der fortwährenden Heiligung seiner ganzen Persönlichkeit.

Eltern, die der Erlösungsgnade theilhaftig geworden und nach der Heiligung streben, ohne die Niemand den Herrn schauen kann, sind die freundlichen Mächte, die ihren Kindern nicht bloß unzählige Kämpfe mit der Sünde und mit der widerstrebenden Natur ersparen, sondern ihnen zugleich eine Fülle wahrer Freude und wahren, ewigdauernden Genusses von den ersten Augenblicken ihres erwachenden Selbstbewußtseyns an bereiten, deren andere Kinder erst nach langen Kämpfen theilhaftig werden können.

In dem Grade, als der Mensch in demüthigem Gehorsame sich Gott hingibt und in dieser Hingebung an Ihn Eines wird mit Ihm, in demselben Grade wird die gegen ihn rebellirende Natur sich ihm unterwerfen, und er erlangt wenigstens theilweise wieder jene Herrschaft über die gesammte Schöpfung, die er ursprünglich vor dem Falle gehabt hat, und die er noch haben würde, wenn er nicht von Gott abgefallen wäre. Aus diesem Grunde konnten die Einsiedler in der Wüste so vertraut leben mit den wilden Thieren des Waldes und mit den Vögeln der Luft; und aus demselben Grunde finden wir so haüfig wundervolle Dienstleistungen der wilden Thiere, die diese den Heiligen erwiesen.

22.

Gefälligkeit und Koketterie.

Man macht gewöhnlich keinen Unterschied zwischen der Lust zu gefallen und Koketterie; und gleichwohl gibt es einen sehr wesentlichen. Wie abstoßend, wie unangenehm ist nicht gewöhnlich das Weib, welches den Wunsch zu gefallen nicht hat? Das Leben des liebreichen Wesens ist, alle Wesen durch wohlthuende und liebliche Eindrücke mit sich und untereinander zu vereinigen; — das echt christliche Weib soll suchen, Allen angenehm zu seyn, und besonders Denen, welche ihr am nächsten stehen. Sie denkt dabei aber nicht an sich selbst, sondern denkt nur daran, Andern

Freude und Wohlbehagen zu verleihen. Sie macht sich zur Blume, aber nur in dem Maße, als es in sich selbst recht und passend, und Gott und Menschen gefällig ist. Sie folgt darin der Schönheitslinie, die Gott und eine gute Erziehung in ihre Seele gezeichnet haben.

Das kokette Weib hingegen bezieht Alles auf sich; — die Äußerungen ihres Charakters sind Lieblosigkeit und Frechheit. Sie will gefallen, es koste, was es wolle, und die Schönheitslinie überschreitend, dem Guten und Schicklichen trotzend, in's Sinnliche, in leere Reize versinkend, verliert sie allmählig ihre Herrschaft, ihre Anmuth, die Achtung edler Menschen und den eigenen Frieden — und der Schönheit heiliger Himmel verschließt ihr seine Pforten.

Die edle Gefallsucht kann in Koketterie übergehen, aber sehen wir nicht überall im Leben, daß das Weiße grau und das Graue immer dunkler werden kann, bis die Farbe der Unschuld ganz von dem Schwarzen verdrängt ist? Doch ist das Weiße da und kann fleckenlos neben dem Schwarzen liegen, eben so gut wie die Wahrheit klar neben der nächtlichen Lüge strahlen kann. Es gibt eine unschuldige und liebenswürdige Gefallsucht; möchte jedes Weib diese besitzen und die Caricatur verabscheuen.

* * *

Was hier von Mädchen und Jungfrauen gesagt ist, das gilt eben so von Knaben und Jünglingen. Es gibt nichts Bedauerungswürdigeres als einen

jungen Menschen, der immer nur gefallen will und aus diesem Grunde immer und überall sich zeigt, sich hervorthut und sich selber preiset. Was er will und beabsichtiget, wird er um so weniger erreichen, als er nur sich selber im Auge hat, selber Gegenstand der Aufmerksamkeit, der Bewunderung seyn will. Allein es gibt auch nichts Widerwärtigeres, als einen jungen Menschen, dessen ganzes Thun und Wesen immer laut verkündet: Ich frage nach keinem Menschen! ich kümmere mich um Niemand! Beim Ersten ist's Selbstsucht, die noch im Sammeln und Suchen begriffen ist mit der Anerkennung, daß man noch nicht habe, was man braucht und was man will; beim Letztern ist's Selbstsucht, die wähnt, schon Alles zu haben, was man brauche und wornach man verlangen könne — bei gänzlicher Armseligkeit und durchweg leeren Taschen. Der Erstere verschwendet eine Menge Gefälligkeiten für das, was der Andere schon zu haben meint, woran Dieser aber eben so arm ist wie Jener; und um diese Gefälligkeiten willen ist er noch erträglicher als der brutale, selbstgefällige Renommist, der nur in Rohheit und Rücksichtslosigkeit und sonst in gar nichts sich auszeichnen kann.

Die Gefälligkeit ist dann vollkommen edel und himmlisch und verklärend, wenn sie in der Liebe gegründet, wenn sie der Ausdruck der Liebe ist, die immer nur geben und opfern, und wieder geben und wieder opfern will, und im Geben und Opfern ihre alleinige Freude hat. Diese Liebe fehlt dem Gefall-

süchtigen und fehlt eben so den Selbstgenügenden; und ihr Mangel ist es, was uns von der endlosen Geschäftigkeit des Erstern und von der Brutalität des Letztern abstoßt.

23.

Eine von Gott empfohlene Erziehungsmaxime.

„Wer die Ruthe spart, hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, hält ihn beständig in der Zucht.“ Spruch. 13, 24. Dieses Wort der heiligen Schrift war mir immer ein Räthsel. Ich war der Meinung, man sollte durch Vernunft auf die Kinder wirken, um sie zu denkenden, guten Menschen zu erziehen und mit Liebe sollten sie in's Christenthum eingeführt werden. Daß auch die Ruthe von der Hand der Liebe geführt werden könne und müsse, das begriff ich in meiner Jugend nicht. Meine Bedenken über diesen Punkt trug ich einst meiner anständigen und frommen Schwiegermutter vor; sie wies mich in folgender Weise zurecht:

„Alle Wege können nach Rom führen,“ sagte sie, „aber auf dem Ruthenweg kommt man schneller hin als auf dem Vernunftweg. Es versteht sich, daß man auch auf jenem mit Vernunft einhergehen müsse. Aber vernünftig mit den Kindern reden, das heißt, sich heiser sprechen und Nichts dafür haben. Lehre dem Wolf Pater noster, er ruft doch immer „Lamm!“ Meines Schwagers Reinhold Kinder sollten nach

dieser Vernunftmethode erzogen und so prächtig werden. Na, die waren gar zu abscheulich! Die ausgelassene Brut war eine Pest für alle Menschen im Hause. Eines Tages waren Fremde bei meinem Schwager, und die Kinder fuhren und hausten umher wie kleine Teufel. Jemand von den Fremden sagte etwas von „schwarz wie ein Rabe," und einer von Reinhold's Jungen schrie überlaut: „Der Rabe ist weiß!" „Nein, mein Junge, der Rabe ist schwarz." „Nein," schrie der Knabe arg, „der Rabe ist weiß, der Rabe ist weiß!" „Der Rabe ist schwarz!" sagte die Mutter. „Der Rabe ist weiß!" schrie der Knabe. Nun, was sollte man thun? Konnte man gleich einen Raben zur Hand haben, um seine Vernunft zu überzeugen? Nein, und so durfte der Junge das letzte Wort behalten. Ich hätte ihn unter den Händen haben wollen, so hätte er bald lernen sollen — und das mit Nachdruck — daß der Rabe nicht weiß ist. Nein, nein, die Vernunft ist eine gute Sache, hilft aber Nichts bei Kindern. Wer Vater und Mutter nicht gehorchen will, der soll der Trommel gehorchen!"

* * *

Diese überzeugende Zurechtweisung einer jungen unerfahrnen Dame bedarf keiner weitern Erklärung; sie ist von selbst ganz klar. Aber eine doppelte Lehre können wir daraus abnehmen, *eine* für die menschliche Erziehung der unerzogenen Menschen und *eine* zum Verständnisse der göttlichen Erziehung aller künftigen Himmelsbürger.

1. So viel wir auch immer an unsern Vorfahren tadeln mögen, so müssen wir doch der Wahrheit das Zeugniß geben, daß sie im Fache der Erziehung vernünftiger gewesen als wir, und daß es uns aufbehalten war, den Gipfelpunkt der Thorheit in dieser Beziehung, so wie in mancher anderen zu ersteigen. Dieser Erziehung danken wir das Vorhandenseyn einer Legion Menschen, die gegen ihr besseres Wissen, gegen ihre Ueberzeugung weiß schwarz und schwarz weiß nennen, und die einem dreiste in's Gesichte behaupten, bei stockfinsterer Nacht sey es ungleich heller als an heiteren Sommertagen um die Mittagsstunde. Die Kinder gewöhnen sich an den Widerspruch, und werden auch noch angeleitet, zu widersprechen; und so treiben sie denn das Widersprechen fort, und haben ihre Freude nur am Widerspruche. Wie weit dieß noch führen werde, weiß der Allwissende.

2. Wir Menschenkinder, alt und jung, Lehrmeister und Lehrjünger, Knechte und Freie stehen insgesammt unter der Zucht der ewigen Weisheit, und sollen erzogen werden für das Leben der Ewigkeit. Diese Erziehung ginge ihren guten, sanften Weg, wenn unser Verlangen und Begehren und das daraus entspringende Thun und Lassen mit dem vorgesteckten Ziele in Einklang stünde. Sintemalen aber dieß jetzt der Fall nicht ist und von unserer Seite viel Eigensinn und Thorheit sich kund gibt; so muß der himmlische Vater gar oft die Ruthe anwenden, um uns vor größerem Uebel, ja um uns vor dem

größten zu verwahren. Und es ist keine geringe Aufgabe der menschlichen Weisheit, die Nothwendigkeit dieser Züchtigung einsehen zu lernen, und jene Gemüthsfassung zu finden, in der man sich willig in diese Züchtigung füget und sich demüthiget unter der züchtigenden Hand des Herrn. Die Schrift sagt: „Mein Kind! achte nicht gering die Züchtigung des Herrn und verzage nicht, wenn du von ihm gestraft wirst; denn wen der Herr lieb hat, den züchtiget er, ja er schlägt jedes Kind, dessen er sich annimmt. So harret aus in der Züchtigung; Gott verfährt mit euch, wie mit seinen Kindern. Wo wäre wohl ein Kind, welches der Vater nicht züchtigte? Würdet ihr nicht in der Züchtigung gehalten, worunter Alle stehen; so wäret ihr ja unechte und keine (echten) Kinder." Hebr. 12, 5—8.

24.

Der verwundete Geier.

Es war in Aegypten nahe bei Thebe. Ich streifte eines Morgens in der Wüste herum, um zu jagen. Da sah ich nicht weit von mir unter den Trümmern umgestürzter Monumente einen Geier sitzen. Dieser Vogel ist wegen seiner starken Lebenskraft bekannt; es ist gefährlich, ihm zu nahen, wenn er verwundet ist; er besitzt eine fast unglaubliche Stärke. Ich schoß auf ihn und traf ihn unter der Brust, und zwar — wie ich aus seinen Bewegungen schloß — tödtlich.

Dessenungeachtet blieb er ruhig an seinem Platze und ich sprang hinzu, um mein Werk zu vollenden; aber in demselben Augenblicke erhob der Vogel seine Schwingen und stieg auf. Blut strömte aus seiner Brust, und ein Theil der Eingeweide fiel heraus, aber dessenungeachtet fuhr er fort, sich in immer weiteren Kreisen zu erheben. Ein Paar Schüsse, die ich ihm nachsandte, hatten keine Wirkung. Es war ein schöner Anblick, in der großen stillen Wüste diesen Vogel zu sehen, tödtlich verwundet und den Sand mit seinem Blute färbend, still auf seinen ungeheuern Schwingen immer höher kreisend. Der letzte Ring, den er beschrieb, war gewiß eine Viertelmeile im Durchmesser, dann verlor ich ihn in dem blauen Aether aus dem Gesichte.

* * *

So erhebt sich die von der Welt und ihrer Thorheit verwundete und ausgeworfene Seele, wenn sie der Pfeil der göttlichen Liebe einmal getroffen hat. Die Welt hat vordem durch ihre Lockungen und Eitelkeiten sie zu gewinnen gesucht und hat ihr vielleicht schon manches Leid bereitet. Jetzt kommt sie mit andern Fangnetzen; sie drohet und wüthet und lästert und peinigt und verwundet auf solche Weise die Seele tödtlich. Allein es ist noch ein Anderer, der nach der Seele fahet, der gute Hirt, der von der Welt verworfen und an's Kreuz geschlagen wurde, und der durch Vergießung seines rosenfarbenen Blutes Heil gebracht hat. Dieser sendet den Pfeil seiner Liebe in jede verwaisete, von der Welt verfolgte Seele, wenn

sie nur ihm sich zuzuwenden vermag. In der Kraft dieser Liebe macht sich die Liebe vorerst los von aller Sünde und von aller Anhänglichkeit an die Welt. Dann beginnt sie den Aufflug in den Werken der Selbstverlaügnung und der aufopfernden Liebe für Andere. Die Kreise, in denen sie sich bewegt, werden immer weiter und überirdischer, bis sie ganz erhoben ist in's Himmlische, in dem sie, sich selber ganz abgestorben, einzig nur dem Herrn lebt.

Mag die Welt auch meinen, durch ihre Geschoße sie tödtlich verwundet zu haben; sie ist nur für sie getödtet und für das Leben nach ihrem Sinne. Den Flug über die Welt nach dem Sinne der Welt kann sie nicht mehr machen; sie hat eine andere Richtung eingeschlagen, die Richtung nach Oben, von woher ein anderer Pfeil gekommen, der sie aufwärts zieht und in diesem Fluge nach Oben unablässig sie stärkt. Und was immer die Welt gegen sie noch vornehmen mag, das kann sie nur fördern in ihrer Erhebung über die Welt und in ihrem Auffliegen zu demjenigen, der um ihretwillen verwundet worden und durch seine Wunden sie geheilt hat.

Erzählungen.

25.

Verirrung und Umkehr.

Die Einschreibbücher unter dem Arm, den Wetzstahl an der Seite hängend, in eine Pelzjacke gut eingeknöpft ging an einem Samstag im Anfang des Winters der alte Metzger Werner aus der Fleischbank in seine Wohnung. Als er über den Markt kam, sah er eine heitere Gruppe von Leuten um ein armes Bauerlein stehen, der sein Pferd zum Verkauf ausbot. Und wenn man das Rößlein ansah, konnte man sich die Heiterkeit der Leute wohl erklären: es war ein uralter Schimmel, dürr wie eine Laterne, mit eingebogenen Füßen — platten Hufen; der Kopf war trübselig zwischen die Vorderfüße gehängt und aus dem Maule standen die Zähne fingerlang heraus. Freilich war der verlangte Preis auch nicht hoch, um zehn Gulden konnte man das Thier haben. Der Metzger Werner trat hinzu, sah ernsthaft den Schimmel an und dann mitleidig den zerlumpten Verkaufer, streckte ihm die Hand entgegen, und sagte: Es ist ein Handel! Freudig schlug der ein; die Umstehenden lachten herzlich dazu. „Ei,“ sagte Einer in gutmüthigem Spotte, „Werner, wollt Ihr noch in Euern alten Tagen spazieren fahren?“ „Nein,“ sagte er ruhig, „aber ich bin nun 60 Jahre in's

Gaû gegangen; jetzt will's meinen alten Füßen zu schwer werden, da hab' ich gedacht, ich könnt's einmal mit dem Fahren probiren." „Aber," meinte der Andere, „hätt's Euch da keinen bessern getragen?" — „Nun," antwortete der alte Metzger, „mich hält er gerade noch aus."

Mit nicht gerade freudigem Erstaunen wurde er zu Haus mit seinem Kauf empfangen und der greise Schimmel in den Stall gestellt, in dem sonst nur Ochsen die Nacht vor ihrem Tode zubrachten. Wohl bestand eine alte Familienüberlieferung, daß ein früherer Vorfahrer hier einmal ein Pferd gehalten habe, und einige Bruchstücke von Riemenwerk in der Rumpelkammer des Hauses dienten der Sage zur Bestätigung; aber so weit der alte Werner denken konnte, hatte man sich in seiner Familie immer der eigenen Füße bedient, obwohl ein stiller Wohlstand ein Pferdlein wohl ertragen hätte. Auch war der jetzige rasche Entschluß nicht leichtsinnig gefaßt: lange war der strenge Mann mit sich zu Rathe gegangen, ob er seinen altersmüden Füßen zu Hülfe kommen sollte, und er hatte sich zu einer so neuen Maßregel nicht entschließen können; und doch konnte er sich andererseits am Sonntag keine Ruhe gönnen, sondern er mußte hinauf in's alte Grünberg, wohin er seit seiner Jugend in's Gaü ging, so daß er in der ganzen Gegend jeden Busch und jeden Rain blind gefunden hätte, in jedem Hause die Einwohner bis in die dritte Generation kannte, und darum an jeden Sonntag mit Freundlichkeit und Respekt überall begrüßt

wurde. Den Gang konnte er nicht lassen, und er sagte selbst oft: Wenn ich einmal nicht mehr nach Grünberg kann, dann darf der Schreiner die Bretter herrichten. Der Zufall hatte ihn endlich zum Entschlusse gebracht, so daß er ohne den gefürchteten Anschein des Luxus plötzlich hatte, was er brauchte. Nun wurde noch am nämlichen Tage ein alter Schlitten und ein eben solches Pferdgeschirr gekauft, so daß er am andern Morgen schon in langsamem Schritte nach Grünberg fahren konnte, wo er unter allgemeinem Erstaunen und vielen gutmüthigen Scherzen, die er gleichmüthig ertrug, seinen ungewohnten Einzug hielt. So machte er nun jeden Sonntag seine bescheidene Fahrt; das Schimmelchen fing im guten Futter und in behaglicher Ruhe an, sich ein wenig abzurunden, und machte bisweilen sogar einen gut gemeinten Versuch, in Trab zu kommen; aber der alte Werner nahm gewöhnlich den Willen für's Werk an, mit einem erschrockenen Oh! zog er den Zügel an, und mäßigte die aufflackernde Jugendgluth seines Altersgenossen zum gemessenen Schritte. Unterdessen war der Schnee vergangen, der wohlfeile Schlitten konnte keinen Dienst mehr thun, ein Wägelein mußte gekauft werden. Noch einmal und mehr als einmal ging der Greis mit sich zu Rath, ob er auch diese Ausgabe noch machen, ob er nicht vielmehr das liebgewordene Rößlein verkaufen solle; aber er selbst war im Winter nicht jünger geworden, vielmehr fühlte er mit jedem Tage die Schwäche und Gebrechlichkeit des Alters mehr, und seine Freunde

sagten betrübt untereinander: Der alte Werner fängt recht an zusammenzugehen. So wurde denn das Wägelein gekauft, so einfach als möglich, aber gut und solid; denn so sehr er den eiteln Schein verachtete, so sparte er nie, wo es sich um die Güte einer Sache handelte. Aber nicht lange sollte er im neuen Wägelein stolziren: es kam der böse März, und der noch schlimmere April; es kam auch noch der Mai und mit ihm der Sonntag, wo der alte Werner nicht mehr nach Grünberg konnte. Wohl machte er den Versuch, er kleidete sich an, ging hinab, aber noch auf der Stiege mußte er umkehren. Da standen ihm die Augen voll Wasser, er setzte sich traurig und nachdenkend in den Großvaterstuhl, und etwa nach einer Stunde sagte er zu seinem Sohne: Bub, geh zum Herrn Pfarrer, und sag' ihm, ich laß ihn bitten, er möge den Nachmittag zu mir kommen. Man wollte ihm alle Gefahr ausreden, aber er blieb still, ernst und fest. Mit kindlicher Andacht empfing er Nachmittags die Sakramente; sein Weltliches zu ordnen brauchte wenig Zeit, denn er hatte sein Lebenlang pünktlich Ordnung gehalten. Von Stunde zu Stunde nahmen seine Kräfte ab, und ehe der Sonntag wieder kam, hatte er sein mühevolles, redliches Tagewerk vollendet und war zur Ruhe eingegangen. Als man seine Leiche hinaustrug, begleitete sie besonders viel Landvolk von fern und nah, die ihn in Handel und Wandel geschätzt hatten und von Jugend auf mit ihm bekannt und vertraut waren. „Es war ein braver Mann," hörte man aus Aller Mund,

und in das Weihwasser, das man auf seinen Sarg spritzte, mischte sich manche Thräne; denn jetzt erst wurde es recht bekannt, wie der gegen sich selbst strenge Mann gegen Andere so gut gewesen, wie er, der in Kleidung, Nahrung und Wohnung so einfach war, eifrig sich einen Schatz für den Himmel gesammelt hatte. Man begrub in ihm einen Bürger der guten alten Zeit — ach, ihrer sind nur mehr so wenig!

Sein einziger Sohn war ein wackerer, fleißiger Mensch; er hatte viele von den Tugenden seines Vaters geerbt, nur nicht seinen strengen Ernst, seine altbürgerliche Einfachheit. Er war ein Glied dieser jüngern Zeit, die mehr auf den Schein hält und die Ehre nicht mehr bloß in der Tüchtigkeit im engen Berufskreise, sondern im aüßern Prunk sucht. Im alten Schimmel hatte ihm der Vater ein schlimmes Erbe hinterlassen. Wäre der nicht gewesen, so hätte er wohl nie anders gedacht, als daß er wie sein alter Vater mit seinen jungen Füßen seinem Brod nachgehen müsse. Nun aber hatte er sich, freilich nicht an ein Pferd, — denn er hatte sich immer geschämt, damit zu fahren, aber doch an den Gedanken gewöhnt, ein Pferd zu haben. Den alten Schimmel aber konnte der junge wohlhabende Bürger nicht behalten — er mußte einem stattlichen, doch noch immer bescheidenen Braunen weichen. So fing denn der junge Mann sein Geschäft auf einem viel höhern Fuße an, als es sein Vater aufgegeben hatte — und

nach dem Fuhrwerk richtet sich natürlich auch die Zehrung.

Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge ging der junge Werner bald auf Freiersfüßen, oder vielmehr er fuhr auf's Freien aus; und am Ende blieb er bei der Tochter eines reichen Wirthes stehen. Ihr Vater hatte ein großes Anwesen und that gern groß. Seine Marie, ein Mädchen von dem besten Herzen, und nicht ohne Verstand, hatte er in einem Institute erziehen lassen, wo sie Vieles lernte, was sie nicht brauchen konnte, Vieles nicht lernte, was sie gebraucht hätte, und sich dabei an ein vornehmes und feines Leben gewöhnte. Das Beste war noch, daß ihr religiöser Sinn ausgebildet wurde, wenn er auch nicht die Kraft und Klarheit erlangte, um das ganze Leben zu heiligen und zu durchdringen. Im väterlichen Hause herrschte weder Sparsamkeit, noch strenge Ordnung, so daß sie bald in ein im Grunde gutmüthiges, aber eitles und leichtsinniges Wesen ausartete. Der junge Werner sah diese Fehler nicht, weil er mehr oder weniger selbst daran litt; dagegen sah er auf das bedeutende Vermögen, das in Aussicht stand; denn zunächst sollte zwar das Mädchen wenig mehr als eine stattliche Aussteuer erhalten, nach dem Tode des schon bejahrten und kränklichen Vaters aber mußte ihr ein nicht unbedeutender Vermögenstheil zufallen, denn ihrer waren nur vier Geschwister. Der Vater galt als ein reicher Mann, das Anwesen als eines der ansehnlichsten in der ganzen Gegend. Beide wurden bald

miteinander eins, obwohl es dem Mädchen manches Kopfzerbrechen kostete, daß sie nicht mehr als eine Metzgersfrau werden sollte. Auch die Einwilligung des Vaters war nicht schwer zu erlangen. Am Abend, als der Vater sein Jawort gegeben hatte, begleitete die neue Braut den Braütigam hinaus an sein Fuhrwerk. Als er die Zügel in die Hand nahm, sagte er scherzend zu ihr: „So, jetzt komm nur gleich mit!" „Nein," antwortete sie, „in dem Wägelein kann ich nicht mit; das würde mir ja die Seele aus dem Leib schütteln, ehe wir nur die Steig hinunterkämen." „Das will ich mir merken," sagte er etwas beschämt, und er merkte es sich so gut, daß er auf dem ganzen Weg nichts anderes dachte.

Gleich am andern Morgen ging er aus, ein neues Gefährt zu kaufen. Schön und schlank mußte es seyn; der bedeckte Sitz gut in Federn hängen, das Lederwerk fein, das Holzwerk schön gemalt und lackirt. Freilich war es mehr für einen luftigen Handelsreisenden geeignet, der nur auf gebahnter Landstraße dahinkutschirt, als für einen Metzger, der auf schlechten Wald- und Feldwegen von Bauernhaus zu Bauernhaus fährt. Allein für den Augenblick dachte er nur an seine künftige Frau, und bald führte er ihr in stolzem Triumphe das schmucke Kütschlein vor.

Werner brauchte eine Hausfrau; daher wurde die Hochzeit bald gefeiert. Seine Braut brachte eine Haussteuer, die allgemeinen Neid und Bewunderung erweckte, man sagte, sie habe 1200 fl. gekostet. Da

waren Kleider nach der Wahl und — nach der Mode, Schmuck und Zierlichkeiten, Bett- und Leibwäsche; auch schöne Möbeln, polirte Bettstätten, Schränke und Kommoden, Kanapee und Sessel, ein Spiegel und eine Stockuhr. Aber bald zeigte es sich, daß die neue, elegante Einrichtung zu dem alten soliden Hausrath, der schon vom Urgroßvater herstammte, nicht paßte, und natürlich war es, daß man nicht das Neue, sondern das Alte in die Rumpelkammer versetzte, und dafür Anderes machen ließ. Die Stuben wurden ausgemalt, festonirte Vorhänge aufgehängt und Alles bekam ein nobleres Aussehen.

Aber als nun Alles recht nobel aussah, da zeigte es sich, daß die Leute zu der Einrichtung nicht paßten. Wenn da die Metzgerknechte mit ihren blutigen, nicht gerade wohlriechenden Schürzen in der Stube bleiben wollten, bekamen sie von der jungen Frau Blicke und Reden, vor denen sie sich eiligst in ihre kalte Kammer oder in's Wirthshaus flüchteten. Auch die Bauern, die als alte Bekannte an Markttagen oder am Sonntag nach der Kirche einsprachen und ihren rothen Tabak rauchten, konnten bald genug merken, daß sie nicht mehr gern gesehen waren, und blieben nach und nach ganz weg. Damit lockerten sich aber auch die Bande des Geschäftsverkehrs, und mit großem Verdruße mußte Werner bisweilen hören, daß man in Häusern, in denen man seit Menschengedenken das Vieh nur dem Werner verkauft hatte, es jetzt an andere Metzger abgab, und wenigstens mit jedem Andern eben so gern einen Handel machte,

als mit ihm, der ein angebornes Recht auf den Stall zu haben meinte.

Doch war er mit seiner jungen Frau zu glücklich, als daß er auf diese Verdrießlichkeiten ein zu großes Gewicht gelegt oder besonders über die Ursachen nachgedacht hätte. Bisweilen fuhr er mit ihr im feinen Wägelein in ihre Heimath oder man machte sonst eine kleine Partie. Bei solcher Gelegenheit bemerkte sie dann manchmal, daß ihr Pferd doch ein ziemlich schwerfälliges Thier sey, und auch nicht mehr gar jung. Wenn es einmal Gelegenheit gäbe, es gegen ein munteres und schöneres Rößlein einzutauschen, sollte er doch lieber ein paar Carolin nicht ansehen.

Diese Gelegenheit ließ auch nicht lange suchen. Es ist aber mit dem Pferdetausch eine schlimme Sache: man weiß wohl, was man hat, aber nicht, was man bekommt; daher bleibt man beim ersten Tausch nicht stehen, man wechselt öfter, und jeder Wechsel, scheine er auch anfangs noch so vortheilhaft, befriedigt hintennach die Erwartung nicht und kostet doch immer mehr Geld, und so wird das Pferd zu einem sehr kostspieligen Luxus. Ein Hausthier sollte im Hause heimisch werden, daß man sich daran gewöhnt und es so lieb gewinnt, daß man sich schwer davon trennt; wird es dagegen bloß ein durchziehender Gast, der schnell einem andern Platz machen muß, so hat es seinen edelsten Werth verloren; denn darin hat das Thier seine edelste Bestimmung, daß es zum vertraulichen Genossen des Menschen wird.

In Werners Stall war der Wechsel eingerissen. Da stand bald ein Fuchs, bald ein Brauner, bald ein Schimmel, bald ein Rappe, einer schöner als der andere, und doch hatte jeder seinen Fehler, um dessentwillen man froh war, ihn mit einigem Schaden wieder loszubringen. Je schöner und lebendiger aber die Thiere waren, desto mehr gaben sie Lust, damit zu fahren, sie zu probiren und zu zeigen. Um eines elenden Kälbleins willen konnte man zwei Stunden weit fahren und einen halben Gulden verzehren. War es gerade schön Wetter, so machte es auch der Frau eine Freude, mitzufahren, und der halbe Gulden wurde zum Gulden. Dazu fuhr man auf die Märkte, auch wenn man nichts Bestimmtes kaufen wollte, oder in entferntere große Ochsenställe. Es gab immer Geschäfte, zu denen man das Rößlein brauchte — und Geld.

Darüber ging das Geschäft sehr zurück; wohl war die alte Kundschaft treu geblieben, aber bei dem Metzger kommt es nicht bloß darauf an, daß er viel verkaufe, sondern daß er gut einkaufe, sonst wächst mit der Kundschaft nur der Schaden. Nun verzehrte aber Werner bei seinen Einkaüfen nicht nur viel Geld, sondern er mußte auch immer theuer einkaufen. Sein Vater selig hatte eigentlich überall selbst den Preis gemacht, denn seine alten Bekannten dachten nicht daran, daß sie auch einem Andern verkaufen könnten. So sagten sie ihm oft: Gebt uns, was ihr Andern gebt, und waren dann zufrieden; denn sie wußten, daß er sie nicht übernahm. Diese alten

Bekannten zogen sich jetzt immer mehr zurück. Sie betrachteten den jungen Werner nicht mehr als ihres Gleichen, sondern als einen vornehmen Herrn, dafür mußte er theuer bezahlen. In Allem kamen sie ihm mit Mißtrauen entgegen. Da klagte er denn freilich, daß die Bauern nicht mehr seyen, wie sonst, sie werden viel gescheiter und verstehen sich auf ihren Vortheil; aber er dachte nicht daran, daß auch der Metzger nicht mehr war, wie sonst, und nur auf den eigenen Vortheil sann, so daß die Bauern natürlich selbst an den ihrigen denken mußten. So konnte er bald am Kleinvieh gar nichts mehr verdienen, so viel er auch schlachtete, und am andern wurde der Verdienst immer schmäler, und bisweilen fraß der Schaden, den er an einem Stücke hatte, den Nutzen, den drei andere zusammengebracht hatten. Wie aber seine Einnahmen sich verringerten, so vergrößerten sich seine Bedürfnisse und Ausgaben. Die Familie wuchs, zwei Kinder waren nacheinander gekommen: mit ihnen hatte die Mutter eine neue Gelegenheit, groß zu thun und Geld zu brauchen. Da gab es allerlei Jäcklein und Käpplein, mit denen die lieben Kleinen herausgeputzt wurden, da brauchte man Wiegen und Wagen, um sie zu unterhalten. Unvermerkt waren alle die Kapitälchen eingezogen und verbraucht worden, die der alte Werner hatte ausstehend gehabt. Man war weniger prompt in der Bezahlung und ließ die Verkaüfer wohl zwei oder dreimal anfragen, ob sie Geld haben könnten. Indeß fühlte man keine Noth und kein Bedürfniß, sich zu

beschränken; denn der Schwiegervater wurde immer gebrechlicher und die Einnahme des väterlichen Vermögens der Frau stand in immer näherer Aussicht. Unterdessen kam aus ihrer Heimath bald ein Kübel mit Schmalz, bald ein Butterwecken, bald ein Schäffel Kartoffeln, bald ein Sack voll Rüben; nahm er ein Kalb, so war man mit der Bezahlung nicht genau, auch das für Ochsen schuldige Geld ließ man ihm lange stehen.

Endlich starb der Schwiegervater — aber da zeigte es sich, daß der große Reichthum zum großen Theil Schein gewesen war. Es waren viel mehr Schulden auf dem Anwesen, als nur irgend Jemand ahnte, und dazu hatte der älteste Sohn, der schon lange die Wirthschaft führte, offenbar in den eigenen Sack gehaust. Da gab es lange Gesichter, und besonders dem jungen Werner klopfte das Herz. Aber als es zum Theilen kam, da brachte erst der Herr Schwager ein eigenes Büchlein hervor, darin war jeder Schmalzkübel und Butterwecken, jeder Kartoffel- und Rübensack, jedes Kalb und Kitzlein treulich verzeichnet und reichlich zu Geld veranschlagt, das Werner zu Lebzeiten seines Schwiegervaters empfangen hatte, und es verstand sich wie von selbst, daß ihm das Alles von seinem Theil sollte abgezogen werden. Machte man diesen bedeutenden Abzug und zählte man dazu die letzten drei Mastochsen, die noch nicht bezahlt waren, so blieb von dem getraümten reichen Antheil blutwenig mehr übrig. Werner begehrte tüchtig auf und sagte seinem Schwager derb

die Wahrheit; aber der war kein so großer Feind der Wahrheit, daß er sie nicht hätte hören können, wenn es etwas eintrug. Zudem hatte er sich schon lange im Stillen auf diesen Auftritt gefreut, und gedacht, was wohl Werner ihm alles Wüstes sagen werde. Er hatte es auch Alles richtig errathen, wie es denn nicht schwer war, und wurde daher durch all dieß Schelten nicht überrascht. Voll Wuth verließ Werner das Haus, und als er eben in das Wägelein gestiegen war, und seinen muthigen Rappen durch einen kräftigen Hieb antreiben wollte, bat ihn ein Mann, den er dem Namen nach kannte, ihn mitfahren zu lassen. Nicht gerade freundlich hielt Werner das muthige Pferd an und machte ihm stillschweigend Platz. In selbiger Gegend haben manche Advocaten ihre Auftreiber, die ihnen die Processe in die Netze jagen. Wo da eine Theilung vorgenommen oder ein Testament eröffnet wird, da ist ein solcher um die Wege, lauscht und fragt, hängt sich an die Unzufriedenen ein und hetzt sie zu Processen. Ein solcher saß nun neben Werner. Eine Weile sah er schweigend zu, wie dieser in stiller Wuth von Zeit zu Zeit auf den Rappen hineinpeitschte, daß er wie wüthend dahin fuhr und das Wägelein kaum den Boden berührte. Endlich fing er an: Herr Werner, die haben es Euch aber wüst gemacht, so viel ich gehört habe. Aber natürlich werdet Ihr Euch das nicht wollen gefallen lassen. Für solche Spitzbuben gibt es noch Gesetz und Gericht. Wenn ich an Euerer Stelle wäre, ich wüßte schon, was ich thäte; ich

ging zum Advocaten Zwack, der hat schon Manchem zu seinem Recht geholfen, und gerade auf solche Leut-anführer hat er einen besondern Pick, es wär' ihm selbst einmal bald so gegangen. Natürlich hat er sich zu helfen gewußt. Der nimmt Eure Sach, wie seine eigene, und verstehen thut er's, er kennt die Gesetze, als ob er sie selbst gemacht hätte, da ist ihm keiner Herr. Natürlich wegen der Kosten darf es Euch nicht Angst seyn, die müssen dann Eure Schwäger bezahlen, und Recht geschähe es ihnen, wenn sie von Haus und Hof müßten." Und so redete er immer fort zum Lobe seines Advocaten, und blies das Feuer des Zornes an, das in Werners Herz lichterloh brannte. Vor dem Processiren hatte der jedoch eine angestammte Furcht. Denn sein Vater selig war ein Mann des Friedens, und so sehr er auf den Kreuzer sah, so gab er doch in Allem nach, wenn es auf einen Proceß ankam, und oft hatte er seinem Sohne eingeschärft: Lieber selbst Hunger leiden, als einen Advocaten futtern. Es gelang daher seinen Versuchen wohl, seinen Zorn anzufachen und das Gefühl des erlittenen Unrechts in ihm zu schärfen, aber nicht ihn zum Processiren zu vermögen. Vielmehr als er endlich ausstieg, hatte Werner gute Lust, ihm mit der Geißel einen tüchtigen Fitzer zu versetzen.

Dagegen wendete sich sein Zorn um so mehr seiner Frau zu, und es kam ihm vor, als ob eigentlich sie es sey, die ihn betrogen habe. In seiner

Erbitterung sah er nun alle Fehler an ihr, die er bisher nicht gesehen hatte und betrachtete sie als die einzige Ursache seines wankenden Wohlstandes. Sie hatte nicht bloß selbst Aufwand gemacht und Luxus getrieben, sondern auch ihn verleitet, die ursprüngliche Einfachheit aufzugeben und den großen Herrn zu spielen. Denn das sah er in dem Augenblicke wohl ein, daß er nicht auf guten Wegen sey, und auch schon seit länger hatte er sich bedenklich die Frage gestellt: Warum habe ich doch früher, wo mich mein Vater so streng hielt, wo ich so viel ausstehen mußte, so wenig Unterhaltung hatte, im Grunde doch viel mehr Freude und ein vergnügteres Herz gehabt, als jetzt, wo ich mir Alles vergönne, was mein Herz begehrt? Sonst beschwichtigte er sich mit dem Gedanken: Er sey aber jetzt Familienvater, da müsse man Kummer und Sorge haben, und die Jugendlust vergehe von selbst. Aber jetzt, wo er der ganzen Welt und sich selber feind war, da sagte er sich selbst die Wahrheit, daß er gerade deßwegen nicht recht glücklich sey, weil er seinem Herzen jeden Wunsch gewähre. Aber die Hauptschuld sollte eben doch seine Marie tragen. Warum war er denn früher nicht so gewesen, erst seit er die hatte, war er überall dem Vergnügen und Großthun nachgegangen. Und auch jetzt, wenn es auf ihn ankäme, er wollte morgen wieder den Metzgerstecken in die Hand nehmen und es hart haben wie früher, aber sie? — Darum nahm er sich vor, sich einmal gegen sie recht auszutoben.

Als er indeß nach Hause kam und sie ihm freudig entgegensprang, da brachte er es doch nicht über's Herz, ihr ein böses Wort zu geben; er brachte es nur dahin, ihr kein gutes zu geben. Düster und brummig erzählte er ihr, was geschehen war, und dann schwieg er, schwieg den ganzen Tag, schwieg mehrere Tage und gab ihr auf die freundlichsten Reden keine Antwort.

Sie aber war von der Ueberraschung eher noch schmerzlicher betroffen, als er. Wohl hatte sie Aufwand gemacht und groß gethan, aber doch hatte sie nichts gethan, als woran sie von Jugend auf gewöhnt worden war, als ob es so seyn müßte. Dazu war sie durch die Prahlereien ihres Vaters daran gewöhnt worden, das Vermögen, das sie einst bekommen sollte, für ganz unerschöpflich zu halten, und weit entfernt je zu ahnen, daß sie in ihrem bisherigen Aufwand ihre Mittel übersteige, glaubte sie noch weit unter dem zu bleiben, was sie sich Reichthums halber gestatten könnte, und rechnete sich manche Entbehrung als ein Verdienst an, als ob sie nur ihrem Manne zu lieb sie trage. Denn so leichtfertig der im Großen sein Geld ausgab, so genau war er nach alter Hausgewohnheit im Kleinen, und während er im Wirthshaus einen halben Gulden für ein Mittagsessen zahlte, kam es ihm unbegreiflich vor, daß das Essen zu Haus jetzt einen Groschen mehr kosten sollte als zu Vaterszeiten. Diese Genauigkeit kam seiner Frau als Geiz vor. Oft erschrack sie davor,

vor, und sie meinte fast etwas Gutes zu thun, wenn sie ihn zu Ausgaben verleitete.

Nun sah sie sich plötzlich in allen ihren Voraussetzungen und Aussichten grausam getaüscht. Es war ihr noch der geringere Kummer, daß sie vielleicht in Zukunft in beschränkteren Verhältnissen leben sollte, aber der Gedanke, daß sie in ihrer Verblendung das Vermögen ihres Mannes und ihrer Kinder verschwendet, war ihr entsetzlich. Die Demüthigung, nun als vermögenslos, als Bettlerin vor ihrem Manne zu stehen, während sie bisher sein bescheidenes Vermögen verachtet, und im Vergleich zu dem, das sie erwartete, für nichts gerechnet hatte, drückte sie zu Boden. Es ist ein stolzes Gefühl für eine Frau und gibt ihr eine gewisse Unabhängigkeit, wenn sie sagen kann, das Vermögen kommt von mir. In diesem Gefühle hatte sie bisher gelebt, und nun kam sie sich plötzlich wie die Magd im Hause vor. Sie wagte kaum, zu ihrem Manne aufzusehen; denn es war ihr selbst, als ob sie ihn angeführt hätte, und sie hatte eine so innige Sehnsucht, von ihm ein Wort der Liebe, der Verzeihung zu hören, ein Zeichen zu sehen, daß er sie nicht verachte: aber sie hatte nicht den Muth, sich zu erklären, und er blieb stumm und düster. Immer kann man freilich nicht brummen; nach Verlauf einiger Tage fing er wieder an zu reden, aber nicht freundlich, es blieb Etwas zwischen den beiden Eheleuten. Das Vertrauen, die Liebe war gestört.

Die Folgen ihrer zerstörten Aussichten machten sich bald bemerklich. Werner hatte noch keine eigent-

lichen Schulden, aber er gebrauchte den alten Kredit seines Hauses und blieb mit den Zahlungen im Rückstand. Das rechnet man gewöhnlich nicht für Schulden und ist doch nichts Anderes. Wenn ein Metzger wöchentlich zwei Ochsen braucht, und er bezahlt heute erst den Ochsen, den er vor sechs Wochen geschlachtet hat, so ist er eben 12 Ochsen schuldig; und einen nur zu 100 fl. angeschlagen, macht das eine Schuld von 1200 fl. Es ist auch keine unverzinsliche Schuld; denn der Verkaufer, der weiß, daß er nicht baar bezahlt wird, schlägt natürlich auf den Preis, indem er darin die Zinsen einrechnet. Sobald es nun bekannt wurde, wie es mit Werners Aussichten stehe, wurde er bald von mehreren Seiten dringend um Bezahlung angegangen. Der Eine mußte auf dem Sonthofer Markte ein paar Kühe kaufen und brauchte Geld; dem Andern war das Heu ausgegangen und er brauchte Geld; ein Anderer mußte gar seine Tochter aussteuern und brauchte Geld. Alle diese ließen sich einstweilen mit kleineren Summen beschwichtigen; aber ein Viehhändler von Profession verlangte durchaus die Bezahlung von zwei Ochsen im Betrage von 22 Carolin — und der Geldkasten hatte Charfreitag, wie man im Hause zu sagen pflegte, d. h. er war völlig ausgeleert.

So war denn endlich die harte Nothwendigkeit da, eigentliche Schulden zu machen. Werner war tief beschämt und hätte es gern möglichst heimlich gethan, aber doch konnte er es nicht über's Herz gewinnen, zu Fremden zu gehen, ehe er bei den Eigenen

anklopfte. Da war der Bäcker Bergmann, ein Vetter und alter Freund seines seligen Vaters, der es als eine Art Recht betrachten mußte, zuerst angesprochen zu werden, denn er hatte auch dem Vater oft ausgeholfen, wenn der auf einen Markt ging, oder sonst mit baarem Geld, das ihm gerade fehlte, einen guten Handel machen konnte. Aber der Fall war jetzt freilich ein ganz anderer, und dann war der Vetter ein gar strenger Mann, auch noch von der alten Zeit und hatte ihm schon deutliche Zeichen seiner Unzufriedenheit gegeben. Allein er war nun einmal nicht zu umgehen, und nach langem Schwanken sprach endlich Werner mit klopfendem Herzen bei ihm ein.

In der warmen Stube war eine behagliche Stille. Unter dem Backofen zirpten die Grillen, die Katze spann auf der Ofenbank und die große Schwarzwälder-Uhr pickte an der Wand. Ein Nachbarskind war da im Heimgarten, das heißt, es saß mäuschenstill neben der Katze auf der Ofenbank, in der Erwartung, ein Laiblein oder eine Brezel zum Geschenk zu bekommen. Der Vetter, ein langer, hagerer Mann, mit hoher grüner Sammetmütze saß an dem Tisch vor dem Brodladen, und las andächtig in der Legende. Als Werner eintrat, sah er auf, nahm die Zwickbrille von der Nase, legte sie auf das Buch und erwiderte einsylbig seinen Gruß. Zugleich bot er dem harrenden Kinde mit einem freundlichen Da! ein Laiblein hin, und das sagte nun gleich behüte Gott! Als das Kind fort war, faßte sich Werner ein Herz,

und begann einmal „vorzuholzen.“ Er erzählte, wie es ihm so schlecht gegangen mit seinen Schwägern, wie die Zeiten so schlecht seyen und die Leute so mißtrauisch. Was man heute kaufe, solle man morgen schon zahlen, und wie man bei nichts mehr einen Vortheil habe. Wie er so sprach, sah ihn der Vetter ernst und strenge an, so daß ihm der Muth immer mehr sank. Als er nun innehielt und sich besinnen wollte, wie er auf die Sache selbst kommen wollte, da schüttelte der Vetter streng den Kopf und sagte: „Ja, ja, drei Jahre hast du jetzt gehauset, und jetzt wird's wohl bald zum Schuldenmachen kommen. Wenn das dein Vater selig wüßte, er kehrte sich im Grabe um.“

Diese Rede aus diesem Munde traf Werner wie ein Donnerschlag. Er wurde roth und bleich, und dachte nicht mehr daran, sein Anliegen vorzutragen, sondern nach wenigen Augenblicken ging er schweigend hinaus. Draußen aber rannen ihm ein paar große Thränen über die Backen herab; er konnte nicht nach Haus, es trieb ihn hinaus aus der Stadt. Da lief er lange auf den Feldern herum und immer klang es ihm in den Ohren: Wenn das dein Vater wüßte! Das Bild seines Vaters stand ihm vor der Seele streng und strafend, er sah ihn in seiner Einfachheit und Mühseligkeit, wie er vielverleidig sich plagte und kümmerte früh und spät, seinen alten Gliedern keine Ruhe, seinem Herzen keine Erquickung gönnte, um ihm einen ehrlichen Namen und eine gesicherte Existenz zu hinterlassen. Er erinnerte sich an die Äuße-

rungen seiner Liebe, die ihm bisweilen fast wider Willen entrannen, und die bei der sonstigen Strenge und Verschlossenheit seines Wesens doppelt rührend waren. Und daneben sah er sich selbst, wie er in Weichlichkeit und Ueppigkeit schwelgte, den mühsam vom Vater erworbenen Wohlstand durch Großthun vergeudete und den Namen seines Vaters in Unehre kommen ließ.

Als er mit zerstörtem Sinne und gebrochenem Herzen nach ein paar Stunden sich gegen die Stadt zurückwendete, kam er an dem Gottesacker vorbei, und als er einen Blick nach der Gegend warf, wo das Grab seines Vaters war, sah er dort die hohe Gestalt des Vetters mit gefalteten Händen betend stehen. Als dieser nach einer Weile aus dem am eisernen Kreuz hangenden Kesselchen Weihwasser gesprengt und den Gottesacker verlassen hatte, ging auch Werner hinein. Er kniete am Grabe seines Vaters nieder und hier löste sich der Sturm, der in seiner Seele tobte, in einen Strom von Thränen auf. Er legte sein glühendes Gesicht auf die kühle Erde des Grabes, und hier bat er dem Vater ab, daß er von den Grundsätzen seines Lebens abgefallen und dem Strom der eitlen Welt gefolgt war. Hier gelobte er ihm heilig, zu dem verlassenen Weg zurückzukehren und seinen ehrwürdigen Fußstapfen zu folgen. Lange lag er so da und es war ihm, als liege er im Schooße des Vaters, und dieser schaue versöhnt und liebend auf ihn nieder. Getröstet und eins mit sich selber verließ er den heiligen Ort.

Auf dem Heimwege begegnete er dem Löwenwirth, der schon lange gern mit ihm um seinen Rappen einen Handel gemacht hätte. Werner sah ihn an, als hätte sein Vater ihn hergeschickt, er bot ihm selbst den Rappen an, und bald waren sie Handels eins, nicht nur über das Pferd, sondern auch über das Wägelein und das Geschirr und Alles, was dazu gehörte. Als er vergnügt damit hinwegfuhr, war es Werner, als ob er jetzt entscheidend mit dem alten Leben gebrochen habe. Als er aber nach Hause kam, hatte er noch nicht den Muth, es seiner Frau zu sagen; aber er war mit ihr so gut und freundlich, daß es wie ein Sonnenstrahl in ihre betrübte Seele fiel.

Am andern Morgen, — es war ein Sonntag, — sah sie ihn groß an, als er nach dem Stocke langte, und sich anschickte, in's Gaü zu gehen. „Warum fährst du nicht?“ fragte sie. Auch jetzt noch hat er nicht den Muth, ihr die Wahrheit zu sagen. „Ich habe das Fuhrwerk dem Löwenwirth geliehen; er muß nach Bergen und hat kein anderes Pferd auftreiben können. Ich habe gedacht, ich könne auch einmal spazieren gehen, weil es allweil so schön Wetter ist.“ Mit dieser Nothlüge auf dem Herzen machte er sich auf den Weg; sie wollte ihm Anfangs ein wenig die Stimmung trüben. Aber als es draußen gar so schön war, ging ihm das Herz auf. Am klaren blauen Himmel stand die Sonne, auf den thauigen Feldern lag die Ruhe des Sonntags, da und dort laüteten auf den Kirchlein die Glocken.

Wenn er durch ein Holz ging, da duftete es ihn so kühl und frisch an, die Vögel sangen und antworteten sich von Baum zu Baum, die Eichhörnchen sprangen an den Tannen hinauf und bisweilen hüpfte ein Hase aus dem Gebüsch, und machte Männlein vor ihm, oder ein Reh stand in der Lichtung und sah ihm schüchtern neugierig nach. Sonntäglich gekleidete Landleute kamen ihm entgegen, die in die Stadt zur Kirche gingen, sie grüßten ihn freundlich, und der und jener hatte etwas mit ihm zu reden. Bald ging der Weg über saftige Wiesen, bald an reichen Kornfeldern, an einem rauschenden Bach hin, über den Steg, durch ein kühles Dobel, an langem Haag, unter Eichengruppen, an niederem Gebüsch, an stattlichen Bauernhaüsern vorbei, in denen der Hund bellte, das brüllende Vieh zur Tränke geführt wurde. Ueberall war es so schön, sein Herz so frisch und leicht; und er dachte, wie das so ganz anders sey, als wenn er so halbwach im Ledergeruche seines Wagens saß, und nur das einschläfernde Rollen der Räder, das Knarren der Federn und den Hufschlag des Pferdes hörte, und er nannte sich selbst einen Thoren, der so lang die träge Bequemlichkeit für die Lebensfreude nahm.

Als er gerade einen Rain hinauf ging, hörte er sich von hinten mit Namen rufen. Es war der alte Büchelhans, ein Siebziger, von großer Gestalt und vom Alter nur wenig gebeugt. „Bist du's, oder bist du's nicht?" rief er ihm zu. „Ja freilich bin ich's," antwortete lächelnd Werner. „So," sagte Büchel-

hans, der nun an seiner Seite ging, „das ist schön, daß du deine eigenen Füße auch noch zu etwas brauchen kannst; ich habe gemeint, du müßtest sie schon lange im Futteral tragen, denn so oft ich dich gesehen habe, sind sie entweder unterm Spritzleder oder unterm Wirthstisch gesteckt. Und ein schönes Spazierstöcklein mit seidenen Quasten hast du da. Das hast du schwerlich von deinem Vater geerbt. Der hatte nur einen hagebuchenen Stecken; ich hab' ihn ihm selbst geschnitten dort in dem Haag drüben. O mein Bub, du weißt gar nicht, was du für einen Vater gehabt hast!“

Werner that die harte Rede weh, noch weher that es ihm, daß ein Fremder ihn an Werthschätzung seines Vaters übertreffen wollte, und tief gekränkt sagte er: „Was mein Vater gewesen ist, weiß Niemand besser als ich!“ „Wenn du das wüßtest,“ antwortete der Alte, „so würdest du nicht jetzt schon drei Jahre lange im Kütschlein herumfahren. Dein Vater ist auf eigenen Füßen gestanden in allen Stücken, und hat sich weder von den Rossen ziehen lassen, noch von den Eseln. Windbeutelei und Gemächlichkeit sind ihm gleich verhaßt gewesen; er hat gemeint, der Mensch soll sich nur um das kümmern, was Gott von ihm denke; brave Leute können dann auch nichts Schlechtes von ihm denken, und was die Lumpen von ihm denken, das sey gerade eins. Und dann hat er gemeint, der Mensch müsse sich rühren, sonst verfaule er, und wüsteres Geschöpf gebe es keines, als so einen verfaulten Menschen, der von

Gott Kräfte habe und sie nicht brauche. Hat er dir nie so etwas gesagt? Ich einmal habe es ihn oft sagen hören, wenn ich den Weg da mit ihm hinaufgegangen bin. Vierzig Jahre lang sind wir alle Sonntag da miteinander hinauf- und oft auch miteinander hinabgegangen; drunten an dem Bildstöcklein unter der Buche habe ich ihn erwartet, und die Reden, die ich auf dem Weg von ihm gehört habe, haben mir oft besser gethan, als die Predigt vom Pfarrer. Ich bin ein wilder Bursch gewesen, als ich die Erstenmale mit ihm gegangen bin, und hab' auch gemeint, Wüstthun sey schön und Großthun mach' Ehr'; aber nach und nach hat er mir den Sinn aufgethan, und hat mir gelehrt, was schön sey und was Ehre mache. Bald habe ich mich die ganze Woche auf den Sonntag gefreut, wo ich mit dem Werner zur Kirche habe gehen können, und daß er mich gerne neben sich gehabt hat, habe ich auch gemerkt. Als ich ihn das Erstemal umsonst am Bildstöcklein erwartet hab', habe ich gemeint, jetzt gebe es für mich keinen Sonntag mehr, das ganze Leben sey für mich nur noch ein gemeiner Werktag, und als ich ihm das Weihwasser auf's Grab gespritzt habe, da habe ich wohl gewußt, daß da drunten mein bester Freund lag; aber ich habe gedacht, ich werde ihm wohl bald nachkommen. Derweilen habe ich gehofft, ich könne mit dir den Sonntagsgang machen, und vielleicht am Sohn vergelten, was mir der Vater erwiesen; aber du bist nie dieß Wegs kommen, so bin ich denn allein gegangen und habe im

Gehen den Rosenkranz für deinen Vater selig gebetet."

Gerührt von den schlichten Worten des derben Mannes, sagte Werner: „Nun, was bis jetzt nicht geschehen ist, kann noch geschehen. Ich habe gestern mein Fuhrwerk verkauft und will jetzt auch den Fußweg gehen."

„Nun, Gott Lob und Dank," sagte hocherfreut Büchelhans, „aber wie ist's: hast du's vielleicht verkaufen müssen?"

„Müssen, und nicht müssen," antwortete Werner; „ich weiß, Ihr meint's gut mit mir; darum will ich es Euch gerade sagen: Ich wollte, ich hätte mein Lebenlang keinen Geißelstecken in die Hand gebracht. Ich seh's ein, mit dem Herumkutschiren bin ich weit vom rechten Weg abgekommen. Da hab' ich das Wohlleben gelernt, bin von einem Tag zum andern commoder worden, hab' das Schwere und Mühselige Andern thun lassen und bin dem Vergnügen nachgegangen. Vergessen hab' ich meinen Vater nicht, Gott soll mich strafen, wenn ich ihn nur einen Tag vergaß; aber nachgefolgt bin ich ihm nicht. Aber ich hab' mir's jetzt anders vorgenommen, und wenn mir Gott Gnad' gibt, so will ich meinem Vater wieder Ehre machen."

Mit freudestrahlendem Gesicht blieb da der Büchelhans stehen und streckte ihm seine harte, schwielige Hand entgegen. „Jetzt gefällst du mir," sagte er mit einem kräftigen Handdruck. „Mach' es so, es wird dir Segen bringen. Ich habe mir's oft

denkt, wer so einen Vater beim lieben Herrgott hat, der kann nicht verloren gehen; und an jedem Sonntag, wenn ich am Bildstöcklein drunten aufgestanden bin, habe ich den Weg hinuntergeschaut, ob dich Gott noch nicht heraufführe. Endlich bist du kommen, und wenn mein Sohn selig, Gott geb' ihm die ewige Ruhe, wieder gekommen wäre, es könnte mich nicht mehr freuen. Es ist jetzt recht, wie es ist; du wirst's jetzt erfahren haben, wie schlecht man's hat, wenn man's gut haben will. Da will der dumme Mensch sich eine Freud' machen! Ja Lärm kann er machen und Thorheiten, er kann sich so wenig eine Freude machen, als er sich Gesundheit oder ein langes Leben oder die geraden Glieder machen kann. Freude ist eine Gottesgabe, und der Mensch kann nur warten, bis Gott sie gibt, und je mehr er sich selber Müh' und Plag' macht, desto mehr Freud' macht ihm Gott. Das Eine hast du jetzt erfahren. Gott gebe, daß du das Andere auch noch erfahrest. Und wenn du es auch noch nicht gleich erfährst, wenn du von der Mühseligkeit nur die Mühseligkeit fühlst, — nur ausgehalten, nur nicht nachgelassen, es kommt schon noch."

Werner fühlte sich durch diese Reden sehr ermuthigt, aber in seinem besten Eifer fiel ihm der Gedanke an seine Frau wie eine Zentnerlast auf's Herz. „Ja," sagte er zum Hans, „ich glaube, ich werde aushalten; aber Eins liegt mir noch schwer auf dem Herzen, meine Frau. Die ist ein feines Leben von Jugend auf gewöhnt, sie hat nicht gelernt, zu ent-

behren und sich zu plagen. Wie soll die nun auf einmal so ein hartes Leben anfangen? und wenn sie's thät, ich könnte es selber nicht mit ansehen, sie würde mich zu sehr dauern."

„Wie ist sie? Ist sie gescheit?" fragte Büchelhans.

„Das will ich meinen," antwortete Werner, „sie hat bei den Englischen gelernt; Lesen und Schreiben und Rechnen kann sie wie ein Doktor, und Alles weiß sie."

„Das habe ich nicht gefragt," sagte Hans, „ich meine, hat sie auch eine Einsicht, einen gesunden Menschenverstand, daß man mit ihr reden kann."

„O ja," erwiderte Werner, „da muß ich mich oft vor ihr schämen; das Verständniß kommt ihr immer lang vor mir, und vor ich ausgeredt habe, weiß sie schon, was ich will."

„Und ist sie brav?"

„O sie hat das beste Herz von der Welt, sie kann keinem Kind etwas zu Leid thun, und gegen die Armen ist sie so gut, sie gäbe ihnen den letzten Bissen vom Mund. Auch mag sie beten und kann beten und ist gottesfürchtig, ich könnte mir keine brävere wünschen, wenn sie nur von Jugend auf arm gewesen wäre."

„Und mag sie dich?" fragte weiter der Büchelhans.

„Ich glaub' wohl," antwortete Werner, „sonst hätte sie mich nicht genommen, sie hätte schon Andere haben können, die reicher — vornehmer gewesen wären. Auch thut sie mir, was sie mir an den

Augen ansieht, und wo ich letzthin, ich muß es gerade sagen, recht wüst mit ihr gewesen bin, da ist sie so sanft und geduldig gewesen, daß sie mich selbst gedauert hat."

„Nun, nun," sagte der Büchelhans, „wenn das so ist, so nimm dieß nicht so schwer, da wird sie schon noch auf den rechten Weg kommen, man muß nur mit den Leuten reden. Und wenn du's am End' gar nicht richten kannst, so wird Gott schon Mittel machen, verlaß dich darauf; zuletzt ist's doch seine eigene Sach', und er wird sie durchfechten."

Werner bekam ein ganz kindliches Vertrauen zu dem alten Mann, und, durch viele kräftige Sprüche gestärkt, kam er guten Muthes mit ihm in Grünberg an. Dort gingen sie zuerst in die Kirche, um dem pfarrlichen Gottesdienst beizuwohnen. Voll Andacht kniete sich Werner nieder an der Stelle, wo sein Vater so viele Jahre an der Seite seines alten Freundes gebetet hatte, und zog sein uraltes vergriffenes Gebetbüchlein heraus, ein theueres Erbstück. Als das der Büchelhans sah, griff er begierig danach, blätterte gedankenvoll darin herum, küßte das Kreuz, das auf das Titelblatt gedruckt war, und gab es ihm mit einem bedeutungsvollen Zuwinken zurück. — Nach dem Gottesdienste ging Werner seinen Geschäften nach; es schien ihm, als kämen ihm die Leute viel freundlicher entgegen, seyen billiger in ihren Forderungen, und wo irgend Einer schwieriger war, da machte ein Wort vom alten Büchelhans, der dem

Werner heute nicht von der Seite ging, den Handel bald richtig.

Wie ein neuer Mensch machte sich Werner Nachmittags auf den Heimweg. Aber je näher er der Heimath kam, desto ernster und unruhiger wurde er, und ängstlich fragte er sich: Wie sag' ich's ihr; was wird sie machen?

Allein zu Hause hatte unterdessen, wie der Büchelhans sagte, Gott ein Mittel gemacht. Als da in der Frühe die Leute aus der Kirche kamen, brachten sie die Neuigkeit mit, der Werner habe dem Löwenwirth sein ganzes Fuhrwerk verkauft. Die Marie widersprach; er habe es ihm nur geliehen, aber doch stiegen ihr Zweifel auf, und sie konnte es kaum erwarten, bis ihr Mann komme, daß sie ihn fragen könne. Allein bald bekam sie an Anderes zu denken. Als man eben vom Tisch gebetet hatte, rief plötzlich die Magd: „Frau, schaut doch, was das Johannesle für Augen macht!" Das schwächliche Kind lag in den heftigsten Gichten; man lief nach Leuten, nach dem Arzte, die junge Frau wußte sich nicht zu helfen; eine erfahrene Hausfrau brachte Hirschhorngeist, mit dem das Kind bestrichen wurde; endlich kam auch der sehnsüchtig erwartete Arzt. Seiner Bemühung gelang es, die heftigen Krämpfe zum Stillstand zu bringen, und nachdem er die gehörigen Weisungen hinterlassen hatte, verließ er die bekümmerte Mutter. In unsäglicher Angst saß diese am Bettlein ihres Erstgebornen, der, in unruhigem Schlummer zuckend, mit halb offenen Augen kurz-

athmend dalag. Jedes Zucken seiner kleinen Händchen riß ihr an allen Fäden ihres Mutterherzens. Nach etwa einer Stunde kehrten die Gichten mit erneuter Heftigkeit wieder, und als eben der zurückkehrende Vater bei der Thüre hereintrat, sah er sein liebes Kind in den letzten Zuckungen.

Schrecken und Schmerz überwältigten den schwer heimgesuchten Mann. Ohne Wort und selbst ohne Thränen starrte er mit verstörtem Auge und todtenbleich die Leiche seines Kindes an. Fürchterlich aber war der Schmerzensausbruch der unglücklichen Mutter; sie rang die Hände, ihr Weinen war ein convulsivisches Schreien und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren ganzen Leib; dann saß sie wieder eine Stunde in trockenem Schluchzen und sah ihr todtes Söhnlein an, bis neue Thränen dem Schmerze einen Ausgang öffneten. Mit Mühe konnte sie Werner spät am Abend von der Leiche hinweg und zu Bette bringen.

Unterdessen hatte auch er im Stillen angefangen, mit Gott zu hadern. „Ist dieß,“ dachte er, „der Lohn für meine guten Vorsätze, die ich mit so harten Kämpfen errungen habe? kommt Gott so meiner Umkehr entgegen, daß er mich schlägt an dem, was mir das Liebste ist auf Erden?“ Aber bald erkannte er auch die Thorheit seines Haderns, er erkannte die wohlverdiente Strafe für seine Verirrung, und faßte die Hoffnung, daß mit diesem Schlage der göttlichen Gerechtigkeit die Vergangenheit hinter ihm völlig getilgt sey. Es war ihm zu Muthe wie David, als ihm gesagt wurde: „der Herr hat deine Sünde von

dir genommen, aber der Sohn, der dir geboren wurde, soll des Todes sterben," und in demüthiger Ergebung küßte er die Ruthe als ein Unterpfand der Vergebung.

Seine Frau aber fand keinen Trost. Noch immer weinte sie bald laut, bald still; ihr Kopfkissen war von Thränen naß und ihr Schluchzen erschütterte das Bett. Es kam ihm fast unnatürlich vor, daß ihr Schmerz gar kein Maß kannte, und er versuchte sie daher aufzurichten. „Tröste dich doch ein wenig," sagte er zu ihr, „unser armes Kind ist ja bei Gott gut aufgehoben, gönne es ihm, daß es ein Engel ist."— „Ach," antwortete sie, und konnte die Worte kaum herausbringen, „ich wollte mich ja gerne trösten, wenn ich nicht selber Schuld wäre."— „Quäle dich nicht selbst," tröstete er, „kannst denn du dafür, daß das Kind die Gichten bekommen hat? Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen."— „Ja," rief sie, „das ist's eben, daß Gott es mir genommen hat; er hat es mir im Zorn genommen, zur Straf', weil ich eine schlechte Mutter gewesen bin."— „Du eine schlechte Mutter," sagte Werner, aufrichtig erstaunt, „kann denn eine Mutter ihr Kind mehr lieben und ihm mehr thun, als du gethan hast, du thust ihnen ja eher zu viel, als zu wenig."

„Ja wohl zu viel!" schluchte sie. „Höre nur, was mich so bekümmert. Als letzthin des Vetters Namenstag war, da wollte ich mit den Kindern zu ihm hinübergehen, ihm zu gratuliren. Ich wollte ihm eine rechte Ehre anthun, darum habe ich den Kindern ihre besten Kleidlein angezogen. Sie sahen

so

so nett darin aus, ich habe gemeint, sie müssen ihm eine Freude machen. Aber wie ich ihm meinen Glückwunsch gesagt hatte, schaute er meine Kinder ganz wild an, und sagte: "Ihr versündigt euch recht an euern Kindern. Gott hat sie euch gegeben, daß ihr sollt Christen daraus machen, und ihr macht Affen daraus. Wenn das so ist, so wird er sie euch wohl wieder nehmen." Das hab' ich ihm zuerst recht in Uebel genommen, aber mit jedem Tag ist es mir mehr zu Herzen gegangen. Der Vetter ist so ein rechtschaffener, frommer Mann, wie ein Heiliger; wenn ich bei ihm bin, meine ich immer, ich müßte beten, und wenn er mich anschaut, schauert's mir, als ob er mir bis in's Gewissen hineinschaue. So ist mir sein Wort immer bedeutsamer worden, und es hat mich eine Angst überkommen, Gott wolle mir meine Kinder nehmen. Und wie nun das Johannesle so in den Gichten lag, da ist es mir gewesen, als sehe ich die Hand Gottes nach meinem Kind ausgestreckt, und ich könne es ihm nicht lassen, und ich hab' gebetet, wie in der Verzweiflung, er soll mich nicht so hart strafen. Aber alles Straüben und Beten war umsonst, und jetzt seh ich wohl, der Vetter hat Recht gehabt; ich habe mich versündiget, und das will mir schier das Herz brechen."

Da ging auch dem Werner das Herz auf, und er sagte: „Ach Marie, ich fürchte, wir haben uns alle Beide versündigt, nicht bloß an unsern Kindern, sondern auch an uns selbst; auch uns selbst haben wir zu Affen gemacht, statt zu Christen, zu Affen

der eitlen Welt und all ihrer Hoffart. Wir haben gemeint, was Andere haben und thun, das müssen auch wir haben und thun, sonst sey es eine Schand', und so sind wir aller Welt Narren gewesen. Wir sind nur dem Vergnügen und der Eitelkeit nachgegangen, und wenn wir uns auch ein Bischen in der Arbeit gemüht haben, so ist es nur geschehen, um zu neuem Vergnügen und zu neuem Prunk Mittel zu bekommen. D'rum ist Gottes Segen nicht bei uns gewesen, denn wenn wir auch Gott nicht gerade vergessen haben, so haben wir doch nicht vor Allem nach ihm gefragt, sondern nur so nebenher an ihn gedacht." So fuhr er fort, und stellte ihr bisheriges Leben dar. Er klagte sich selbst viel mehr an als sie, und sagte ihr, wie fest er entschlossen sey, daß es anders werden solle und wie er den Anfang schon gemacht habe.

Sie hörte ihm still zu, und ihr Herz gab ihm in Allem Recht. Jetzt unter der heiligen Weihe des Schmerzes hatte sich ihre Seele veredelt und die gemeine Hülle der Eitelkeit von sich gestreift, sie war fähig, den Ernst des Lebens aufzufassen und seinen Werth zu wägen mit dem Gewichte der Ewigkeit. Sie hatte die Schauer des göttlichen Zornes gefühlt und seine Schrecken hatten sie aufgeschüttelt aus dem Schlummer der Weichlichkeit. Willig, ja mit Dankbarkeit versprach sie ihrem Manne, ihm in Allem nachzufolgen, nicht bloß ihm zu Gefallen, sondern aus eigener Erkenntniß. „Ja, du hast recht," sagte sie ihm, „gefühlt habe ich es schon lange, aber ein-

gesehen erst jetzt. Wir wollen miteinander umkehren, abrr steh' du mir bei, du bist der Stärkere, und wenn ich auch nicht immer das Rechte thue, gib mich nur nicht gleich auf, red' mit mir, ich will gewiß immer das Rechte, aber ich bin verwöhnt, ich weiß es wohl."

Beide gelobten sich gegenseitig sich zu stützen und zu helfen, und Gott allein zu dienen mit vereinten Kräften. Und was sie sich dort in der Nacht der Schmerzen an der Leiche ihres Kindes gelobt, das haben sie treulich gehalten. Wohl strauchelten sie Beide bald zur Rechten, bald zur Linken. In Werner bildete sich wirklich eine Anlage zum Geiz und zur Härte aus; und auch Marie wußte nicht immer genau, was sie sich vergönnen, was versagen sollte; die alten Angewöhnungen ließen sich nicht in einem Augenblicke ausrotten. Aber liebevoll und schonend richteten sie sich gegenseitig auf und ließen in ihrem edlen Streben nicht nach. Und der Büchelhans hatte es richtig vorausgesagt: Je mehr sie sich plagten, desto mehr Freude gab ihnen Gott, eine stille, innere Freude, die die Menschen nicht ahnen, und darum auch nicht mißgönnen und rauben konnten, einen Himmel in ihren Herzen. In dieser still verborgenen Freude wurden sie immer inniger miteinander eins, und mitten in der Mühseligkeit des Lebens reiften sie heran für die Freude des Himmels.

26.
Wie ein Menschenkind durch Furcht groß gezogen werde.

„Ich hab' noch nie gehört, daß meine größte Schwäche das Fürchten sey, und ich glaube auch selber nicht, daß mir vor dem ewigen Richter Vieles von meinem Thun und Lassen darum wird milder angerechnet werden, weil ich's aus Furcht gethan hätte. Ja, ich fürchte mich noch, und fürchte mich recht sehr vor Demjenigen, der die Macht hat, Leib und Seele zu verderben in der Hölle. Aber sonst fürchte ich wirklich nicht leicht Etwas. Am meisten noch fürchte ich mich selber. In meinem frühern Leben hat indessen die Furcht eine bedeutende Rolle gespielt, sie ist wie ein hartes Joch immer auf meinem Nacken gelegen, und so oft ich den Vers aus der Bibel lese oder höre: „Selig der Mann, der das Joch des Herrn trägt von seiner Jugend an!" da denke ich an die Furcht, die ich von Kindheit an getragen.

Vorerst hab' ich meinen Vater gefürchtet und diesen am allermeisten. Es war dieß eine begründete, sich selber ganz klare Furcht, die vor vielem Bösen mich verwahrt und zu manchem Guten mich angetrieben hat, wenn's auch um eben dieser Furcht willen in der Ausübung nicht mehr vollkommen gut gewesen.

Dann aber hatte ich noch vielfache, ganz unheimliche Furchten, über die ich mir früher nie recht

klar werden konnte. Dieselben mögen auch ihr Gutes gehabt haben, aber sie waren recht lästig.

Vor Allem fürchtete ich den Bullemann. Ich weiß nicht, ob ich eine bestimmte Vorstellung von diesem Unwesen gehabt und was ich mir darunter gedacht habe. So viel ist mir gewiß, daß es nach meiner Vorstellung an recht unheimlichen Orten hausete, etwa in einer wilden Schlucht unter einer Brücke, im finstern Walde unter einer Felsenwand, oder wo recht viele faule Stöcke nebeneinander und aufeinander hingeworfen sind, oder auch auf der Straße, wo sie an ganz abgelegenen Gegenden neben einem Walde oder am See hinführt u. dgl. Daß er Kinder fresse, das war mir ganz ausgemacht; ob er's aber vorher noch recht erschrecke und martere, das wußte ich nicht bestimmt. Daß ihm die bösen Kinder von selbst zulaufen, ohne daß sie es wissen und wollen, das glaubte ich sicher; und weil ich denn doch auch öfters böse war, so fürchtete ich immer, ich könnte ihm einmal so ganz unversehens in die Hände laufen, in seinen großen Sack gesteckt und dann von ihm gefressen werden.

Mit bange klopfendem Herzen ging ich jedesmal über die Brücke hinter unserm Dorfe, die über eine wilde Schlucht führt, die unten immer weiter und größer wird und darum für den Aufenthalt des Bullemann ganz geeignet zu seyn schien. Hörte ich drunten ein Geraüsch oder glaubte ich nur eines zu hören, so sprang ich athemlos wieder in's

Dorf hinein, und faßte jedesmal die festesten Vorsätze, fortan recht brav zu seyn.

Zu andern Kindern kam ich selten. Meine Schwester war um ein Jahr älter und war fast immer zu Hause, weil sie schon von ihrem sechsten Jahre an die Stelle einer Kindsmagd an den jüngern Geschwistern vertreten mußte. Sie konnte mir darüber keine Aufschlüsse geben, weil sie in diesem Stücke keine Erfahrungen machte. Meine Eltern getraute ich mir nicht darüber zu fragen. Ich hatte auch nie von ihnen gehört, daß es einen Bullemann gebe oder daß er Kinder fresse. Wenn die Hirten der Gemeinde, die etwa 10 oder 12 Jahre alt waren, zum Essen kamen, worauf ich mich immer sehr freute; so wurden diese darüber befragt, und da erhielt ich denn Aufschlüsse genug. Diese Hirten mögen selbst geglaubt haben, daß es so einen Bullemann gebe, aber daß er Kinder fresse, das haben sie schwerlich geglaubt. Nur einen Hirten hatte man einmal eine Zeit lang in der Gemeinde, der frech hin behauptete, es gebe gar keinen Bullemann; dieser wurde aber bald wieder fortgeschickt, weil er das Vieh zu nachlässig hütete. Vielleicht ist es daher gekommen, daß er den Bullemann nicht gefürchtet hat.

Um vor Mißverständnissen zu verwahren, muß ich hier bemerken: Meine Eltern haben mich nie mit dem Bullemann, noch auch mit einem andern Gespenste geschreckt, und sie sind an dieser meiner Furcht ganz unschuldig. Ja sie haben uns vor solcher Furcht verwahrt und auch gewarnt. Nie durfte ein Klaub-

auf oder ein böser Klaus, noch auch der Neujahr-kneister oder der Lichtmeßseufzger oder ein anderer dergleichen Schreckensmann in unser Haus kommen; und sie sagten uns, daß solche Kindererschrecker nur verkleidete Knechte seyen. Wir bekamen gar nie einen solchen Kerl zu sehen. Somit ist mir diese Furcht ganz von selbst oder weiß Gott woher gekommen. Daß sie mir so lange geblieben, daran sind meine Eltern wieder nicht Schuld.

Das Zweite, was ich in den frühesten Jahren meiner Kindheit recht sehr fürchtete, war der Bonaparte. Es fiel nämlich meine Kindheit in jene Zeit, in welcher dieser Furchtbare meine Heimath und die ganze Umgegend den bisherigen Herrschern genommen und dem neuen König von Bayern geschenkt hat. In jener Zeit sprach man viel vom Bonaparte. Es gab viele Einquartierungen, und weil man mir sagte, die Soldaten, welchen man zu essen und Wohnung geben mußte, hielten es mit dem Bonaparte, so fürchtete ich auch diese. Zudem hatte ich öfter gehört, daß mehrere meiner Vetter wegen dem Bonaparte in den Krieg ziehen mußten und seinetwegen oder gar von ihm selber todtgeschossen wurden. Das war mir nun ein erschrecklicher Mensch, der die alte Herrschaft abgesetzt und meine Vetter todtgeschossen hatte. Von ihm hatte ich eine bestimmtere Vorstellung. Was ich mir Wildes und Wüstes an einem Menschen denken konnte, das mußte er unfehlbar haben. Er war natürlich noch schwärzer als Bettelkarles-Wilder, er hatte einen weit größern

Buckel als Steffeles-Michel, eine weit längere Nase und noch viel tiefere Nasenlöcher als Floren-Franz. Zu all dem hatte er noch einen großen langen Bart von lauter Bohnenstengeln, an denen böse Bohnen wachsen. Das glaubte ich aus dem Namen schließen zu dürfen; denn ich hörte denselben nie anders aussprechen als Bonebart. Dieser lange Bart von Bohnenstauden war mir noch das Schrecklichste an ihm. So ist er mir auch mehrmal im Schlafe vorgekommen und ich kann mich besonders noch eines Traumes erinnern, wo ich den Furchtbaren vor den Fenstern unsers Hauses auf einem ungeheuer großen hölzernen Pferde sitzen und nach Kinder Art auf demselben sich schaukeln sah. Das hölzerne Pferd war so hoch, daß er zu den Fenstern des zweiten Stockes, über eine Stiege nämlich, ganz bequem hineinschauen konnte.

Oft habe ich meine Mutter darüber jammern gehört, daß man, selbst wo die Knaben noch klein seyen, schon Angst auf die Zeit haben müsse, wo man's zu den Soldaten nehme. Ich hatte nämlich noch mehrere, jüngere Brüder, und da war die gute Mutter immer in Sorgen, es könnte uns ergehen wie ihren nächsten Anverwandten, wir könnten Soldaten werden und da werde man uns todtschießen. Das Alles war aber durch den Bonaparte so eingeführt worden; denn vorher wußte man nichts vom Soldatwerden, außer wenn etwa einer freiwillig zum Reichsstand gehen wollte. Da mag mir denn manchmal wohl gedroht worden seyn: „Du mußt

es noch bei den Soldaten büßen, wenn du jetzt nicht folgen magst und böse bist;" und darum betrachtete ich auch das Soldatwerden und den Bonaparte und Alles, was durch ihn Böses in unser Land gekommen, als eine Folge des Ungehorsams und des Bösesseyns. Namentlich kann ich mich noch eines Falles erinnern, wo ich mit einem Nachbarsknaben in das nahegelegene Städtchen gehen mußte, um etwas vom Schlosser oder vom Schmied zu holen. Wir waren sehr muthwillig auf dem Wege, stießen und zerrten aneinander, ohne gerade böse aufeinander zu seyn, schrien und jodelten mitunter, und benahmen uns überhaupt so, daß wir sicherlich wären bestraft worden, wenn mein Vater es gesehen hätte. Ich könnte mich nicht erinnern, daß gerade etwas Böses geschehen wäre, daß wir etwas verderbt oder auch nur ein böses Wort gesprochen hätten. Kurz, es war genug, daß mir das Bewußtseyn blieb: dieses muthwillige Wesen ließe der Vater nicht angehen. Als wir nun wieder zum Städtchen herauskamen und heimgehen wollten, begegnete uns ein fremder, so halbvornehmer Herr, den ich nicht kannte, der vielleicht uns gekannt haben mochte, und sagte zu uns: „So wollt ihr wieder heimgehen? Ich hab' euch schon hereingehen gesehen." Mir fiel es sogleich zentnerschwer auf's Herz, und noch mehr, als ich mich umwendend sah, daß er etwas aufschrieb. „Das ist gewiß Einer von denen, die der Bonaparte schickt, daß sie die Leute in den Krieg nehmen, damit er's todtschießen kann" — das war mein erster

Gedanke, und ich glaubte, es wohl verdient zu haben durch mein muthwillig Wesen. Viele Jahre lang ist mir diese Furcht geblieben, und ich kann mich nicht erinnern, daß ich später einmal auf einem Wege mich muthwillig betragen hätte, wenn auch der Vater nicht zu fürchten gewesen wäre.

Das Dritte, was ich in den spätern Jahren meiner Kindheit und als Knabe fürchtete, war der Teufel. Diese Furcht blieb lange noch, als ich den Ungrund der heilsamen Furcht vor dem Bullemann und vor dem Bonaparte schon lange erkannt und diese Furcht abgelegt hatte. Diese Furcht ist mir in gewissem Sinne noch bis zur Stunde geblieben. Das Schrecklichste, was ich mir in dieser Hinsicht denken konnte, war, was ich einmal hatte erzählen hören, nämlich daß der Teufel böse Kinder, vorzüglich wenn sie in der Kirche sich gottlos benehmen oder zu Hause in der Kammer oder auf dem Felde etwas Böses treiben, schon öfters gleich geholt, in die Lüfte hinaufgehoben und unter entsetzlichem Geschrei sie zerrissen habe.

Mögen alle diese Furchten ihrem Wesen nach auch ganz knechtische gewesen seyn, so habe ich denselben doch Vieles zu danken. Insbesondere war es die Furcht vor dem Teufel, die mich genöthiget hat, in den Schutz meines Heilandes mich zu begeben und von ganzer Seele mich an ihn zu halten, als ich ihn einmal hatte kennen lernen. Hatte Er ja selber mit dem Teufel gekämpft und ihn, den Argen, überwunden und seine Macht auch über uns

gebrochen, so daß auch wir überwinden können in Ihm.

Mit dieser Furcht steht noch eine andere in Verbindung, die in der Geschichte meiner Familie ihre Veranlassung hatte. Ich hatte eine alte Base, die sehr fromm, aber dabei auch sehr wunderlich war. Wir Kinder hatten sie ungeachtet ihrer Wunderlichkeit sehr lieb. Unserer Mutter machte sie manchen Verdruß, was freilich auch uns nicht lieb war. Mit dieser Base hatte Jedermann viel Nachsicht, und dieß hatte seinen Grund darin, daß sie in frühern Jahren einmal ihres Verstandes ganz beraubt und in eine mildere Art Wahnsinn verfallen war. Als ich etwas größer geworden, erzählte man mir auch die Veranlassung dieses Wahnsinnes, an die ich immer nur mit Entsetzen denken konnte.

Die Base war einst, als zwanzigjähriges Mädchen oder etwas darüber, mit mehreren Nachbarstöchtern auf den Markt in das nahegelegene Städtchen gegangen. Sie hatten etwas einzukaufen, waren aber noch ehevor in den Nachmittagsgottesdienst gegangen und begaben sich jetzt von der Kirche weg zu einem Krämerstande. Alle hatten noch ihre Rosenkränze in den Händen. Eine von den Gefährtinnen, die eben etwas einkaufte, legte ihren silbergefaßten Rosenkranz bei Seite, um das Eingekaufte zu bezahlen. Als dieß geschehen war und sie allesammt sich wieder entfernen wollten, vermißte diese ihren silbergefaßten Rosenkranz. „Wo ist mein Rosenkranz?“ fragte sie. „Wo ist der Rosenkranz?“ fragten die Schwestern.

„Der Krämer hat ihn auf die Seite geschafft,“ sagte meine Base, „ich habe es selbst gesehen.“ Dieß behauptete sie fest und blieb standhaft darauf, sie habe es mit eigenen Augen gesehen.

Der Krämer fing sogleich entsetzlich zu fluchen und zu verwünschen an, betheuerte bei Gott und bei allen Höllengeistern, daß er vom Rosenkranz nichts wisse; wollte, daß das Kreuzdonnerwetter meine Base in den Boden hineinschlage und daß alle bösen Geister sie peinigen sollten; versicherte viele dutzend Male, wie daß er ein so ganz ehrlicher Mann sey, daß er keinem Kinde was zu Leide thun könnte, und ihm sein ehrlicher Name noch nie so sey geschändet worden. Dann sprach er nochmal Flüche über meine Base aus, und that so wüst, daß diese Mädchen alle recht gern weiter gingen.

Meine Base war schon auf dem Heimwege ganz verwirrt. So hatte sie noch nie fluchen hören in ihrem ganzen Leben; denn in der Heimath war Ordnung und christliche Sitte und im ganzen Dorfe war kein so wüster Mensch, der ein so lästerlich Maul gehabt hätte; und weiter hinaus war sie noch nicht gekommen in die weite Welt, wo es solcher Kameraden noch mehrere gibt.

„Wenn nur diese Wünsche nicht angehen“ (in Erfüllung gehen), sagte und dachte sie fortwährend, und über diesen Gedanken wurde sie ganz betrübt und weinte. Zu Hause that sie schon am selben Abende Alles verkehrt und redete ganz verwirrt — zur Verwunderung ihrer Eltern und ihrer Brüder.

Es konnte keine Betrunkenheit seyn; denn die Mädchen hatten weder Bier noch Branntwein gesehen, noch viel weniger Solches oder Wein getrunken. Sie redete von dem bösen Krämer, der den Rosenkranz gestohlen hatte und von seinen Flüchen viel verworrenes Zeug daher, aus dem man gar nicht klug werden konnte. Man ging zum Nachbarn, und erfuhr von den Töchtern des Nachbarn, was geschehen sey. Man meinte, die Sache werde sich doch wieder machen, war jedoch nicht ohne Kummer.

Am andern Tage wollte die Base schon nicht mehr arbeiten; sie war ganz müde und zerschlagen, als wenn sie gestern den ganzen Tag auf der Wiese gemäht hätte und stundenweit gehetzt worden wäre, oder als wäre sie von der Wallfahrt nach Steinbach zurückgekehrt und hätte die letzten drei Stunden noch vor Raübern fliehen müssen. Sie wußte noch nichts vom Kranksеyn und sagte nur immer, es sey ihr nicht recht. Zugleich redete sie dann wieder etwas vom fluchenden Krämer und von seinen furchtbaren Flüchen. Sie blieb zu Hause, fing aber gleich, sobald die Eltern und Brüder fort waren, zu kochen an und kochte sich einen Eierhaber ganz fett in Schmalz, und aß ihn ganz heiß. Das mag die Sache noch mehr verschlimmert haben. Doch spürte man keine Anzeichen von leiblicher Krankheit, sie fing im Gegentheil wieder an zu arbeiten. Aber folgen wollte sie nicht mehr. Wenn's ihr einfiel, lief sie wieder nach Hause, that zu Hause etwas oder kochte sich etwas, was sie früher gar nie gethan und

worauf sie sich auch ihr Leben lang sehr schlecht verstanden hatte. Ein und andermal ging sie auch in die Haúser der Nachbarn und fing dort zu kochen an, als wenn sie daselbst zu Hause wäre. Immer redete sie vom bösen Krämer und von seinen Flüchen.

Ehe ein ganzer Monat verflossen war, wurde die Sache auf einmal so schlimm, daß ihre Brüder und selbst die Eltern nicht sicher waren, von ihr angegriffen und mißhandelt zu werden. Man erholte sich Raths bei einem Arzte, der früher als Feldscheerer im Heere gedient und den Ruf eines sehr gescheiten Heilkünstlers hatte. Dieser verordnete Arznei, die aber von der Kranken zum Fenster hinausgeworfen wurde. Als der Arzt selber kam, wollte sie ihn, der sie mit seiner Mixtur hatte vergiften wollen, weil er im Komplotte stehe mit dem fluchenden Krämer, gar nicht sehen, und als sie es nicht verhindern konnte, wollte sie ihn in voller Wuth anpacken.

Jetzt verordnete der Arzt, man sollte die Kranke einsperren in eine finstere Kammer und sie brav hungern lassen, dann werde es schon wieder anders gehen. War Letzteres auch ganz vernünftig, so war doch das Einsperren in eine finstere Kammer gewiß ganz verkehrt. Als dieses Mittel, wie man voraussehen konnte, nichts half, ließ er die Kranke in eine Bettstätte auf einen Strohsack hinbinden an Händen und Füßen, und verordnete noch Anderes, ich weiß nicht Aderlassen oder was es gewesen. Allein dieß Alles wollte nichts helfen.

Nun hatte, so sehr man die Sache zu verheimlichen suchte, dennoch das Gerücht davon sich sehr verbreitet und war auch zu den Ohren eines benachbarten Pfarrers gekommen. Derselbe hatte in seinen jüngern Jahren in Straßburg Medizin studirt und auch ausgeübt, und war erst später in den geistlichen Stand eingetreten. Er ließ in meiner Heimath nachfragen, ob er kommen dürfe, was man natürlicher Weise recht gern geschehen ließ, weil der Mann auch in Hinsicht auf seine medizinischen Kenntnisse berühmt war, und den Leuten schon in verschiedenen Anliegen Hülfe geleistet hatte. Das Erste, was dieser vernünftige Mann sprach, als er die Kranke in's Bett hineingefesselt sah, war das Wort: „Man darf die Kranke nicht binden.“ Damit hatte er auch schon all ihre Gunst und ihr ganzes Vertrauen gewonnen. Sie folgte ihm wie ein Kind, erklärte aber doch immer, daß es sie recht schwer ankomme zu folgen, und daß sie nicht thun könne, wie sie wolle, weil der fluchende Krämer ihr was angethan habe. Der mitleidige und verständige Pfarrer wies sie an Denjenigen an, der stärker ist als Alle, und suchte das Vertrauen auf den Allmächtigen in ihr zu wecken. Ob er auch eine Benediction vorgenommen habe, das weiß ich nicht, glaube aber kaum, daß er es gethan hat. Die Eltern und die Brüder, die über diesem Elende fast zu Grunde gingen, weil sie die Kranke immer sehr lieb gehabt und ihr vielleicht in früherer Zeit zu viel nachgegeben und nachgesehen hatten, erkannten von Anfang, daß dieses

Leiden nur Einer wegnehmen könne, und wendeten sich darum recht ernstlich zu Gott mit Beten und Bitten, gaben Almosen, daß auch Andere beten möchten, und thaten überhaupt, was sie nur immer konnten, um der Kranken Hülfe zu schaffen.

Es war dieß ein großes Kreuz für die ganze Familie; „aber es war auch zum Heile,“ sagte der fromme Großvater jedesmal, so oft er mit schwerem Herzen dieser Geschichte gedachte und mit tiefem Seufzer davon erzählte. Die Kinder waren eben alle erzogen; alle waren gesund und konnten Etwas verdienen. Keines war störrig oder ungehorsam, daß es etwa für sich selber hätte hausen und sparen wollen; sondern Jedes gab jeden verdienten und ersparten Kreuzer den Eltern, und man fing gerade an, wohlhäbig zu werden, was man nämlich in meiner Heimathgegend unter Wohlhäbigkeit versteht. Wohlhäbig ist man, wenn man keine Schulden mehr hat auf seinem Anwesen, und wenn eben keine Gefahr in Aussicht steht, daß man wieder Schulden machen müsse, wenn's im Gegentheile einem Vorwärtskommen gleich sieht. Da hätten denn die guten Leute bald sich was darauf einbilden und vergessen können, daß Alles Geschenk Gottes sey, und daß Alles in seiner Hand stehe. Der Vater der Kranken, mein theurer Großvater, hätte gern sein Gut bis auf die Hälfte verschulden lassen, wenn dadurch die Tochter hätte geheilt werden können. Es wurde wirklich viel Almosen gegeben und das Fasten ergab sich von selbst, denn keinem Einzigen im Hause schmeckte das Essen.

Endlich

Endlich, nachdem das Kreuz ausgewirkt hatte, wozu es gesendet war, ward es wieder weggenommen. Die Kranke erholte sich allmählig, konnte bald im Hause etwas arbeiten, konnte mit den Eltern und Geschwistern essen, und es kam bald so weit, daß man sie ganz allein im Hause lassen durfte. Sie sagte es selber, man dürfe nichts mehr fürchten, sie fange nichts mehr an. Sie sey schon wieder Herr über sich selber. Dazu war sie schwerer zu bringen, daß sie aus dem Hause und unter die Leute ging. Lange konnte oder wollte sie Niemand sehen außer ihren Eltern und Brüdern. Allein auch dieses änderte sich. Sie ging wieder zur Arbeit und in die Kirche, war wohl etwas scheu, dabei aber ganz eingezogen und wahrhaft demüthig. Welche Heilungsweise der erwähnte medizinische Pfarrer angewendet habe, weiß ich nicht und konnte es auch nie erfahren. Dieser Pfarrer ist schon im Jahre 1832 in einem sehr hohen Alter gestorben.

Das Andenken an dieses Erlebniß war in meiner Heimath auch noch in meiner Kindheit, da doch nahehin schon dreißig Jahre verflossen waren, in ganz frischem Andenken. Meine Mutter konnte es ausführlich erzählen; meinem Vater, der ein Bruder der Leidenden war, kamen immer die Thränen in die Augen, so oft er davon eine Erwähnung machte. Ich getraute mir nie, ihn darüber zu fragen, weil es ihm so schwer fiel, davon zu reden.

In meiner Heimath glaubte man fest, daß die bösen Wünsche böser Menschen angehen, d. h. in

Erfüllung gehen, wie die Gebete der frommen Menschen erhört werden. Man legt dem menschlichen Willen mehr Kraft bei, als er gerade jedesmal in der That an den Tag legen kann. In dieser Kraft kann der Mensch in die Ferne wirken; ist er gut, so wirkt er Gutes, ist er böse, so wirkt er Böses. Es kommt dieß daher, weil der gute Mensch in einer Verbindung mit Gott steht und in dieser Verbindung Gutes wirkt, auch wo er gerade nicht weiß, daß er's wirkt; und weil der böse Mensch in einer Verbindung mit dem bösen Feinde steht, der auch eine, wenn auch beschränkte Macht hat, und weil er in dieser Verbindung Böses wirkt, auch da, wo er gerade nicht daran denkt, daß er's wirkt, wenn er's nur ernstlich will. So ist diese Volksmeinung in meiner Heimathgegend. Wie viel Wahres daran sey, kann man hier nicht untersuchen.

Außerdem hatte meine Mutter den festen Glauben, daß überflüßige, unnütze Worte ihre Strafe gleich nach sich ziehen. Vorzüglich galt dieß von verwegenen oder thörichten Wünschen. „Uebrige Worte bringen übrige Werke.“ Das war es, womit sie uns Schweigen gebot, wenn wir dummes Zeug, Faxen und Possen redeten. Das Schrecklichste wäre das Aussprechen einer gotteslästerlichen Rede, eines Fluches u. dgl. gewesen. Ich weiß noch, wie mir grauste, als ich etwa in meinem eilften oder zwölften Jahre einen jüngern Vetter sagen hörte: „Das kann ich bei Gott beschwören.“

Um jetzt wieder auf mein Fürchten zu kommen, muß ich hier erklären, daß mir, seitdem ich diese Geschichte weiß, ein Zustand, wie derjenige gewesen, in dem meine Base sich befunden hatte, immer als das Allerfürchterlichste vorgekommen. In eine finstere Kammer eingesperrt werden, in der man Tag und Nacht keine Helle und kein Licht sieht, und dann noch an Händen und Füßen angebunden werden — das war mir das Schrecklichste, was ich mir denken konnte. Und wenn es wirklich möglich wäre, daß man Einem so was anwünschen könnte — was wäre doch das Entsetzliches! Wie leicht könnte Einem so was begegnen! Zwar hatte mir meine Mutter immer gesagt, daß der böse Feind und die bösen Menschen den Guten und Frommen nichts anthun können, wenn sie sich mit Weihwasser besprengen, und, was sich von selbst versteht, nichts Böses denken und wollen. Besonders habe der böse Feind Gewalt über einen Menschen, der recht zornig sey und diesen Zorn nicht bändige; noch mehr aber über die Sakramentirer und Schwörer u. s. f. Das Alles konnte mir die Furcht nie ganz nehmen, weil ich ja doch oft ausgezankt wurde, bald wegen Unfleiß, bald wegen Zank mit den Brüdern, und weil ich eben darum nicht brav war.

Nun wurde ich einmal an einem Herbsttage von meinem Vater mitgenommen auf einen Viehmarkt, der in einem benachbarten größern Orte gehalten wurde. Ich mag etwa im zwölften Jahre gewesen seyn. Auf dem Hinwege mußte ich das Vieh treiben,

das der Vater an einem Stricke führte. Als dieses verkauft war, sollte ich wieder nach Hause gehen. Der Vater hatte noch mehrere Geschäfte. Statt nun geraden Weges in die Heimath zu gehen, machte ich noch einen Umweg durch den Markt, in dem viele Krämerstände aufgeschlagen waren, wo die Kaufleute ihre Waaren ausgelegt hatten. Ich schaute da und dort etwas an, was mir besonders in die Augen fiel; kaufen konnte ich aber nichts, denn ich hatte keinen Heller Geld. An einem Krämerstande, in welchem allerlei Spielwaaren für Kinder feil geboten wurden, nahm ich eine Taschenuhr für Kinder, die mir besonders gefiel, in die Hand, und fragte, wie viel so eine Uhr koste. Ich weiß nicht mehr, hieß es drei oder vier Kreuzer; aber das weiß ich noch, daß beim nähern Anschauen oder bei dem Versuche, die Uhr aufzumachen, das Glas auf der Seite einen Bruch bekam. Ich sagte nur noch: Ich kauf's nicht, legte die Uhr augenblicklich auf den Krämerstand hin und machte mich, so schnell als nur immer möglich, Staub aus. Augenblicklich aber kam mir der Gedanke: Wenn jetzt der Krämer die Uhr und das zerbrochene Glas sieht, wie wird der fluchen und was kann mir geschehen? War ich ja nicht, wie mir befohlen war, geraden Weges nach Hause gegangen! Hatte ich ja gegen den Willen des Vaters die Marktsachen angegafft! Und zudem war ja der Krämer beschädiget worden! Es befiel mich eine außerordentliche Furcht. Ich kam nach Hause, getraute mir aber nicht, der Mutter den Vorfall zu erzählen. Hätte

sie ja auch nicht helfen können; denn es war ein weiter Weg bis in den Markt, und wie hätte man den Krämer finden können! Und was hätte auch dieses geholfen, wenn die Flüche schon ausgesprochen wären?

Ich weiß nicht, ob und wie ich die darauffolgende Nacht geschlafen habe; aber das weiß ich, daß ich am darauffolgenden Morgen ein ungeheures Getöse in meinen Ohren wahrnahm und daß jeder Laut, den ich hörte, um's Tausendfache sich vergrößerte. Als wir mitsammen das Morgengebet beteten vor dem Morgenessen, war's mir nicht anders als laütete man im Städtchen mit allen Glocken zusammen und ich stünde zunächst bei den Glocken im Thurme. Noch weit schrecklicher war mir das Laüten der Kuhglocken und das Geblär der Kühe und Kälber, als ich's austreiben mußte. Ich muß nur bemerken, daß meine Gehörnerven von Kindheit an immer so reizbar waren, daß ich nie im Thurme seyn konnte, wenn man eine größere Glocke laütete, und daß mir auch das Laüten einer kleinern Glocke recht wehe that.

Ich wußte mir nicht zu helfen. Ich getraute mir nicht, es zu sagen, weil ich fürchtete, die Eltern hätten auch einen recht großen Kummer und würden mich am Ende noch bestrafen. Ich trieb unter entsetzlichen Schmerzen und Aengsten das Vieh auf die Viehweide; draußen versteckte ich mich in ein Gebüsch, und betete schon so ernstlich und so vertrauensvoll zu Gott, er möchte mir doch dießmal meinen

Fehler verzeihen und nur dießmal mir von meinem Uebel helfen, damit ich ja doch nicht wahnsinnig werde; ich wolle mich gewiß bessern und den Eltern nie mehr ungehorsam seyn. Ich weiß nicht mehr, was ich Alles sagte, aber das weiß ich, daß das schreckliche Geraüsch allmählig nachließ und daß ich wieder vollkommen geheilt vom Boden aufstand. Ueber Jahr und Tag erinnerte ich mich täglich dieser meiner Noth, und fürchtete nur immer, dieß Elend könnte wieder kommen. So lang ich noch zu Hause war, es mochte noch etwas über ein Jahr oder anderthalb Jahre anstehen, kann ich mich nicht erinnern, daß ich je wieder etwas davon wahrgenommen hätte. Als ich aber später vom Hause fort und zum Studiren kam, da meldete sich dasselbe Uebel mehrmal wieder, und zwar einmal so heftig, daß ich fast das Bewußtseyn verlor. Auch dießmal fand ich nur bei Gott allein Hülfe, denn bei Menschen getraute ich mir nicht, eine zu suchen. Die Furcht vor diesem Uebel und vor einem Zustande, in dem ich meine Besinnung ganz verlieren würde, blieb mir während meiner ganzen Studienzeit. Und diese Furcht war es, was mich zum Beten trieb, selbst zu einer Zeit, in der ich meinen wollte, das Beten tauge nichts. Diese Furcht war mir, was das unter Donner und Blitz den Israeliten verkündete Gesetz gewesen — ein Zuchtmeister, und noch heute danke ich dem Herrn, daß er mich also in Zucht genommen und diesen, wenn auch harten Weg geführt hat!"

* * *

Mancher Leser wird mit Bedauern und vielleicht mit Lächeln auf diese Furchterziehung und auf den unter derselben leidenden Knaben herabblicken. Und doch ist hier nichts Anderes gegeben als die Geschichte der Erziehung des Menschengeschlechtes, wenn wir nämlich das Eigenthümliche davon abstreifen. Die Völker, welchen die Offenbarung an Israel nicht zu Theil wurde, lebten in Furcht und Schrecken vor finstern Naturkräften, die sie, jedes in seiner ihm eigenthümlichen Weise, ausmalten, wie der Knabe seinen Bullemann. Und diese Furcht war es, die sie vor Unthaten, vor Sünden gegen das Naturgesetz verwahrten. Diese Furcht hat die Eumeniden, die Furien erzeugt, welche den Vatermörder, den Blutschänder, den Meineidigen u. s. f. verfolgen mußten, und vor denen er sich nirgends sichern konnte. — Dieselbe Furcht beherrschte auch den fleischlichen Israeliten, der seinen Jehova nur als einen Rachegott erkannte, weil er in seiner Herzenshärte den Gott der Liebe nicht fassen konnte.

Und der Gott der Liebe, der sich Aller erbarmt und der sein Volk mehr liebte, als eine Mutter ihr Kind lieben kann, drohte dem auserwählten Volk den Einfall der Feinde, die Verheerung des Landes, das Verderben der ganzen Nation, falls sie seine Gebote nicht halten und nicht wandeln in den Wegen, in denen ihre Väter Abraham, Isaak und Jakob gewandelt. Und Er drohte den Müttern, daß ihre Söhne der Krieg fressen werde, wenn sie zu falschen Göttern sich wenden würden. Und Er drohte den Männern,

daß er sie aus dem Lande der Väter verstoßen und in ein fremdes Land als Gefangene führen werde, wenn sie Greuel übten und gottlos handelten.

Und Derjenige, in dem die Gnade und Menschenfreundlichkeit Gottes allen Menschen erschienen, der die Liebe selber ist, drohet nicht bloß mit dem Verderben des gesunden Verstandes, sondern mit einem Verderben der Seele in der Hölle; er droht mit einem Orte der Qual, wo der an der Seele nagende Wurm nie stirbt, und das auf dem Herzen brennende Feuer nie erlöschen wird; und wo er uns die Furcht vor den Menschen als eine verwerfliche verbietet, fordert er uns auf, Denjenigen zu fürchten, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle.

Die Geschichte ist somit weder lächerlich, noch auch der arme Knabe gar sehr bedauerlich, da in ihm sich nur wiederholt hat, was als ein Allgemeinanerkanntes vor den Augen aller Sehenden dasteht.

Die Weisheit dieser Welt hat es versucht, einen andern Weg zu finden, auf dem die Menschen großgezogen werden könnten, ohne über dieser Großerziehung so viel ausstehen zu müssen; allein bisher hat es nicht recht gelingen und überall hat es schlechte Früchte tragen wollen. So viel bleibt ausgemacht bei allen Verständigen und ganz gewiß: „So lange die Kinder nicht Etwas fürchten, das sie strafen kann und strafen wird, wenn sie Böses thun, auch wo sie Niemand sieht; so lange werden sie vor dem

Bösen nie hinlänglich verwahrt seyn, und wo man meint, man habe die besten und die furchtlosesten Kinder, da hat man Schelmen und Heuchler."

Was von der Macht des bösen Willens gesagt ist, kann natürlicher Weise nur als eine Ansicht des Volkes vorgebracht seyn, und es wird Jeder sich die Sache denken und erklären können, wie er eben will. Nur dieß wird hier noch bemerkt, daß man in manchen Gegenden diesem bösen Willen erst dann eine Kraft zuerkennt, wenn er im Worte sich ausspricht. Und es scheint, daß einzelne Psychologen in jenem Paragraphen, der von der Macht des Wortes handelt, etwas Aehnliches sagen wollen.

Uebrigens wird versichert, daß vorstehende Geschichte durchaus keine Allegorie, sondern durchgehends vollständige und buchstäbliche Wahrheit sey.

27.

Wie Einem die Großsprecherei verleidet.

Eine recht widerwärtige Eigenschaft an Kindern, die etwas mehr Talent und Geschick haben, ist die Großsprecherei. Die Eltern bemerken diese böse Eigenschaft an ihren Kindern nicht so leicht, oder bemerken sie erst, wenn dieselbe schon recht widerwärtig geworden und nur mit Mühe mehr abzulegen ist. Lehrer und Erzieher sollten sie bälder bemerken und bemerken sie auch wirklich, wenn sie sich nicht von ihren Schülern Sand in die Augen streuen lassen durch Schmeichelei und dergleichen. Gewöhnlich werden ihnen die Augen erst dann wieder wacker, wenn die Schüler aus ihrem Unterrichte getreten sind und sie dieselben von Ferne wahrnehmen können. Nachfolgende Erzählung mag dieses einigermaßen beleuchten und zugleich zeigen, wie Erzieher und Lehrer so leicht geneigt sind, sich an den ihnen entwachsenen Schülern zu rächen, wenn deren Großsprecherei ihnen selber lästig wird.

„Ich hatte das Glück, in einer vom Pfarrorte entfernten Landschule von einem sehr fleißigen jungen Lehrer, der mit den Schülern selber lernte, in den Elementargegenständen sehr gut unterrichtet zu werden, weit besser, als dieß dermalen in manchen Stadtschulen geschieht. Nur der Unterricht in der Geographie war etwas mangelhaft und nicht gründlich. Ich kannte die fünf Welttheile und die vierzehn Kreise

des nagelneuen Königreiches Bayern und viele Städte in Bayern und in Deutschland und in Europa, hatte aber noch keine einzige in Wirklichkeit gesehen und noch keine auf einer Landkarte gesucht. Ueberhaupt wußte ich mit einer Landkarte nichts anzufangen.

Nachdem der Elementarunterricht zu Ende gegangen war, erhielt ich von einem Privatlehrer Vorunterricht im Latein und in den Gegenständen, die man in den Vorbereitungsklassen lernen muß. Eines Tages kam er auch auf die Geographie zu sprechen, brachte eine Landkarte auf den Tisch und begann diesen Unterricht. „Vor Allem mußt du wissen, wie man vor eine Landkarte hinsteht!" Das war das Erste, was er mir sagte. Dann sagte er mir die Namen der vier Himmelsgegenden, und daß ich jedesmal mit dem Gesichte nach Norden mich wenden müsse, wenn ich eine Landkarte anschaue und auf ihr etwas suchen wolle; denn die Landkarten seyen alle so gezeichnet, daß man nur von dieser Richtung aus die Himmelsgegenden, die Lage der Orte u. s. w. recht finden könne. Zur Rechten habe man dann den Osten, zur Linken den Westen und gerade aus den Norden, und im Rücken habe man den Süden. Ich begriff, daß damit wirklich was gewonnen sey, und weil ich im Rückweg bei meinem frühern Lehrer vorbeiging, so wollte ich ihm gleich meine neue Wissenschaft mittheilen. Das geschah aber in einer sehr unzarten Weise. Ich hab' es damals freilich nicht besser verstanden. „Wisset Ihr,

wie man vor eine Landkarte hinstehen muß, wenn man sich darin auskennen will?" So fragte ich meinen ehemaligen Lehrer, und meinte dabei, Wunder was zu sagen. „Nein," sagte er, „da hab' ich gewartet, bis du es mir sagen kannst," war seine Antwort, und als ich mich weiter erklärte, sagte er: „Das hab' ich schon gewußt, ehe du Hosen getragen." Das mag wohl seyn, dachte ich, aber gesagt hast du es uns nie. Und so ging ich fort. Allein damit war die Sache nicht zu Ende. Der beleidigte Lehrer war jetzt sehr übel über mich, über meine Naseweisheit und Einbildung zu sprechen, und ließ es nicht fehlen, meine Begegnung in Betreff der Landkartenfrage den Leuten zu erzählen. Das Empfindlichste dabei war mir, daß sich die Frage im Munde des landkartenunkundigen Volkes ganz sonderbar ausnahm, da es gar nicht begreifen konnte, was es mit der Art und Weise des Hinstehens vor eine Landkarte für eine Bewandtniß habe. Sehr oft mußte ich dann die mir recht zuwidere Frage hören: „Weißt du, wie man vor eine Landkarte h i n s t e h e n muß?" oder auch den Zuruf: „D e r weiß es, wie man vor eine Landkarte hinstehen muß!"

Das Schlimmste war, daß ich durch diese Erfahrung noch nicht gewitziget wurde. Im darauffolgenden Jahre kam mir an meinem Studienorte die Topographie meiner Heimath zur Hand. In derselben wird die Sorgfalt gerühmt, mit welcher meine Landsleute das Gras dörren und es vor Verderben bei einfallendem Regenwetter verwahren. Es werden

nämlich zu diesem Behufe in der langen Winterzeit, wenn die Hausväter den nothwendigen Vorrath von Holz und das in den Bergwiesen gewonnene Heu nach Hause gebracht und sonst gerade keine nothwendigen Arbeiten haben, kleine Stängelchen, etwa sechs Fuß hoch, so zugerichtet, daß man's in die Erde stecken und das Gras oder das halbgedorrte Heu daran hängen kann, wenn ein Regenwetter zu befürchten ist.

Die Stängelchen werden nach unten zugespitzt, an drei Stellen in gleichen Zwischenraümen durchbohrt und die Oeffnung gewöhnlich so in die Länge eingeschnitten, daß man flache Sprossen wie an einer Leiter hindurchstecken kann. An diese Sprossen, die zu beiden Seiten des Stängelchens gleichweit hinausstehen, und von denen der mittlere einen rechten Winkel mit den beiden andern bildet, wird das Gras in kleinen Büscheln aufgehängt, nachdem die sehr einfache Maschine in die Erde eingesenkt und befestiget ist. So ein mit drei Sprossen oder Schwingen durchzogenes Stängelchen nennt man in jenen Gegenden einen Hoizen. Ist das Skelet mit Gras umhüllt, so hat es denselben Namen. Das Gras oder das halbdürre Heu verliert nun, wo es in dieser Weise aufgehängt ist, weder seine Farbe noch seinen guten Geruch, wenn auch ein Regenwetter von mehreren Tagen einfallen sollte. Nur die oberste Decke des Hoizens wird etwas röthlich, und darum hat eine Wiese, auf der bei längerandauerndem Regenwetter viele solche Hoizen stehen,

ganz das Aussehen, als stünde da ein ganzes Regiment Kapuziner. Das Alles wird in der genannten Topographie ausführlich beschrieben und zugleich angegeben, der rechte Name für diese Hoizen sey eigentlich „Heuzähne,“ weil man an sie, gleichsam wie an Zähne eines Rades, das Heu hänge.

Diese nagelneue Aufklärung freute mich ungemein, und das Erste, was ich bei meinem Besuche des ehemaligen Lehrers vorbrachte, war die Frage: „Ob er auch wisse, wie man Hoizen gut deutsch schreibe?“ Das wußte er aber nicht und die Frage muß ihn wieder sehr verdrossen haben; denn alsobald war im ganzen Orte das Gerede verbreitet, der einfältige Student, der jetzt kaum ein Jahr lang von Stall und Acker und Wiese entfernt sey, wolle schon nicht mehr wissen, wie man die Hoizen heiße. Er habe den Lehrer gefragt, wie man diese Dinge nenne.

Das ist nun freilich nicht wahr gewesen und kann nicht als edle Rache des beleidigten Lehrers angesehen werden. Mir aber war es sehr verdrießlich, wenn man nach vielen Jahren wieder die Frage an mich stellte, ob ich jetzt wieder wisse, wie man die Dinge heiße, an die man das Gras und das halbdürre Heu beim Regenwetter aufhänge. Allein den Gewinn hat mir diese Erfahrung gebracht, daß ich in meinen Reden und in Mittheilung meiner sehr winzigen Wissenschaften behutsamer wurde; und ich wünschte nur, daß dieß immer mit noch größerer

Sorgfalt und Behutsamkeit geschehen wäre; denn die meisten Menschen können nicht viel fassen und noch weniger tragen.

* * *

Die daraus zu ziehende Lehre für junge Leute ist diese, sie sollen für's Erste nicht großsprechen, sintemalen ihr Wissen denn doch immer sehr klein ist, und sie sollen immer denken, Andere wissen das schon lange, was sie wissen, und darum lieber auf Fragen Antwort geben, wenn sie es können, als selber Fragen stellen, die nur immer den Anschein haben, als wollten sie das Wissen Anderer prüfen.

Die zweite Lehre aber ist diese, sie sollen sich nur einmal über's Eis führen lassen, wenn sie es nicht vorziehen, durch fremde Erfahrung klug zu werden.

Auch Lehrer und Erzieher könnten sich daraus etwas abnehmen für sich selber, und ein Theil davon wäre dieß, daß sie ihre Empfindlichkeit unterdrücken oder ihr wenigstens nicht so viel Raum geben sollten, daß sie ungerecht werden gegen ihre Zöglinge und sie in was immer für einer Weise verschreit machen.

28.

Wie Einer an der ersten Lüge erstickt ist.

Von einem Menschen, der im Lügen einige Fertigkeit gewonnen hat, so daß er nicht leicht in Verlegenheit kommt, sondern jedes Loch, das er durch eine Lüge gerissen, sogleich wieder durch eine andere zu decken versteht — von so einem Menschen sagt man in einer gewissen Gegend des künftigen Deutschlands: Der ist an der ersten Lüge nicht erstickt. Der Fall aber, in dem Einer an der ersten Lüge erstickt ist, kommt sehr selten vor, und wo es vorkommt, darf man dieses Ersticken nicht im buchstäblichen Sinne nehmen; sondern man muß darunter nur verstehen, daß ein solcher Mensch für die Zukunft keinen Lebensmuth und keinen Athem für's Lügen mehr gehabt habe, wie dieses in nachstehender Erzählung anschaulich gemacht werden soll.

„In meinen Kinderjahren hatte ich, wie ich's jetzt in meinen alten Tagen noch habe, eine außerordentliche Freude an den Singvögeln. Ich kannte alle Sänger des Frühlings an ihrem Gesange, und weil ich ein sehr gutes Auge hatte, auch an ihrem Gefieder. Ich konnte Stundenlange einem Vögelein zuschauen und zuhören, und vergaß über dieser Vogelliebhaberei oft, die mir aufgetragene Arbeit gehörig zu verrichten, was jedesmal eine Portion Schläge eintrug. Allmählig gesellte sich zu dieser einfachen und reinen Vogelfreundschaft noch ein anderes

Interesse,

Interesse, das mir meine Freude leicht hätte ganz verderben können. Ich hatte nämlich erfahren, daß man einzelne dieser Freisänger auch in Zimmer und Käfige einsperre, um das Vergnügen, das ihr Gesang und ihr Anblick gewährt, näher und müheloß zu genießen, und daß Leute, die dieses wünschen, so einen Sänger oft sehr theuer bezahlen. Für eine Drossel, die im Käfige fleißig und schön sang, bezahlte man zwei bis drei Kronenthaler. Diese Kunde erweckte in mir die Lust, mich zum Häscher und Schergen dieser unschuldigen Bewohner der Luft und des Waldes anzubieten — aus Verlangen nach Kronenthalern. Einst entdeckte mir eines Nachbars Sohn, er wisse ein Drossel-Nest, und die jungen Drosseln seyen bereits reif zum Ausfluge. Er wolle mir's zeigen, wenn ich den Erlös für dieselben mit ihm theilen würde. Ich lief sogleich zu einem Vogelabrichter und Vogelhändler, und bot ihm das Drosselnest an. Dieser hatte eben selber zwei solcher Nester ausgenommen und wollte von dem Ankaufe eines dritten nicht viel wissen. Da diese erste Spekulation so übel ausgefallen war und da noch außerdem ein inneres Widerstreben vor solch einem Vogelverkäufergeschäfte mich zurückschreckte, ließ ich die Sache beruhen und die flüggen jungen Drosseln ausfliegen, ohne mich weiter um sie zu kümmern. Des Nachbars Sohn war dessen auch zufrieden, weil nirgend ein Gewinn herausschaute.

Ungefähr vierzehn Tage später traf mich der Vogelhändler und fragte mich nach dem Drosselneste,

mit dem Bedeuten, jetzt würde er's gut bezahlen. Ich weiß nicht mehr, wie mir dabei zu Muthe gewesen; aber das weiß ich, daß ich in Verlegenheit war. Ich schämte mich, dem Vogelhändler zu sagen, ich hätte die Drosseln ausfliegen lassen, denn das hätte er mir für Sünde angerechnet und dazu mich noch einen dummen Kerl gescholten. Und doch wäre dieß das Einfachste gewesen, was ich sagen konnte, wie ich auch nach meinem Gewissen in Betreff des Nestes nichts Besseres hatte thun können. In der Verlegenheit und aus Uebereilung, vielleicht auch den alten Vogelhäscher zu ärgern, sagte ich ihm: „Ich hab's schon gut angebracht, Herr N. hat mir's gut bezahlt." Zufällig war der Vogelhäscher gut Freund mit Herrn N. und wußte um dessen ganzen Vogelstand. „Wie magst du mich doch so anlügen," entgegnete er mir, „Herr N. hat kein Drosselnest weder von dir, noch von jemand Andern bekommen. Geh' nur, und lüg' nie mehr einen alten Mann und auch sonst keinen Menschen an." Um meine Beschämung vollkommen zu machen, hielt er mir einige Tage später, als er mit Herrn N. mich zufällig traf, meine Lüge nochmal vor, und ich erhielt auch von Herrn N. die Versicherung, daß ich gelogen hätte, was ich freilich selber schon recht gut wußte.

Ich hatte lange zu thun, des Aergers und Verdrusses über diese Lüge und über die Entdeckung derselben los zu werden; und der Anblick des alten Vogelhäschers war mir jedesmal eine Verkündigung des achten Gebotes unter Donner und Blitz.

Dieses Erlebniß benahm mir nicht allein alle Lust am Lügen, sondern zugleich am Vogelfang und am Vogelhandel. Der rücksichtslose Aufdecker meiner Lüge ward mir mit seinem ganzen Geschäfte ein abschreckendes Ding, und ich hätte immer gefürchtet, mit ihm wieder zusammen zu stoßen, wenn ich auf seinen Wegen gegangen wäre. Uebrigens lernte ich allmählig einsehen, daß er mir keinen bessern Dienst hätte erweisen können.

Jetzt kehrte denn auch wieder die erste reine Freude an den Vögeln des Himmels und an ihrem herzerfüllenden Gesang zurück in die jugendliche Brust; und diese Freude heilte allmählig die Wunde vollkommen, welche der versuchte Vogelhandel geschlagen hatte.

Das Ganze aber hatte auch die Wirkung, daß ich aus den spätern Jahren mich keines ähnlichen Vorfalles mehr erinnern kann, nämlich daß mir eine mit Wissen und Willen ausgesprochene Unwahrheit Verdruß und Aerger gemacht hätte. Und somit meine ich, der Lügner in mir hätte beim ersten Versuch einen Schlag gekriegt, der ihm Schwindsucht verursachte, an der er, so Gott will, ganz absterben wird, ehe ich mein zeitlich Leben ende."

Lehre: Glückselig das Kind, das an der ersten Lüge erstickt.

29.

Wie ein Kind bereits zur Gottlosigkeit verführt, durch die fromme Mutter aber wieder zurecht gebracht wird.

Man beachtet gewöhnlich viel zu wenig, welch einen verderblichen Einfluß böse Reden erwachsener Personen auf Kinder üben, sobald dieselben einmal nur ein wenig etwas verstehen. Darüber mag nachstehende Erzählung in einem ganz besondern, weniger beachteten Falle Licht geben.

„In meiner Heimath und im ganzen Dorfe, zu dem meine Heimath gehörte, hatte man zur Zeit meines Aufwachsens keine Pferde, und ich meine, man hat auch jetzt noch keine. Statt der Pferde gebrauchte man in den meisten Haüsern die Kühe zum Einführen des Heues und zum Ausführen des Düngers. Die ganz kleinen Kleinhaüsler gebrauchten auch nicht einmal die Kühe, sondern sie trugen das Heu entweder in Bürden auf dem Kopfe und auf den Schultern in die Scheunen, oder sie zogen es auf zweiräderigen Karren nach Hause. Den Dünger zogen sie im Winter auf Handschlitten in ihren Antheil von Grasfeld; und so bedurften sie keines weitern Fuhrwerkes. Die größern Gutsbesitzer hatten neben ihren vier oder fünf Kühen auch noch einiges Stiervieh von verschiedenem Alter. Die ältesten waren etwa drei bis vier Jahre und von den vierjährigen ging es dann herunter bis auf die ein-

jährigen. Es waren immer zwei Stiere gleichjährig, und sobald das zweite Jahr vorüber war, wurden die gar winzigen Zugthiere schon in's Joch gespannt, und es sah manchmal fast aus, als wollte man mit Katzen fuhrwerken. Diese sehr jungen Zugochsen stellten sich im Anfange auch immer recht ungeberdig und widerspenstig, und es hatte oft große Noth, sie zur Ordnung zu bringen.

Am leichtesten brachte man sie zur Ordnung, wenn man sie zwischen den dreijährigen und den vierjährigen in der Mitte an den Pflug spannte. Das geschah auch wirklich bei den genannten großen Gutsbesitzern, die außer ihren Grasfeldern immer auch einige Aecker mit Getreide, vorzüglich mit Haber anbauten.

Einmal im Frühlinge nun, ich weiß nicht, wie es gekommen, konnte man in meiner Heimath mit der eigenen Mähne nicht ackern, man mußte fremdes Gespann miethen, um die zwei oder drei Tagwerke zu pflügen. Der Wirth aus dem benachbarten Dorfe, der Pferde hatte, half in dieser Noth aus und schickte seinen Knecht sammt seinen Pferden zur Aushülfe. Es war der nämliche Knecht, der eine gar so außerordentliche Vorahnungsgabe in Hinsicht auf die Witterung hatte. Er hat nämlich öfters selbst gesagt, es müsse bald schlecht Wetter werden, denn er sey schon lange Zeit gar so faul. Statt dieser unbestimmten Zahl haben dann Andere sogleich eine bestimmte Zahl gesetzt, und da ist's denn sprichwörtlich geworden: „Es muß schlecht Wetter werden, denn

ich bin schon seit 5 bis 6 Wochen her gar so faul, sagt Wirths Knecht." Natürlicherweise mußte dieser Mensch in Folge seiner Wetterahnungsgabe immer faul seyn, denn in einem Zeitraume von 5 bis 6 Wochen tritt, zumal im Gebirge, immer wieder ein Unwetter ein. Es muß wohl bei diesem Menschen an der Erziehung gefehlt haben; er hatte noch Mehreres an sich, das ihn sehr schlecht recommandirte.....

Das Alles war zu sehr Gegenstand des Spottes, als daß es hätte verführerisch seyn können. Aber etwas Anderes war wenigstens für mich an ihm verführerisch, und ich wundere mich noch, wie ich diesem Menschen auch nur einige Aufmerksamkeit schenken, ich will nicht sagen, ihn als Lehrmeister anerkennen mochte.

Als man das erste Tagwerk glücklich vollendet und wirklich mit vieler Anstrengung sehr viel gepflügt hatte, sagte der Wirthsknecht, als man eben zur Heimreise sich anschickte, in ganz höhnischem Tone: „Jetzt Gott Lob und Dank! sagen die Bauern, wenn sie sich halbtodt geschunden haben, als wenn sie es nicht selber gethan hätten."

Diese gottlose Rede des wetterahnenden Faullenzers, der freilich sich nicht geschunden, wohl aber die Pferde fest angetrieben hatte, muß bei mir Eingang gefunden haben. Es muß mir einigermaßen einleuchtend gewesen seyn, daß es thöricht sey, einem Andern für das zu danken, was man selber gethan. Ich kann mich an die Art und Weise der Aneignung dieses gottlosen Gedankens nicht mehr erinnern; aber

des Vorfalles erinnere ich mich noch recht gut, da meine Mutter mir diesen Gedanken wieder gründlich ausgetrieben hat.

Es war seit jenem Pflügen der Sommer vorübergegangen, und während desselben war auf demselben gepflügten Acker, auf welchem der Knecht die gottlose Rede gesprochen und ich sie aufgenommen hatte, der Haber gewachsen und gereist und abgeschnitten worden. Man hatte ihn in kleine Garben zusammengebunden und an großen Beugen im Acker zusammengelegt, damit er bei gutem Wetter noch einigemal auf dem Felde immer Paar und Paar aufgestellt und ganz gedörrt werden konnte. Wenn dieß geschehen ist, dann steht noch eine schwere Arbeit bevor, nämlich das Abmähen der Stoppeln. Es ist dieß jenes „Halm-Mähen,“ von dem die Bregenzer Wälderin gemeint hat, der Heiland müsse es auch gethan haben, wenn er etwas Namhaftes gelitten habe.

Ich war etwa im zwölften Jahre, hatte schon seit mehr als einem Jahre das Mähen versuchen müssen, hatte es bereits gelernt und mußte diesen Herbst auch schon an's Stoppeln-Mähen. Früh um vier Uhr waren wir an das saure Tagewerk gegangen; wir hatten etwas Butterbrod auf dem Wege zum Stoppelacker gegessen, damit wir nicht mit nüchternem Magen mähen mußten, und hatten dann in Gottes Namen zu mähen angefangen. Zwischen sieben und acht Uhr brachte man uns eine Pfanne voll Habermus in's Feld; man betete das Tischgebet und

setzte sich an einem Abhang, so gut sich's machte, um die Pfanne herum. Ich wollte auch essen, war aber, wie es mir beim Mähen fast immer geschah, zu müde, als daß ich hätte essen können. Nur etwas Milch konnte ich trinken und Brod dazu essen. Nachdem die Andern das Habermus gegessen und wir Alle das Tischgebet nach dem Essen gebetet hatten, stand man auf und setzte das saure Geschäft fort. Ich war schon recht müde und elend, schämte mich aber, es zu sagen, und mähte fort, so gut ich konnte, als wenn mir gar nichts fehlte.

Bis gegen Mittag waren wir endlich am östlichen Ende des Ackers angelangt; die Stoppeln waren alle abgemäht und wir schickten uns an zum Nachhausegehen. Alles war froh, daß die Sache zu Ende gegangen; ich war auch froh, daß ich nicht mehr mähen durfte, denn es kam mir am Ende bei jedem Streiche, mit dem ich wieder etliche Stoppeln niedermachte, vor, als müßte ich mir die Seele aus dem Leibe hinausschlagen. Ich weiß nicht, ob ich's noch länger ausgedauert hätte. Ich war recht böse darüber, daß man doch so viel ausstehen und leiden muß, und war unzufrieden, ich weiß nicht mit wem? Das hat sich aber bald gezeigt, mit wem ich unzufrieden war und woher meine böse Stimmung gekommen. Als nämlich meine liebe Mutter beim Fortgehen vom Acker recht froh und selig bald auf den abgemähten Acker hinsah, bald zum Himmel aufblickte, und das eine über's andere Mal ausrief: „Jetzt Gott Lob und Dank, daß auch dieß wieder

vorüber ist! Gott Lob und Dank für Alles!" jetzt erwachte die Widerspenstigkeit gegen den frommen Sinn der Mutter, und es regte sich ein Auflehnen gegen Gott im Innern, und ich erfrechte mich, der Mutter zu bedeuten; „wir hätten ja die Mühe gehabt und hätten genug ausgestanden. Ich wenigstens hätte nicht Lust, Jemanden dafür zu danken, daß ich mich so hätte schinden müssen."

Ich bemerkte sogleich, daß diese Rede der Mutter recht wehe that und daß sie sich eines Solchen zu mir nicht versehen hatte. Ganz befremdend blickte sie mich recht ernst an und sagte: „Du sagst so Etwas? Wie kannst du doch so Etwas denken? Mein Gott! was muß man doch erleben? So ein gottloser Gedanke ist mir nie in den Sinn gekommen! Wie doch jetzt die Kinder sind! Ich mag gar nicht mehr mit dir reden."

Ich hatte das böse Wort kaum ausgesprochen gehabt, so war's mir wie eine glühende Kohle auf's Herz gefallen, und ich denke, es hat auch das Gesicht vor Scham gebrannt. Die Mutter redete wirklich nichts mehr; aber ihr Schweigen war mir vernehmlicher und that mir mehr wehe als alles Reden mir gethan hätte. Ich konnte es bald nicht mehr aushalten. „So übel hab' ich's doch nicht gemeint, Mutter! ich bin recht müd und krank und es thut mir Alles weh! Und an den lieben Gott hab' ich nicht gedenkt." So fing ich mein Bekenntniß an. „Das ist eben der Fehler, daß du an Gott nicht gedenkt und ihm nicht gedankt und ihm die Mühseligkeit nicht

aufgeopfert hast.“ So redete jetzt die Mutter. „Ich hab' es wohl beim Mähen schon gemerkt, daß dir was fehlt, aber du hättest es sagen können; dazu hat man ja das Maul, daß man's sagt, wenn man etwas will. Du hast wohl auch am Morgen nicht recht gebetet, sonst wär' dir die Arbeit nicht so schwer gefallen. Aber das war eine böse Rede, und du verstehst es nicht einmal, wie böse sie gewesen. Hast du denn dem lieben Gott nicht zu danken, daß er dir das Leben und die geraden Glieder gegeben hat? Müssen wir ihm nicht danken, daß er uns den Haber hat wachsen lassen, und daß wir Haber und Stoppeln bereits eingewonnen haben? Sey doch gottesfürchtig und denke der Sache besser nach. Und laß in dir ja nie mehr einen so bösen Gedanken aufkommen.“

Ich war unterdessen recht mürbe geworden und alle Rebellion gegen Gott und aller Widerwille gegen die Frömmigkeit der Mutter war mir recht gründlich vergangen. Ich glaube zwar, daß so ein Rebell in jedem Menschen ist, und daß er in mir gewesen wäre, auch ohne jene Anregung des faulen Wetterpropheten; aber diesen Ausdruck und gerade dieses Gepräge hätte der Rebell ohne diese aüßere Anregung nicht gewonnen. Gott lohne es der guten Mutter in alle Ewigkeit, daß sie diesen Revolutionär so kräftig und geschickt bekämpft und so gründlich besiegt hat.“

* * *

Aus dieser Geschichte leuchtet vorerst ein die Geneigtheit und Verführbarkeit des Menschen zum Bösen. Wo vorher alle Mühe und Sorgfalt darauf verwendet war, das Gute und Rechte, und die Ehrfurcht vor dem Heiligen im Gemüthe zu pflanzen, wo die Umgebung nur Gutes zeigte und der ganze Haushalt auf Religiosität gegründet ward; selbst da konnte ein einziger, dahergelaufener Mensch, der in seinem ganzen Wesen und Leben nur Abstoßendes hatte, ein geneigtes Ohr finden und sein Wort konnte den Eingang in's Herz gewinnen, und das aufgenommene böse Wort wuchs auf und trug seiner Zeit die heillose Frucht, die aber zum Glücke noch vor ihrer vollendeten Reife herabgerissen und zertreten wurde.

Daraus leuchtet zweitens ein, daß es nicht hinreicht, das Böse als etwas recht Häßliches und den Bösen als das Abscheulichste von allem Abscheulichen darzustellen. Alles Böse außer dem Menschen hat eine geheime Alliançe mit der Begierlichkeit im Innern des Menschen, und harret nur der Gelegenheit, in der es diese geheime Verbindung zu einer offenbaren machen kann. Wo nicht beständig gewacht und verhütet wird, daß eine solche Gelegenheit nicht Anlaß zum Falle werde; da ist der Bund der Seele mit der Sünde geschlossen, wo man es am wenigsten für möglich gehalten hätte.

Wir sehen hier aber auch drittens, welch eine verführerische Macht das Böse dem nicht befestigten Guten gegenüber, und zwar eben darum hat, weil

es mit der scharfsinnigsten Ueberlegung und mit berechnender Klugheit wirkt. Hätte der böse Knecht dem Knaben geradehin gesagt: „Der Mensch hat sich nichts zu kümmern um seinen Gott, denn er kümmert sich auch nicht um ihn; er hat Ihm nichts zu danken, denn Er gibt dem Menschen nichts;“ so hätte dieß den Knaben sicherlich empört und keinen weitern Einfluß auf ihn geaüßert, als daß der Knabe darüber ärgerlich geworden wäre. So aber, in ganz concreter Weise, die Sache anzupacken, so allmählig den Menschen zur Empörung gegen seinen Gott zu verleiten, das versteht nur derjenige, der auf demselben Wege die Stammeltern verführt hat, und der alle seine Diener mit derselben gottlosen Verschmitztheit ausrüstet. Wahrlich die Kinder des Lichtes könnten von ihm lernen, und sollten es ihm ablernen, die ihnen Uebergebenen in der Wahrheit und in der Gottesfurcht und im Gottvertrauen festzugründen und zu fördern!

Es muß uns endlich viertens auch einleuchten, daß es nicht hinreicht, die Kinder nur vom Irrthume und von der Sünde verwahren zu wollen, wenn man sie nicht zugleich in der Wahrheit unterrichtet und zur Gottseligkeit anleitet. Alles Bekämpfen und Widerlegen des Irrthums hilft durchaus nichts, so lange nicht die Wahrheit gelehrt und Liebe zur Wahrheit dem Herzen eingepflanzt wird. Diese Unterweisung in der Wahrheit muß immer das Erste und das Letzte seyn, und jeder Anlaß zur Bekämpfung eines Irrthumes muß zugleich eine Aufforderung zur

Begründung in der Wahrheit seyn. Eben so reicht die Entfernung der Gelegenheiten zur Sünde nicht hin, einen Menschen gut zu machen, wenn er nicht fortwährend veranlaßt wird, in dem sich zu üben, was gut und Gott wohlgefällig ist. Der Mensch kann, wenn er einmal zum Selbstbewußtseyn und zur Selbstthätigkeit gelangt ist, eben so wenig ohne Gedanken wie ohne Thätigkeit seyn, außer er schlafe. Beschäftiget er sich in seinen Gedanken nicht mit Gottes Gedanken, so muß er dem Gottwidrigen sich zuwenden und Höllengedanken denken. Und dazu wird er beständig angeregt von demjenigen, der umhergeht und sucht, wen er verschlinge. Und thut der Mensch nicht, was er seiner von Gott geordneten Stellung gemäß thun soll; so thut er Gottwidriges, und ist er unthätig, so handelt er eben dadurch wider Gott und sein heiliges Gebot, das ihm befiehlt, im Schweiße seines Angesichts sein Brod zu essen, bis er wieder zur Erde wird. Und die Unthätigkeit, der Müßiggang wird für ihn der Anfang und die reichliche Saat vieler bösen Werke seyn.

Also positive Pflege der positiven Wahrheit und positive Erziehung zur positiven Tugend; denn ein bloß negatives Gutseyn hat eben so wenig Werth, als das bloße Nichtvorhandenseyn des Irrthums, d. h. die reine Unwissenheit.

30.

Ein bitteres Kraut, das gründlich heilte.

Wären wir im Stande, das Ineinandergreifen unserer Schicksale und unserer Handlungen, und die über Beiden waltende Vorsehung überall recht zu erkennen; so würden wir eben so wenig über Unglück und Elend klagen und überhaupt unzufrieden seyn können, wie wir es für eine Thorheit hielten, über unser leibliches Wachsthum klagen zu wollen und wie wir es als Unverstand erklären, wenn der Kranke dem Arzt böse seyn will wegen der bittern Arznei. Dafür mag nachstehende Erzählung einen Beleg geben.

„Meine Eltern hatten ein recht mühseliges Leben. Sie hatten das Anwesen sehr verschuldet übernehmen und den Großeltern einen bedeutenden Austrag verabreichen müssen. Dazu kamen noch die vielen Einquartierungen in den ersten zehn Jahren dieses Jahrhunderts, und die Kriegssteuern und die Entschädigungen und Strafgelder wegen der Insurrection. Der einzige Gewinn vom Gute wurde aus der Viehzucht gezogen, und der reichte kaum hin zur Bezahlung der Steuern und Abgaben und zur Entrichtung der laufenden Zinsen. Das Leben fristete man von den damals wohl gerathenen Kartoffeln, vom erbauten Haber und von der von vier Kühen gewonnenen, eben ausreichenden Milch. Gerste und Waizen ward wenig angebaut, weil der Boden nicht recht dafür paßte und weil die Lage zu winterhäftig war. Oft

lagen die Schneemassen bis mitten in den Mai hinein auf den Feldern. Oft hurnigelte es schon in Mitte des Septembers. Nicht selten mußte man den Haber zum Theil unreif erst nach wieder geschmolzenem Schnee schneiden und in der Stube am Ofen dörren, öfters die Erdäpfel unter Schneegestöber herausgraben.

Der einzige Verdienst war damals in meiner Heimath die Leinwandweberei. Zur Zeit, da meine Eltern ihr Hauswesen anfingen, war dieß noch ein guter Verdienst. Meine Mutter konnte manche Woche am Webestuhl sechs Gulden verdienen, wenn man nämlich den Verdienst des Spuhlenden und des beim Schlichten Mithelfenden dazu rechnet. In jener Gegend webten damals vorzüglich die Weibsleute. Man meinte, es verstehe sich von selbst, daß eine Weibsperson weben könne. Wenn ein Bursche sich eine Hausfrau suchte und es wurde ihm eine empfohlen, die in allen Stücken recht war, so sagte er zuletzt nur noch: „Aber sie kann doch auch wirken" (weben)? Wäre das nicht gewesen, so wäre es wohl nicht zu einer Heirath gekommen.

Mittelst dieses Verdienstes war man in den Stand gesetzt, alle Jahre etwas von den verzinslichen Schulden abzubezahlen, nachdem es einmal mit den Kriegssteuern ein Ende genommen hatte. Zahlte man nicht hundert Gulden ab, so legte man die fünfzig oder siebenzig Gulden, die man erspart hatte, zurück, und bezahlte im nächsten Jahre wieder die runde Summe von hundert Gulden. — So hatte

man bereits alle Schulden getilgt bis auf die vier oder fünfhundert Gulden, die man der Base schuldete; denn nach dem Tode des Großvaters war bei der Theilung meinen Eltern gerade so viel zugefallen, als sie bisher ihm noch schuldig gewesen waren. Zudem fiel jetzt auch der Austrag weg, und meine Eltern konnten sich etwas freier bewegen. Ich glaube nicht, daß sie den Rückfall des Austrages für einen Gewinn gehalten; denn in jener Gegend ist es in allen christlichen Familien als ein Segen angesehen, wenn man den Eltern oder Großeltern einen Austrag verabreichen kann. Es komme das an die Eltern Gegebene auf andern Seiten vielfältig wieder herein, glauben die glaübigen Leute mit allem Rechte.

Wir waren acht Kinder, alle gesund und frisch, und darum sämmtlich bei gutem Appetite, der mit Ausnahme der Kirchweih und des Faschingsonntages nie vollkommen gestillt wurde. Man verwendete uns von frühester Zeit an zu Hausarbeiten, und bald auch zu Feldarbeiten mehr, als zu leisten war. Die Kleidung war damals noch so einfach, daß man's jetzt gar nicht mehr glauben könnte. Ehe wir in die Schule gehen mußten, bekamen wir keine Schuhe an die Füße, es sey denn, daß wir zerrissene, abgelegte vom Vater oder von der Mutter irgend in einem Winkel hinter der Hausthüre erwischten und in denselben uns auch im Winter vor die Thüre hinaus wagten. Ich meinte wirklich, Schule und Schuhe stünden in einer nähern Beziehung zu einander, und das Eine wäre vom Andern abgeleitet.

Bei

Bei dieser Einfachheit in Nahrung und Kleidung konnte man denn selbst bei der großen Anzahl von täglich dreimal am Tische Essenden doch so haushalten, daß man immer noch etwas vorwärts kam. Schon waren wieder einmal hundert Gulden beisammen, und weil die Base das Geld nicht zurückerhalten wollte, so mußten sie auswärtig auf Zins angelegt werden. Das war ein neues Geschäft für den Vater. Es machte ihm aber nicht viel Mühe; denn gleich, als hätte der Kukuk es verrathen, kam eine Base, die im nahen Städtlein hauste und nicht bloß hundert Gulden, sondern zugleich auch einen Bürgen für noch 300 Gulden brauchen konnte. Dazu wäre mein Vater gerade der rechte Mann, meinte sie; und mein Vater gab wirklich das Geld her und stand zugleich als Bürge ein. Er sah es fast als eine Ehrensache an, der Base auszuhelfen und er dachte an keine Gefahr. Hatte ja die Base eine Schlossergerechtsame, ein eigenes Haus; ihr Mann hatte guten Verdienst und war ein tüchtiger Arbeiter, und dazu bekamen diese Leute alle Jahre noch anders woher ziemlich viel Geld.

Diese Base war nämlich früher in einer größern Stadt gewesen, wo sie Anfangs als Kammermädchen gedient und dann allmählig zur Dame sich erschwungen hatte. Sie sey verheirathet an den Herrn von P. und sey unaussprechlich glücklich, hatte sie ihren Eltern und Geschwistern vorgemacht; und diese und noch viele andere Leute, die es eben nicht besser verstanden, hatten es ihr geglaubt. Sie hatte in jener

Zeit ihres unaussprechlichen Glückes ihren armen Eltern manche Unterstützung zugesendet, wie sie denn überhaupt nie ganz ruchlos und gefühllos geworden war. So weit war sie freilich gekommen in ihrem Hochmuth und in ihrer Eitelkeit, daß sie Schande von ihrer Mutter aussagte, um einer vornehmern Abkunft sich rühmen zu können. Diese Aussage war aber die abscheulichste Verlaümdung. Ihre Mütter hatte indessen an ihrer Verkümmerung viel weniger Schuld als ihr Vater. Dieser hatte das zehnjährige und zwölfjährige Mädchen schon in alle Wirthshaüser und an alle Spieltische mitgenommen und damit großgethan, bis das Kind schon mehr als halbverdorben und bis sein Gut ganz verloren war.

Nachdem sie etliche Jahre die vornehme Dame gespielt hatte, kam sie auf einmal mit einem siebenjährigen Knaben und mit einem sechsjährigen Mädchen in das ihrer Heimath nahegelegene Städtlein. Sie lebte eine Zeit lang für sich; die Kinder besuchten die Schule und führten wirklich adelige Namen. Allein dieser adeligen Namen ungeachtet war die Mutter sammt den Kindern nirgend geachtet; man nannte sie nur die Taignoblesse und die Nudelmadam, und die Verwandten schämten sich ihrer. Das war ihr denn doch nicht recht und sie wollte recht gerne sich dazu verstehen, ein bürgerliches Hauswesen anzufangen, und, nachdem offenbar am Tage lag, daß kein eheliches Band sie an den Vater ihrer Kinder knüpfte und daß er gar nicht im Stande sey, sie durch Verehelichung wieder zu Ehren zu bringen, nach-

dem er sie entehrt hatte; so wollte sie gern einen Handwerksmann heirathen, wenn sie nur einen bekäme. Sie hatte etliche hundert Gulden mitgebracht, die sie in die Ehe legen konnte, und für ihre Kinder erhielt sie alle Jahre eine bedeutende Summe. Das ward denn nicht verachtet in jener armen Zeit und in jener armen Gegend. Ein junger Mann, der schon mehrere Jahre als Gesell und dann als Geschäftsführer bei einer alten Schlosserswittwe gearbeitet hatte, wünschte endlich selber ein Hauswesen anzufangen, und meinte, die Mutter der zwei adeligen Kinder wäre gerade keine zu verachtende Partie für ihn. Sie war es auch wohl zufrieden, bürgerliche Schlossersfrau zu werden, nachdem sie früher recht viel und dann eine Zeit lang gar nichts gewesen war. In der ersten Zeit nach ihrer Verehelichung ging es ganz gut. Schon wollte man sich wundern, wie sich die Dame so in die bürgerlichen Verhältnisse finden und arbeiten könne, und wie der junge Schlossermeister so gut mit ihr auszukommen vermöge. Mein Vater, den sie unter allen Verwandten am meisten zu lieben schien und mit einer gewissen Auszeichnung behandelte, glaubte wirklich, es stehe Alles gut und war in vielen Stücken hülfreich. Meine Mutter wurde auch mit in's Spiel gezogen, sie mußte einkehren bei der Base, wenn sie in's Städtlein in die Kirche ging, und sich wärmen in der netten, saubern Stube, wenn sie aus der Kirche kam; und wenn sie in der Frühe war zur Beicht und Communion gegangen, durfte sie nie mehr nüchtern nach Hause gehen. Da ward jedes-

mal Kaffee bereitet, den sie mit der Base und mit dem Schlossermeister trinken mußte.

So kam es, daß auch die Mutter nichts dagegen hatte, als die Base Geld und Bürgschaft wünschte; denn da könne doch nichts verloren seyn, meinte sie. Ich weiß nicht, ob das ungewohnte Glück, von Jemanden, den sie unter die Vornehmern zählte, so freundlich behandelt zu werden, die gute Mutter eben so wie den Vater etwas geblendet hat, und ob sie nicht sich ein Bischen was darauf zu Gute thaten, den übrigen Verwandten so sichtlich vorgezogen zu werden. Dem sey wie ihm wolle; sie mußten Beide diese Auszeichnung und Bewirthung theuer genug bezahlen. Schon im zweiten Jahre ging's beim bürgerlichen Vetter mit der vornehmen Frau schon nicht mehr recht; man sagte, er möge nicht mehr daheim seyn, er könne es bei dem bösen Weibe nicht aushalten, und sitze viel im Wirthshause, wo er seinen Verdruß und sein Geld vertrinke und sein Geschäft vernachlässige. Wenn die Mutter am Sonntag vor dem Pfarrgottesdienste, nachdem sie in aller Früh gebeichtet und communicirt hatte, zum Frühstück kam, war der Vetter gewöhnlich nicht mehr dabei und war sehr unwirsch, wenn er sich sehen ließ. Das wollte der Mutter schon nicht mehr gefallen, und sie fing bald an, das Haus zu meiden und wieder nüchtern nach Hause zu gehen an ihren Communiontagen. Der Vater hörte auch allerlei und nichts Gutes, und es war ihm leid um die Base und bang um die hundert geliehenen und dreihundert verbürgten Gulden.

Auf einmal kam's beim Vetter Schlosser zur Gant und man sah einem Verluste entgegen. Anfangs meinte man, es könnten so gegen fünfzig Gulden verloren seyn, und da jammerte man schon sehr; denn das war in jener Zeit in meiner Heimath eine ungeheuere Summe, an der eines ganzen Jahres Schweißtropfen hingen. Allein diese Buße wäre zu gering gewesen, so schwer sie auch Anfangs scheinen mochte. Die Base war während des Gantverfahrens und schon etwas vorher krank geworden, und hatte dem Arzte gesagt, er sollte nichts sparen und die Apotheke sollte alle kostbarsten Heilmittel bereit halten, damit sie wieder gesund werden könnte. Das hat sich der Arzt und der Apotheker gemerkt, und die Beiden haben ihre Conto's bei Gericht eingereicht und miteinander vom Gerichte gegen 150 Gulden für Mühen und Medizinen erhalten. Das mußte mein Vater auch noch büßen. So wurde es ihm angekündet, als das Gantverfahren zu Ende war und das Ergebniß den Glaubigern eröffnet wurde. So waren denn die hergeliehenen hundert Gulden dahin, und von den dreihundert, für die der Vater gutgestanden, waren auch noch hundert Gulden im Verluste.

Meinem Vater war unaussprechlich bang, als er dieß Ergebniß der Gant erfuhr; er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, und wußte nicht, wohin er gehen sollte. War es der Mutter schon so entsetzlich vorgekommen, als man den Verlust der 50 Gulden als etwas Ausgemachtes ansah — was wird sie jetzt

sagen? — Wie soll er ihr's beibringen? Wie soll er sie trösten?

In dieser Noth ging er zuerst auf den Kalvarienberg und betete da, als wäre es Charwoche; denn ihm war wirklich nicht anders. Den sauren Schweiß von drei oder vier Jahren so elend verloren sehen und dabei noch haüslichen Unfrieden fürchten müssen — das ist für einen arbeitsamen Ehemann etwas Schreckliches. Es war ihm nicht möglich, zu beten; er konnte nur weinen und jammern; und da ihn Niemand störte und hörte weit und breit, betete und jammerte er nach Herzensdrang. Vormittag hatte man ihm die Sentenz eröffnet. Er konnte an kein Mittagessen denken, und nach Hause wollte er nicht vor Nacht. Nachdem er eine gute Zeit am Fuße des Kreuzes gekniet und gejammert hatte, ging er wieder den Berg hinunter und auf den Gottesacker, der auf der entgegengesetzten Seite des Städtchens ist. Da hatte er früher manche Stunde im Gebete zugebracht; aber nie war ihm so schwer gewesen, wie heute. Da hatte man wenige Monate vorher seinen Vater begraben, dem die Händel mit dem vornehmen Weib nie recht gewesen waren. „Es geht dir noch schlechter mit ihr, als mir mit ihrem Vater, meinem Schwager, gegangen," hatte er öfters gesagt: „Das sind keine Hausleute. Mit solchen Leuten muß man sich nicht einlassen, sie bringen Einen um's Geld und am Ende noch um den Frieden. Ich weiß, wie er mein Weib selig, die seine Schwester war, oft aufgehetzt hat. Zum Glück war

sie gescheiter als er. Mach' dich von diesen Leuten los." Das kam dem Vater jetzt Alles in den Sinn, und er hatte sich Manches vorzuwerfen. „Es hatte ihm gar so wohl gethan, wenn er bei der Base sich wärmen konnte, und wenn sie ihm eine Maß weißes Bier oder etwa gar eine Halbe braunes aus dem Wirthshause holen ließ, und während er's trank so freundlich mit ihm redete. Er hatte sie nie für so böse halten können; und wenn sie auch früher gefehlt hat, so weiß Gott, was Alles dabei Mitschuld gewesen. Bei all dem war er von Natur aus sehr mitleidig. Allein er hätte sich besser in Acht nehmen können und sollen; das wäre er der Mutter und den vielen Kindern schuldig gewesen." Solche Gedanken beschäftigten ihn auf dem Gottesacker und im lieben Kirchlein drinnen. Er konnte keine Ausgleichung, keine Ruhe finden; er war sich selber nicht gescheit genug. Auf's Heimgehen war ihm unaussprechlich bang. Die Zeit, in der er nach Hause kommen wollte, war auch noch nicht da. Auf einmal fuhr's ihm wie ein Blitz durch seine Seele: „Geh' zum Pater Fidelis in's Kloster." Ja das will ich, dachte er; der hat mir schon hundertmal Rath gegeben, und es ist immer am Besten gegangen, wenn ich nach seinem Rathe ging. Obwohl nicht gewohnt, im Nachmittag beim Pater sich zu melden, ging er doch hin, sagte zum freundlichen Portner, der ihn sehr gut kannte und sich wunderte, so spät Abends ihn noch im Kloster zu sehen, „er hätte mit Pater Fidelis noch etwas zu reden." Er wurde sogleich in

die Zelle des freundlichen Klostermannes geführt, der über sein Kommen und über sein betrübtes Aussehen nicht wenig erstaunte. „Was ist doch geschehen?“ fragte er mit inniger Theilnahme. Der Vater erzählte, wie er 200 Gulden elend verloren habe und sich jetzt kaum getraue, heimzugehen. „Das ist doch nur was Zeitliches,“ sagte der Pater, „ihr habt ja in Ehren und Frieden gelebt, ehe ihr die 200 Gulden erhaust hattet, und werdet auch jetzt wieder in Ehren und Frieden leben können, nachdem ihr's verloren habt. Wäre es nicht zehnmal ärger, wenn das Feuer euch um's Haus gebracht, oder wenn der Tod euch euer Weib geraubt hätte? Ihr müßt die Sache vernünftig nehmen.“ „Ja es ist nicht bloß ein Zeitliches,“ entgegnete der Vater; „ich fürchte mehr die Vorwürfe und den Unfrieden daheim, als mir der Verlust wehe thut. Ich kann's dem Weibe gar nicht sagen, wie schlimm es gegangen ist.“ „Das Weib wird doch auch vernünftig seyn, und wird einsehen, daß ihr bei der Sache die wenigste Schuld habt. Geht heim und saget gleich Alles und saget es in aller Wahrheit, und verschweiget keinen Heller; und wenn das Weib recht jammert, so saget: „Es ist noch nicht Alles verloren. Ich bin noch am Leben und du bist auch noch am Leben, und wir Beide und alle unsere Kinder sind gesund. Und bei gesundem Leibe können wir Alle wieder arbeiten und etwas verdienen, und Gott der Herr wird seinen Segen dazu geben, wenn wir ihn darum bitten. Und dann nehmet es euch ernstlich vor, selber euch

etwas abzusparen am eigenen Munde, wobei ihr in vielen Jahren auch wieder einen großen Theil der verlornen Summe zusammenbringen könnt. Und das versprechet dem Weibe auch, und dann betet mit ihr und schlafet im Gottes Namen ruhig nach diesem trübseligen Tage. Ich brauch' euch nicht zu sagen, daß ihr in Zukunft beim Ausleihen und beim Bürgschaftleisten vorsichtiger seyn sollt. Jetzt gehet in Gottes Namen nach Hause und gehet sonst nirgend mehr hin!"

Der Vater ging beruhiget fort. „Es ist doch nur was Zeitliches!" dieß Wort kam ihm immer wieder. „Und da kann ich selber noch Vieles vergüten mit Gottes Segen, daß meine Kinder durch meine Ungeschicklichkeit nicht leiden und nichts entbehren dürfen." Auf diesen Gedanken, der ihm vorher gar nicht gekommen war, hatte ihn der Pater gebracht, und dieß machte ihm viel Trost. Er rechnete nach, wie viel er zusammenbringe in einem einzigen Jahr, wenn er am Sonntag gar nie mehr in's Wirthshaus gehe, und wenn er auch nicht mehr im Städtlein einkehre am Garn- und Leinwand-Markt. Er fand bald, daß selbst diese Ersparung, so wenig es auch sey, in zehn Jahren doch schon mehr als die Hälfte des erlittenen Verlustes ausmachen würde. Auch das wollte er seinem Weibe sagen und damit sie trösten.

Mit klopfendem Herzen nahte er sich seinem Hause. Wir hatten eben die Brennsuppe von Habermehl gegessen und etliche Erdäpfel dazu; die übrigen

hatten wir geschält, damit man sie koche für den kommenden Tag, und die Mutter war eben daran, die geschälten Erdäpfel zu schnitzen. „Habt ihr schon auf Nacht gebetet?“ fragte der Vater, sobald er sein „Gelobt sey Jesus Christus!“ gesagt und wir unser „in Ewigkeit!“ erwidert hatten. „Nein,“ sagte die Mutter, „wir wollten eben daran, denn wir sind jetzt gerade fertig geworden.“ „Dann wollen wir gleich beten,“ entgegnete der Vater, „damit ihr bald in's Bett kommt; es ist Zeit.“ Jetzt betete man das „Mein Gott und Herr, ich glaube Alles!“ und die vielen Vater unser und die fünf Wunden, und am Ende noch das von den Zeiten des Krieges her als tägliches Gebet eingeführte „allgemeine Gebet für die Anliegen der ganzen Christenheit.“ Mein Vater hat immer mit großem Ernste und ausdrücklich gebetet; aber an diesem Abend geschah es noch mehr als sonst. Als das Abendgebet vorüber war, mußten wir in's Bett, da hätte keine Widerrede geholfen, auch wenn eine wäre versucht worden. Ich war damals kleiner Student und war eben in den Ferien. Die Mutter hat mir Alles erzählt, wie ich es beschreibe.

Nachdem die Kinder zu Bette gefördert waren, fragte die Mutter, die den ganzen Tag über schon Schlimmes geahnet und auch vor uns Kindern ihre Befürchtungen ausgesprochen hatte, den Vater mit sorgfältigen kummervollen Worten: „Ist's recht schlecht gegangen?“ „Ja, es ist nicht gut gegangen, Weib! Aber ich will dir's lieber ein andermal

sagen. Es ist zuviel auf Einmal." „Thu' doch das nicht, und laß mich nicht länger im Ungewissen!" erwiderte die Mutter; „sag' mir's doch und sag' mir Alles, ich will's mit dir büßen und will's mit dir wieder erhausen." Trotz aller Vorsätze, es zu sagen und ganz zu sagen, konnte es der Vater noch nicht über sich bringen, das Ganze zu gestehen; es sollte morgen Alles gesagt werden. Jetzt fing die Mutter an zu weinen und zu klagen, nicht über den Verlust, sondern über das rückhaltige Wesen des Vaters, und erinnerte ihn, wie schwer es ihr gefallen schon in den ersten Jahren ihres Ehestandes, nie wissen zu dürfen, wie viele Schulden man noch habe, da sie doch immer so eifrig bemüht gewesen, an der Bezahlung derselben mitzuhelfen. Ob sie denn ihr Lebenlang nicht wissen dürfe, wie es stehe, und ob sie Anlaß gegeben hätte zu solchem rückhaltigen Wesen. Mittlerweile war dem Vater wieder in den Sinn gekommen, was ihm der Pater Fidelis gerathen und was er ihm versprochen hatte, und nun gestand er unter bittern Thränen die ganze Summe des Verlustes, und versprach zugleich, am eigenen Munde zu ersparen, was durch diese Leichtfertigkeit in Verlust gegangen sey. Die Mutter war erschrocken und zugleich erfreut; so wehe ihr der unglaublich große Verlust that, so wohl that es ihrem Herzen, das die Aufrichtigkeit und Offenheit selbst war, und das in ihrem ganzen Leben keinen Rückhalt gekannt hatte, das erste Mal in einer so bedeutenden Sache die volle, wenn auch schmerzliche Wahrheit zu erfahren.

Sie dankte dem Vater, daß er's ihr gesagt, und erinnerte ihn, wie das nicht von Ungefähr geschehe, wie unser lieber Herrgott auch hier die Hand im Spiele habe, und wie Er wieder geben könne, was Er genommen. Nur bat sie den Vater, in Zukunft sie doch nie mehr so im Ungewissen zu lassen, wenn es Sachen seyen, die sie auch angingen. Und von dieser Zeit an hat sich auch der Vater mehr Mühe gegeben, seiner Neigung zur Verschlossenheit mehr Meister zu werden und offen zu Werke zu gehen, nachdem er ja doch in seinem ganzen Leben nie einen Schritt gethan, den ehrenhafte Menschen ihm hätten übel nehmen können.

Und was der Vater versprochen hatte, das hielt er auch treulich. Nie sah man ihn von dieser Stunde an in einem Wirthshause, weder am Sonntag Nachmittag noch an einem Wochen-Markttage. Selbst wenn er an diesen Tagen seine Geschäfte erst nach Mittag beenden konnte, so kam er oft um zwei Uhr, oft erst um drei Uhr nach Hause zum Mittagessen, ohne im Städtchen einen Bissen gegessen oder einen Tropfen getrunken zu haben.

Aber auch die Mutter that das Ihrige. Wo sie einen Kreuzer sich ersparen konnte, da that sie es; und sie behielt von dieser Zeit an keinen Kreuzer und keinen Batzen, den sie etwa für Eier oder für Butter eingenommen hatte, für sich. Jeden eingenommenen Heller gab sie dem Vater als eine Beisteuer zu den in Verlust gegangenen zweihundert Gulden. Ein einzigs Mal während der sechs Stu-

dienjahren, die ich bei ihren Lebzeiten noch zubrachte, gab sie mir, da sie mich eine Stunde weit begleitet hatte, ein Sechskreuzerstück, daß ich etwas auf den Weg hätte, mit der Bemerkung, sie werde es dem Vater schon sagen, daß sie es mir gegeben habe.

Sie that aber noch mehr. Weil sie mir nichts geben konnte, und doch wußte, daß es mir sehr hart gehe, und daß ich's noch besser hätte, wenn ich am heimathlichen Tische dreimal auch nur zur Hälfte mich sättigen könnte von Haberkost und Kartoffeln und Milch; so versagte sie sich oft einen Bissen, den sie noch gerne genossen hätte, mit dem mütterlichen Wunsche, daß es mir möchte zu Gute kommen. Oft legte sie den Erdapfel, den sie gern gegessen hätte, wieder weg um meinetwillen. Ja sie meinte, was in dieser Gantgeschichte verloren sey, das könne mir der liebe Gott an Leib und Seele reichlich ersetzen. Und das ist auch wirklich geschehen. Obgleich mein Vater nach diesem Verluste gegen mich sehr karge geworden, so hatte ich darnach doch weniger Mangel zu leiden als ehevor; es gab immer mildherzige Leute, die sich meiner annahmen. Und gerade dieses Strenggehaltenwerden war mein größtes Glück.

Dieser Verlust hat aber meine Eltern von allem Verlangen, je wieder mit vornehmen Leuten was zu thun zu haben oder selbst den Vornehmen sich einzumengen, so gründlich kurirt, daß ihnen schon damals bange war, einst mit mir zu verkehren, wenn ich etwa durch Studiren dahin käme, auch einmal ein vornehmer Mann zu werden; und mein Vater

wußte mir, wenn er mich mit der Mutter oder allein eine Stunde weit von der Heimath aus begleitete, nichts so an's Herz zu legen, als „ich sollte mir doch nichts einbilden und mich ja nicht über meinen Stand erheben, denn der Mensch sey nichts, und er sey weniger als nichts, wenn er sich auf sein Nichts was einbilde, und ich sollte immer denken, wo ich zu Hause sey und soll die Heimath nie vergessen.“

Diese bittere Arznei hat nun wohl die Eltern geheilt, mir aber konnte Heilung erst werden, nachdem ich sie selber, wenn auch in einer geringern Dosis verkostet hatte. Ein Paar Jahr später, da ich eben anfing, durch Unterricht mir etwas zu verdienen, suchte ein größerer Student, der so ziemlich den Vornehmen spielte, meinen Umgang. Er wohnte bei seiner Mutter, die so zu den Halbvornehmen gehörte und von einer Pension lebte, die nie ausreichen wollte. Kaum hatte ich den ersten Kronenthaler für den ertheilten Unterricht eingenommen, kam der vornehme Student zu mir und ersuchte mich im Namen seiner Mutter, ihm einen Kronenthaler auf vier Wochen zu leihen, weil sie eben jetzt in großer Noth wären. Zum Ueberfluß brachte er mir auch noch eine Handschrift von seiner Mutter, die er aber wahrscheinlich selber gemacht hatte, und ein Schulbuch, das ich für die nächsthöhere Klasse hätte kaufen müssen, als Unterpfand. Ich war glückselig, mit dem ersten verdienten Kronenthaler einer Wittwe in ihrer Noth aushelfen zu können, ohne alle Gefahr

eines Verlustes und gab den Kronenthaler mit Freuden. Die vier Wochen vergingen, aber kein Kronenthaler kam. Es vergingen wieder vier Wochen, und es kam noch nichts. Obgleich ich das Geld sehr nothwendig hätte brauchen können, so wollte ich doch nicht anfordern, zumal jetzt auch die Mama gar freundlich gegen mich war. Ich wollte mich mit dem Unterpfande begnügen, das bereits den Werth des Darlehens hatte und das ich im nächsten Herbste doch hätte kaufen müssen.

Jetzt kam zufällig ein anderer Student in meine Wohnung und sah das als Unterpfand aufbewahrte Buch. „Woher bekommst du meinen Breyer?“ war die erste Frage des erstaunten Mitschülers. „Da und daher — und so und so ist er in meine Hände gekommen,“ war meine Antwort. „Mach', daß du von diesem Lumpen los wirst,“ erwiderte der Mitschüler, der fortgehend seinen Breyer einschob. Ich konnte ihm nachschauen und zugleich ausrechnen, wie viel ich von meinem Kronenthaler noch bekommen würde, ohne in die Algebra mich versteigen zu müssen. Ich weiß es nicht, ob meinen Vater der Verlust seiner zweihundert Gulden mehr geschmerzt hat, als mir der Verlust des ersten verdienten Kronenthalers wehe gethan. Allein auch dieser Verlust war zum Heile und war mein Glück. Ein längerer Umgang mit dem vornehmen Anlehenaufnehmer hätte mir ganz gewiß unberechenbaren Nachtheil zugezogen. Das Verführerische, das in der Herablassung der Vornehmern liegt, hatte

fortan für mich gar keine Reize mehr; ich argwöhnte unter der weichen Tatze immer fatale Krallen, und lernte das Sprichwort würdigen, „daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen ist, weil sie Einem die Stiele in's Gesicht werfen.“

* * *

Da ist nur noch zu bemerken, daß es Unbill und Ungerechtigkeit wäre, wenn die ganze Geschichte ein Brandmal allen Vornehmen aufbrennen sollte, und daß dieselbe diese Tendenz gewiß auch gar nicht hat. Daß es unter den höhern Ständen eben so viele ehrenhafte Leute gebe, als in den Hütten, und daß man diese ehren müsse, das wird weder der hier betheiligte Vater, noch der Sohn laügnen wollen. Allein — und das wird des Pudels Kern seyn — daß die Ausscheidung der Stände bleiben soll, und daß die von Oben intendirte Verwischung des Unterschiedes eben so sehr beargwöhnt werden dürfe, wie die von Unten versuchte Aufhebung der verschiedenen Stände als Thorheit verachtet werden müsse — das wird auch aus dieser Erzählung klar werden.

---

31. Wie

31.

Wie Einem die Lust zur Angeberei verleidet und wie ihm die Angeberei selber recht verhaßt wird.

Jeder unterrichtete Christ weiß aus dem christlichen Unterrichte, daß es Fälle gibt, in denen man verpflichtet ist, die Fehler anderer Leute zu offenbaren; und daß dieß ganz besonders geschehen müsse, wenn durch solche Offenbarung der Fehlende selber gerettet und gebessert werden kann, oder wenn dadurch Andere, die verführt werden könnten, vor der Verführung verwahrt werden. Jeder unterrichtete Christ weiß auch, daß man zu so einer Offenbarung der Fehler anderer Leute nur durch die Liebe zum Fehlenden oder zu den in Gefahr der Verführung Stehenden bestimmt werden darf, und daß, wo diese Liebe nicht der Beweggrund ist, die an sich gute Angabe des Fehlenden doch eine Sünde seyn könne.

Jeder Menschenkenner und überhaupt jeder Erzieher weiß recht gut, daß wie zum Lügen, so zu der Angeberei ein Hang in den meisten Kindern verborgen liege, und daß man diesem Hange entgegenarbeiten müsse, wenn man nicht kleine oder große Spitzel und Angeber heranziehen will. Man muß den Kindern die Lust zu solcher Angeberei nehmen, wenn sie ihnen nicht von selbst vergeht, wie dem=

jenigen ergangen, der Nachstehendes von sich selber erzählt.

„Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich je einmal eines meiner vielen Geschwister im elterlichen Hause verklagt oder angeschwärzt hätte. Das ist schon geschehen, daß man bei Zurechtweisungen oder Strafen von Seite der Eltern die Schuld dadurch zu vermindern suchte, daß man die andern Geschwister als Mitschuldige angab und so einen Theil der Strafe auf sie wälzte. Es hat dieß aber selten was anders zur Folge gehabt, als daß dann mehrere zugleich und zwar um so strenger bestraft wurden. So verging die Lust zu solchen Entschuldigungen, in denen Andere mit hinein verflochten wurden. Ich kann mich nur an einen einzigen Fall erinnern, in dem ich von einem meiner Brüder aus Verdruß über mich und zwar unbillig vor dem Vater verklagt wurde. Das hat mir wehe gethan und mir zugleich einen Abscheu vor solcher Angeberei beigebracht. Doch war ich von diesem Fehler nicht vollkommen geheilt, wie aus Folgendem erhellet.

Am Orte meiner ersten Studien angelangt kam ich in eine Wohnung, in der neben mir noch zwei Studirende wohnten. Der Eine derselben war schon größer und es mag auch nicht viel hinter ihm gewesen seyn, denn er war Repetent in seiner Klasse, und wurde noch vor Weihnachten von der Anstalt entlassen. Was Ursache dieser Entlassung gewesen, habe ich nie erfahren. Derselbe hatte ein eigenes Schlafgemach, das nächst der Küche unserer Haus-

leute sich befand. Am zweiten oder dritten Abend unsers Aufenthaltes am Orte der Studien kam der bezeichnete, ältere Student sehr spät, ich meine erst um Mitternacht nach Hause. Wir hatten einen eigenen Eingang; darum merkten es die Hausleute nicht. Ich und mein Zimmerkamerad aber hatten ihn kommen hören, und das Erste und Nothwendigste, was ich der Hausfrau sagen mußte, als ich in der Früh in die Küche kam, um mich zu waschen, war die gewonnene Ueberzeugung, daß der große Student gestern so ganz spät nach Hause gekommen sey. Die Hausfrau sagte nicht viel dazu, aber um so mehr hatte der große Student mir darauf zu sagen, der nicht mehr schlief, wie ich bei meinem Durchgang durch sein Schlafgemach geglaubt hatte, sondern Alles eben so gut hörte, was ich der Hausfrau sagte, als diese selber.

„Du bist mir ein schöner Kerl!“ war das Erste, was er mir sagte, als er sogleich halbangezogen in unser Zimmer trat; „mit dir ist man gut aufgerichtet. Du kannst ein rechter Spitzel und Büttel werden, wenn du so fortmachst! Das ist eine elende Wohldienerei! Willst du auf diese Weise dich einschmeicheln? Du solltest jetzt nur noch zum Herrn Rector gehen und es ihm anzeigen. Oder wer hat dich denn aufgestellt, über mich zu wachen, und zu sagen, wann ich heimkomme? Wird das bekannt, so speien dich alle Studenten an, und keiner wird mit dir umgehen mögen.“

Das war genug für mich, und der Mann hatte bei all seinem gesetzwidrigen Leben doch noch so viel

Schonung gegen mich, daß er meine Wohldienerei nicht unter den Studenten bekannt machte. Vielleicht hat er es auch seinetwegen nicht gethan. Mich hatte keine Pflicht zu dieser Angeberei bestimmt. Es war entweder leere Schwätzerei, indem ich in aller Frühe etwas mehr sagen wollte als „guten Morgen;" oder es war das heimliche Streben nach der Gunst unsrer guten, alten Hausfrau darunter verborgen. Der Beleidigte hatte mich jetzt gut bezahlt, sey es gewesen, was es nur immer gewollt; und ich bekam einen neuen Abscheu vor aller Wohldienerei und Geschwätzigkeit, worunter andere Menschen leiden müssen.

Das war aber noch nicht Alles, was ich in dieser Beziehung erfahren mußte. Nachdem ich im angeführten Falle bei solcher Angeberei thätig betheiliget gewesen, mußte ich jetzt zur gerechten Strafe auch leidend daran Theil nehmen.

In der Zeit meiner Studienjahre kam ein sehr böser Mensch als Gymnasialdiener an die Anstalt, an der ich Studirender war. Er war ehedem Fourierschütze bei einem Offizier gewesen und hatte schon dort als Spitzel gegolten. Das Glück, Seminardiener geworden zu seyn, machte ihn sehr stolz und übermüthig. Jeder Student sollte ihm huldigen, dann konnte er treiben, was er wollte. Der Vorstand der Anstalt schenkte ihm übermäßiges Vertrauen. Hätte er dieses nur zur Abwendung von Unfug und zur Verhütung von Gesetzübertretung angewendet, so hätte Niemand etwas dagegen haben

können. Allein er mißbrauchte dieses Vertrauen auch zur Anschwärzung der ihm mißliebigen Schüler.

An einem Samstag vor Beendigung der vormittägigen Klasse ging ich, es war eben Zeichnungsstunde, mit Erlaubniß des Zeichnungslehrers hinaus. Im Zurückkehren traf ich auf dem Gange einen bekannten Schüler aus einer Klasse über mir, der ebenfalls mit Erlaubniß seines Lehrers das Klaßzimmer verlassen hatte. Wie wir auf dem Gange zurückkehrten in unsere Klaßzimmer, gingen wir an einer offenen Thüre vorüber, die in ein leeres Klaßzimmer führte. Es war das nämliche Zimmer, in dem jeder von uns Beiden, nur in verschiedenen Jahren, das Oberprogymnasium durchgemacht hatte. Wir erinnerten uns des strengen, pünktlichen und überhaupt ganz vortrefflichen Lehrers, dessen Unterricht wir in diesem Zimmer genossen, und konnten sogar noch die Plätze auffinden, welche wir ein ganzes Jahr lang darin eingenommen hatten. Der andere Schüler bemerkte noch, wie er daselbst, weil er sehr unfleißig gewesen war, vom Professor sehr haüfig geschmäht worden sey, was uns etwas heiter stimmte. So verließen wir fast lachend das Klaßzimmer, in dem wir freilich gar nichts zu schaffen gehabt hätten. Wie wir so hinausgingen, begegnete uns der Gymnasiumsdiener, den wir weiter gar nicht beachteten, und den schon dieses Nichtbeachten verdrossen haben mochte.

Am andern Tag, es war ein Sonntag, schon vor dem Gange in die Kirche bedeutete mir der

Vorstand der Anstalt, ich sollte nach der Kirche im Studiengebaüde ihn erwarten. Ich konnte mir gar nicht denken, was dieß bedeuten sollte. Um so erstaunter war ich, als er mich nach dem Gottesdienste in das schon bezeichnete Klaßzimmer führte, und mir vorhielt: „Sie sind gestern mit F. von P. in diesem Zimmer gewesen?" Als ich dieß bejahte, fuhr er fort: „Sagen Sie mir nur gleich: hat nicht F. von P. gestern, wo Sie mit ihm im Zimmer waren, in diese Schulbank Einschnitte gemacht?" Ich erwiderte, das könne nicht seyn, denn wir seyen miteinander herein- und miteinander herausgegangen, und F. von P. hätte es so wenig gethan als ich. Der Vorstand erwiderte: „Ich sage nicht, daß Sie es gethan und halte Sie einer solchen Büberei nicht fähig, allein der Andere muß es gethan haben; denn ich habe schon Untersuchung gehalten, und es hat sich herausgestellt, daß um 10 Uhr Vormittag, als die Schüler die Klasse verließen, noch keine Einschnitte in der Bank gewesen."

Jetzt zog er ein Papierchen aus der Tasche, fügte die kleinen Späne alle auf's Nägelchen zusammen, so daß der ohnehin unbedeutende Einschnitt ganz ausgefüllt wurde, und sagte: „Da sehen Sie selbst, daß es ein ganz neuer Einschnitt ist, und nach Ihnen ist Niemand mehr in's Klaßzimmer gekommen außer dem Gymnasiumsdiener; dieser hat mir die Späne gebracht."

Dagegen wollte ich eben erinnern, es scheine mir unmöglich, diese kleinen Spänchen sammt und

sonders zusammenzubringen, wenn man's nicht gleich beim Wegschneiden in's Papier zusammen sammelte, als er mir die Sentenz verkündete: „Mitgelaufen mitgehängt! Weil Sie mir den Thäter nicht angeben wollen, so erhalten Sie die nämliche Strafe, die ihn trifft; sie bekommen dreimal über Mittag Arrest."

Jetzt war die Sentenz gefällt und es war nichts mehr anzufangen. Mir war schon gleich Anfangs der Verdacht gekommen, der Gymnasiumsdiener könnte den Schurken gemacht haben; aber zur vollen Gewißheit ward mir die Schurkerei desselben erst, nachdem ich die gutpassenden Spänchen alle gesehen und das diabolisch verklärte Antlitz des eben eintretenden Gymnasiumsdieners bemerkt hatte. Zugleich verdroß mich, daß der Vorstand, der sonst an der ganzen Sache keinen Theil hatte, so sehr darauf drang, ich sollte den F. von P. als Thäter angeben. Das konnte ich nicht, ohne mich derselben Schurkerei schuldig zu machen, die ich am Gymnasiumsdiener verfluchte.

Am darauffolgenden Montage kam der Vorstand in die Klasse, und erklärte öffentlich, ich müßte an drei Tagen Arrest halten, aus Gnade nicht im Carcer, sondern nur in einem Klaßzimmer, und sey mit dem F. von P. gemeinschaftlich das neue Brett zu bezahlen verurtheilt, was für Jeden 21 kr. betrage. Dieß müßte dem Gymnasiumsdiener eingehändiget werden.

Das Alles konnte ich so hinnehmen; als aber nach Beendigung der Klasse der Seminarsdiener in

grimmigfreudigem Triumphe mich in das als Arrest bestimmte Klaßzimmer führte; da konnte ich mich nicht mehr halten. Ich nannte ihn einen Schuften und einen Schurken, was er freilich gewesen, was ich aber nicht hätte sagen sollen, und gab ihm noch andere derartige Unehrentitel. Der aber wurde entsetzlich böse darüber, lief sogleich zum Vorstande und erzählte das Vorgefallene. Ich selber sah wohl ein, daß dieses Schelten sehr thöricht gewesen, allein jetzt konnte ich's nicht mehr ändern. Daß ich ihn selber als Thäter erklärt, hat er dem Vorstande nicht gesagt; denn dadurch wäre der Vorstand wenigstens in den Zweifel gekommen, ob es doch nicht so seyn könnte.

Nachmittag kam der Vorstand ganz erzürnt über mich in die Klasse, hielt mir in bösen Ausdrücken vor, welch ein böses Werk ich verübt durch Lästerung des Gymnasiumsdieners und verurtheilte mich zum Carcerarreste auf unbestimmte Zeit. Das war mir das Fürchterlichste, wenn nicht im menschlichen, so doch im Studenten-Leben. Und doch hatte ich jetzt schweigen gelernt, denn die Erfahrung hatte mich belehrt, daß ich durch Reden das Uebel nur ärger mache. Zudem wußte ich, daß sämmtliche Mitschüler von meiner Unschuld überzeugt waren.

Abends wurde ich aus dem Carcer entlassen, aber damit waren meine üblen Erfahrungen in dieser Beziehung noch nicht zu Ende. Nachdem ein Zwischentag verflossen war, wurde mir wieder vom Klaßlehrer angekündiget, ich sollte den zweiten Dritt-

theil meiner Strafe erstehen, sollte mich aber in Acht nehmen, daß ich mir nicht neuen Verdruß zuziehe.

Ich ging ganz gelassen unter Begleitung des Gymnasiumsdieners in's Arrestklaßzimmer und fing sogleich an, meine Strafarbeit zu fertigen. Um zwölf Uhr Mittags, da ich mit der Arbeit schon fertig war, fragte mich der Gymnasiumsdiener, ob ich nicht Bedürfniß halber heraus wollte. Ich ging hinaus, und kehrte sehr bald wieder zurück. Im ganzen Studiengebaüde war um diese Zeit keine Seele. Nachdem ich wieder in's Zimmer eingetreten war, wurde es vom Gymnasiumsdiener auf's Neue verschlossen, und ich war wieder allein gelassen. Weil mich jetzt die Arbeit nicht mehr drängte, sah ich mich im Klaßzimmer um und erblickte auf einmal an der Stelle, auf der mich der Gymnasiumsdiener hatte sitzen gesehen, als er mich hinausgehen ließ, eine verschnittene Bank. Ich erschrack entsetzlich darüber. „Was soll das werden?" dachte ich. Ich sah genauer nach, fand aber keine Späne und keine Spänchen. „Wie wird's mir ergehen! Der Vorstand ist nun einmal so verrannt, daß er nicht einsehen wird, welch eine Thorheit es von mir wäre, wenn ich in einem Zimmer, in das außer mir Niemand kommen kann, eine Bank beschädige. Zudem hatte der Gymnasiumsdiener alle Bänke visitirt, ehe ich in's Zimmer eingesperrt wurde. Ich selbst hätte es auch sehen müssen, wenn eine Bank in solcher Weise verletzt gewesen wäre."

Unter solchen ängstlichen Betrachtungen verfloß mir die Zeit, und die Stunde der Erlösung kam mir

wahrlich noch zu früh. Ich that, was ein Student im Arrest gewiß selten thut, ich betete von ganzem Herzen zu Gott, er wolle doch die Sache so lenken, daß es einen guten Ausgang nehme. Ich entschloß mich zu der ungeheuren Selbsterniedrigung, den elenden Gymnasiumsdiener zu bitten, mir doch dießmal keine Schuld aufzubürden, denn er allein könne mir helfen.

Als der Gymnasiumsdiener die Thüre öffnete, wendete ich mich sogleich ganz bestürzt und flehentlich an ihn mit den Worten: „Sehen Sie doch, Herr G., was da geschehen! Es scheint mir, diese Verletzung ist ganz neu (wie sie es wirklich war). Wenn Sie mir nicht hinaushelfen, so kommt auf's Neue und dazu geschärfte Strafe über mich. Und ich bin doch ganz gewiß unschuldig, wie Sie es selber wissen.“ Freilich wußte er es am Besten, aber nicht dieses Bewußtseyn meiner Unschuld, sondern meine tiefste Demüthigung und meine so dringenden Bitten und die bezeugte Hochachtung vor ihm mit der Anerkennung, daß mein Schicksal in seinen Händen liege — das hat ihn bewogen, dießmal in seiner Schurkerei nicht mehr weiter zu gehen. Er blickte auf die Bank, ging hin an sie, fuhr mit seinem rußigen Aermel über den erneuten Fleck und sagte sehr zuversichtlich: „Da dürfen Sie ganz ruhig seyn, das ist nicht neue Verletzung, das ist etwas Altes. Der Herr Rector wird's auch als etwas Altes erkennen.“

Mir war jetzt ein Stein vom Herzen weg, aber ein neuer Stein wieder darauf gefallen. Ich schämte mich dieser Demüthigung unendlich vor mir selber. Ich hatte das volle Bewußtseyn, daß dieser Mensch, vor dem ich mich so tief erniedrigt hatte, eben daran gewesen, mir eine neue Grube zu graben, und es war mir, als hätte ich dem Teufel ein Opfer gebracht. Ich konnte nur mehr weinen und ging weinend zu einem geistlichen Professor, der früher Militär gewesen, als Lehrer für sehr barsch und strenge galt, mir aber immer als ein recht ehrlicher Mann vorgekommen war. Er war damals nicht mein Klaßlehrer. Schluchzend und weinend erzählte ich ihm, was mir begegnet war, in seinem ganzen Verlaufe, wie es hier erzählt ist, sah den Mann gerührt, ein Paar Mal mit den Zähnen knirschend, dann wieder sich fassend und mich tröstend. „Ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie unschuldig sind" — so begann er — „aber wenn ich auch mit Ihnen zum Vorstand gehe und ihm die Sache darlege, wie sie nicht anders seyn kann; so glaubt er mir so wenig als Ihnen, und es ist gar nichts gewonnen. Sie haben gefehlt, daß Sie in ein Klaßzimmer hineingegangen, in dem Sie nichts zu schaffen gehabt; aber dieser Fehler steht in keinem Verhältnisse zum dreimaligen Arrest. Diese Strafe hätten sie in Geduld annehmen und bedenken sollen, es komme auch dieß nicht von Ungefähr und es sey denn doch Einer, der Ihre Unschuld in diesem Punkte wisse, und der einst am Gerichtstage alle Schurkereien aller Schurken

aufdecken werde. Sie haben gefehlt, daß Sie den Nichtswürdigen gescholten haben, da dieses in Hinsicht auf ihn ganz zwecklos war und für Sie nur höchst nachtheilig seyn konnte. Was Ihnen da begegnet ist, kann Ihnen im Leben noch öfters begegnen; es wird aber nie zu Ihrem Nachtheil seyn, wenn Sie das Unrecht mit Geduld leiden und die Rache Gott überlassen. Sehen Sie nur, daß Sie immer recht thun, und dann haben Sie Niemand zu fürchten. Gehen Sie jetzt in Gottes Namen, und beruhigen Sie sich."

Diese väterliche Mahnung und das Bewußtseyn, jetzt einen Mann gefunden zu haben, der von meiner Unschuld überzeugt war, beruhigte mich wirklich auf einige Zeit ganz gut; allein der Verdruß erwachte auf's Neue, als man mir am Ende des Schuljahres in's Sittenzeugniß hineinschrieb: „Sein Betragen könnte "vorzüglich lobenswürdig" genannt werden, hätte er nicht durch einige beleidigende Äußerungen gegen den Gymnasiumsdiener die Ansprüche auf diese Note verscherzt; er erhält deßhalb in Hinsicht auf Betragen die Note: "sehr lobenswürdig.""

Und seit dieser Zeit ist mir alle Angeberei von der Seele verhaßt, und ich kenne keine Menschenklasse aus dem klassischen Alterthume, die mir so zuwider gewesen wäre, wie die Sykophanten in Attika, eben um ihres Geschäftes willen, das ihnen den Namen gegeben. Auch der im Evangelium uns als Muster wahren Bußeifers aufgestellte Zachäus muß das Schändliche dieses Geschäftes tief gefühlt haben,

indem er vierfachen Ersatz leisten will, wo er durch Angeberei Jemanden Schaden zugefügt hat. (*Εἴ τινός τι ἐσυκοφαντησα, ἀποδίδωμι τετραπλοῦν.*)

Und seit dieser Zeit ist mir alles Inquisitionswesen unendlich widerwärtig und verächtlich geworden. Ich hatte sonst ungemein viel Respect vor dem Vorstand der Anstalt; er war ein ausgezeichneter Lehrer und ein kräftiger Lenker des Ganzen; aber wenn mir so in den Sinn kam, wie er die Spänchen aus dem Papierchen herausnahm, sie in den Einschnitt einfügte und damit den vollgültigen Beweis meiner Schuld geführt zu haben meinte, so konnte ich mich nie enthalten, darüber zu lächeln, nachdem mir der Aerger einigermaßen vergangen war, und ich konnte den sonst tüchtigen Mann nur bemitleiden. Ach wie reicht so leicht etwas als vollgültiger Beweis hin, wenn man eine Sache eben bewiesen haben will!

Allein dieses Inquisitionswesen hat noch eine zweite, eben so schwache und ansehenverderbende Seite. Die Fälle, in denen es sich wie im gegenwärtigen nur um das oui und non handelt, in denen keine weitern Verwickelungen und Betheiligungen und Beziehungen vorkommen, sind ganz selten. Wenn nun durch Untersuchung etwas herausgebracht werden soll, so darf der Untersuchende sicher darauf rechnen, daß er neunmal getaüscht werde, bis er einmal die Wahrheit erfährt; und daß er neunmal meinen wird, die Wahrheit erfahren zu haben, wo er doch elend getaüscht ist. Entweder verfährt er

tyrannisch, wie im gegebenen Falle geschehen, und dann hat er die allersicherste Weise gewählt, einen jungen Menschen auf dem nächsten Wege zu Grunde zu richten. Oder er geht mit Umsicht zu Werke und will nicht wehe thun, dann sind die Inquisiten noch umsichtiger, denn sie haben noch mehrere Augen, eben weil sie mehrere sind, als er; und dann den Jubel und die Freude, den Vorsichtigen nur in einem einzigen Punkte über's Eis geführt zu haben! Gewiß! man glaube mir, durch gar Nichts kann das Ansehen eines Lehrers und Vorstandes, der doch immer Vaterstelle vertreten soll, so geschwächt und so ganz untergraben werden, als durch Inquiriren; und durch gar Nichts können junge Leute so systematisch zu Grunde gerichtet werden, als durch Untersuchungen. Mir ist in meinem Leben noch nie etwas so lächerlich vorgekommen, als das Rühmen solcher Vorstände bezüglich ihrer Gewandtheit und Geschicklichkeit im Inquiriren; und es kam mir, wo ich Solches anhören mußte, immer der Gedanke: Ach! daß du wüßtest, wie die Studirenden darüber sich erheitern, wie sie dir blauen Dunst vor die Augen gemacht und dich über's Eis geführt haben! Oder es kam mir der Zweifel: Ist dieser Mensch wohl dessen wirklich schuldig, wessen man ihn beschuldiget hat und überwiesen zu haben meint?

Was aber bei all diesem criminalrichterlichen Verfahren in den Schulstuben und an den Anstalten noch das Allerschlimmste ist, das ist dieß, daß man die kleinen Diebe hängt, und die großen laufen läßt,

aus dem einfachen Grunde, weil man's nicht kriegt; und daß man Mücken seiget, während Kameele durchkommen, nicht durch die Schuld der Seigenden, denen die Fangwerkzeuge und alles Zugehör zur Handhabung der Kameele gänzlich mangelt, sondern weil es nun einmal so der Welt-Lauf mit sich bringt.

Eben darum sollte alles Inquisitionswesen, wenn nicht gänzlich aus den Schulen verbannt, doch auf ein Allerwenigstes beschränkt werden. Die Lehrer und Vorstände sollen wachen über die ihnen anvertraute Jugend, sollen sie unterweisen und lehren und zurechtweisen aus Gottes Wort und sie anleiten zur Gottesfurcht, wie mein Lehrer gethan, dann brauchen sie keine Inquisition!"

* * *

So weit der Erzähler; wir aber können uns aus dieser verdrießlichen Geschichte Mehreres abnehmen, was sehr nahe liegt; und unter allem Naheliegenden ist das Nächste wohl dieses, daß selbst im jugendlichen Alter nur die Religion und die religiöse Belehrung und Zurechtweisung es ist, was den Menschen vor Gewaltstreichen und vor einer Stimmung verwahrt, in der er an der ganzen Menschheit verzweifelt. Alle Belehrung und Tröstung, welche innerhalb der Schranken des Natürlichen und Zeitlichen sich beweget, ist ganz unzureichend und widerlich, wo man Unrecht leidet, und das lebendige Gefühl und das klare Bewußtseyn der Unschuld in sich trägt.

Diese Unschuld, die dem Kurzsichtigen, der nur das Nächste sieht, eine vollkommene scheint, ist dem Weitersehenden, dem vor dem Auge des Allwissenden sich Prüfenden eine sehr mangelhafte. Der Gottesfürchtige, der sich selber kennt und vor Gottes Auge prüft, findet sich immer schuldig, wenn auch in ganz anderer Weise, als die Menschen ihm Schuld beilegen; und er will gern etwas von der großen Schuld tragen, um der Schuldentilgung, die durch den Tod des Erlösers uns geworden, desto sicherer theilhaftig zu werden.

Der theilnehmende Lehrer hat sehr weise gehandelt, daß er, um den Zorn des Schülers einigermaßen zu bändigen, ihm vorgehalten, worin er gefehlt; denn dadurch ward der Unzufriedenheit mit sich selbst, der Reue über die wenn auch geringere Schuld die Thüre geöffnet, und das Unrecht lag nicht mehr allein auf *einer* Seite.

Die göttliche Belehrung, die Unterweisung aus dem Worte Gottes allein ist es, was den Menschen demüthig und versöhnlich und geduldig und liebevoll macht. Und der theilnehmende Lehrer hätte wohl noch mehr sagen, hätte ganz in concreto auf den einzig unschuldig Leidenden hinweisen können, um durch Vergleichung des zornigen Schülers mit dem sanftmüthigen Lamme Gottes, das den Mund nicht öffnete, da es zur Schlachtbank geführt wurde, dem Schüler einen Begriff beizubringen, wozu das Christenthum gut sey; denn da wäre er für eine solche Belehrung mehr als je empfänglich gewesen.

Zuletzt

Zuletzt müssen wir noch ein Auge auf den Erzähler selber werfen. Daß die lange Erzählung mit all ihren Umständen wahr sey, daran zweifelt Niemand. Dabei will uns aber der Erzählende manchmal ein zu harter Beurtheiler scheinen, und zwar für's Erste in Beurtheilung des armen Gymnasiumsdieners. Man soll nicht vergessen, daß dieß ein Mensch aus der untersten Volksklasse gewesen, daß er fast ohne alle religiöse Bildung aufgewachsen, daß er immer in einem Verhältnisse gestanden, in dem ihm Speichelleckerei nahe gelegen und in dem er oft zu diesem elenden Geschäfte sich verstehen mußte; daß die plötzliche Erhebung dieses ganz ungebildeten Fourierschützen über 300 bis 400 Gymnasialschüler ihm den Kopf ganz verrückt und daß das unbedingte Vertrauen des Vorstandes in dieser Verrücktheit ihn immer nur befestiget hat; und wenn wir dieses Alles mit in die Wagschale legen, so werden wir den moralischen Unwerth der Handlung nicht so tief sinken sehen, daß wir den Menschen selber einen Schuft und einen Schurken nennen dürfen, wenn auch seine Handlungsweise an sich schuftig und schurkisch gewesen.

Für's Zweite müssen wir ihm sagen, daß er einen guten und starken Schutzgeist gehabt, der ihn gehalten und getragen; denn ohne diesen hätte er bei der im ganzen Verlaufe und in der Erzählungsweise selber sich kundgebenden Gemüthsart in solchen Schicksalen und Erlebnissen unfehlbar müssen zu Grunde gehen. Die Menschen haben wirklich, den

mitleidenden Lehrer ausgenommen, nichts unterlassen, ihn auf dem kürzesten Wege zu Grunde zu richten. Er mag also Gott die Ehre geben, und nur darauf sehen, daß er die Menschen nicht zu hart beurtheilt.

Drittens könnte der Erzähler in seinem Abscheu vor allem Denuntianten- und Sykophanten-Wesen und vor allen Inquisitionsanstalten zu weit gehen, was wieder nichts taugt. Er mag bedenken, daß, wo die Schüler einmal das Pietätsverhältniß gegen die Lehrer verlassen haben, auch diese zum Theile eine andere Stellung gegen sie einnehmen müssen; und wenn auch das Rühmen über Inquisitionsgewandtheit von Seite eines Vorstandes ein gloriari in infirmitate für ihn ist, so kann doch das Inquiriren selber aus den Schulen nie ganz entfernt werden.

Endlich Viertens hat das Wort des heiligen Grundtextes, das offenbar die Wurzel alles Sykophantenwesens ist, und um deßwillen Zachäus vierfachen Ersatz leistet, nicht bloß die Bedeutung des Beschädigens durch fälschliche Angabe überhaupt; sondern es bezeichnet zugleich jede Ungerechtigkeit, deren sich ein Zöllner in seinem Zölleramte schuldig machen kann durch Bedrückung, durch Erpressung, durch bezahlte Unterstützung der Defraudanten oder Schwärzer u. s. f.

32.

„Oft ist's ein Kleines, was hilft.“

Das hat jener Bauer aus der Gegend von Kempten im Allgaü gewußt und auch die Probe dazu gemacht, als er einst am St. Lorenzitag von der Stadt zurückkehrte. Er hatte seine zwei Knaben mitgenommen in die Stadt, nicht so fast darum, weil an diesem Tage gerade Markt gehalten wurde, als vielmehr, weil an diesem Tage in Kempten gerade feierlicher Gottesdienst ist zur Ehre des heiligen Laurentius, des bekannten Armenpflegers der Kirche zu Rom, der seinen Glauben in der Verfolgung mit seinem Blute bezeugt hat.

In der Frühe hatten sie zu Hause noch miteinander Milchsuppe gegessen, darnach waren sie den anderthalbstundlangen Weg hineingegangen über Stierlings und Eggen an der Hammerschmiede vorüber bis in die Stadt, ohne daß etwas Merkwürdiges vorgefallen wäre. In Kempten angekommen, ging man zuerst in die große Stifts-Kirche, sah alles Großartige und Merkwürdige an, staunte über die ungeheuer dicken Pfeiler in der Kirche, die wahrlich keinen kühnen Baumeister verrathen, und betete, wie es der Brauch ist. Bald ging die Predigt an, und der Vater, der an Sonn- und Feiertagen nie eine Predigt versaümte, blieb mit seinen zwei Knaben in der Predigt und darnach im feierlichen Hochamte. Der größere der beiden Knaben war neun

Jahre alt, der kleinere noch nicht ganz drei Jahre. Beide hielten geduldig aus während des langen Gottesdienstes, denn sie wußten recht wohl, daß Ungeduld nichts nütze, und daß man nach der Kirche zum Kronenwirth gehe. Das geschah wirklich. Die Knaben wurden hier für ihre ausdauernde Geduld reichlich belohnt. Jeder erhielt ein Paar Würste und Beide miteinander um drei Kreuzer Brod. Zudem durften sie ein Paar Mal aus dem Kruge des Vaters Bier trinken. Der Vater verzehrte auch ein Paar Würste und um zwei Kreuzer Brod und trank seine Maß weißes Bier. Das war eine Glückseligkeit für die Knaben. Auch der Vater war bei solchen Gelegenheiten besonders heiter.

Nach diesem feierlichen Mahle ging man auf den Markt. Der Vater hatte Einiges einzukaufen für das Hauswesen und da durften die zwei Kameraden zuschauen. Sie getrauten sich nicht zu bitten, es möchte ihrer auch gedacht werden. Allein dessenungeachtet gedachte der Vater ihrer. Dem Kleinen kaufte er ein Pfeifenrößlein, mit dem er zu Hause fuhrwerken durfte, dem Größern eine größere Pfeife, die er beim Hüten brauchen konnte. Die Auslage für Beide betrug fünf oder sechs Kreuzer.

Nachdem man lange auf dem Markte herumgegangen war, viele Verwandte und Bekannte getroffen und ihnen zugerufen hatte: „Bist auch da? Grüß di Gott!" und nachdem alle Geschäfte in der Stadt auf ein ganzes Vierteljahr abgethan waren, schickte man sich wieder an zur Rückkehr. Es war

schon in der vierten Stunde Nachmittags. Die beiden Knaben, insbesondere der kleine, waren auf dem Herwege sehr müde geworden, hatten aber über dem vielen Herumschauen und Beten in der Kirche und über dem Würsteessen und Herumgaffen auf dem Markte ihrer Müdigkeit gänzlich vergessen. Jetzt, wo sie dem Markte mit all seinen Seligkeiten, und der Stadt mit all ihren großen und kleinen Haüsern den Rücken boten, jetzt kehrte die Erinnerung an die Ermüdung wieder. Der Neunjährige achtete derselben nicht und hätte sich nicht getraut, davon ein Wort zu sagen; er wäre vom Vater ausgelacht worden, und, was noch mehr ist, man hätte ihn ein andermal zu Hause gelassen, und eine der vielen Seligkeiten des jugendlichen Lebens, und zwar eine der größten wäre für ihn verloren gegangen.

Der Kleine hinkte lange dem Vater und dem größern Bruder nach, bot dann dem Vater die Hand, daß er ihn führe, und als auch dieses nicht mehr ausreichen wollte, rief er in einem ganz weinerlichen Tone: „Vater, trage! Vater, trage!“

Der Vater hatte keine Lust, den Knaben nach Hause zu tragen und mochte doch auch den kleinen Wanderer nicht so trübselig daher hinken sehen. Er hatte bald ein Mittel ausgedacht, das auch als ein ausgezeichnetes sich erprobte. „Wart', Karl!“ rief er, „da wollen wir schon helfen; ich sorg' dir um ein Roß.“ Und sogleich ging er an den nächsten Busch hin, schnitt aus demselben einen prächtigen Stecken heraus und gab ihn dem kleinen Wanderer

mit den Worten: „Siehe, da hast du ein Roß! Jetzt kannst du nach Hause reiten.“ Der Kleine nahm das Roß zwischen die Füße, ritt voraus, ritt wieder zurück, ritt hin und her, und machte den noch übrigen Weg wenigstens doppelt. Keine Ermüdung kam ihm mehr in den Sinn, an kein Tragen dachte er mehr, und der Vater dachte bei sich: „Es ist oft ein Kleines, was hilft!“

* * *

Das ist nicht bloß eine Erfahrung aus der Kinderwelt; das erfahren recht oft Erwachsene an sich und vielleicht öfter als an den Kindern. Die Last des Lebens scheint oft ganz unerträglich; es kommt etwas dazwischen, ohne daß die drückenden Verhältnisse sich ändern, und es ist, als wenn die Last ganz weggehoben wäre. Es ist ein tröstlich Wort von einem Freunde, es ist eine angenehme Erfahrung, daß man die Last nicht ganz umsonst trägt; es ist vielleicht nur eine Lektüre, die unser inneres Auge von unserer Armseligkeit weg und auf das gemeinsame Wohl und Weh' der Menschen hin richtet. Das beste Mittel aber, unsere Last uns zu erleichtern und unserer Müdigkeit uns vergessen zu machen, ist der glaubige Aufblick zu Gott, ist das kindlich-fromme Gebet zum Vater im Himmel — im Namen Jesu. Dieß aber ist nicht Einbildung, wie beim Knaben mit seinem hölzernen Rosse, sondern es ist wirkliche Kräftigung der Willenskraft durch Theilnahme an den Kräften

einer unsichtbaren Welt, durch Theilnahme an der Allmacht des himmlischen Vaters. Und es ist noch die Frage, ob's beim Knaben, der das muthgebende Wort des Vaters willig aufgenommen und das hölzerne Pferd aus des Vaters Hand freudig angenommen, nur Einbildung gewesen. Die Einwirkung des Menschen auf den Menschen ist ein Mysterium.

Oft ist's ein Kleines, was große Freude macht. Der Aufwand, der für diese zwei Knaben an diesem Festtage gemacht wurde, mochte siebzehn bis neunzehn Kreuzer betragen, und dennoch waren sie unendlich glückseliger, als verzärtelte Herrenkindlein, zu deren Vergnügen an einem Tage so viele Gulden verwendet werden, als hier Kreuzer aufgewendet wurden. Liebes Landvolk, laß dir doch deine Einfachheit nicht rauben!

33.

Wenn man nicht will, thut's ein Großes nicht.

Ein Gegenstück zum Vorigen.

In einem kleinen Städtchen des noch zukünftigen deutschen Reiches deutscher Nation lebte vor wenig Jahren ein sehr angenehmer Mann ledigen Standes in einem Berufskreise, der ihn mit den Vornehmern des Städtchens auf Eine Stufe stellte. Er war der Sohn eines sehr angesehenen Schuhmacher-Meisters in einem sehr ferne gelegenen Markte. Der Vater war wegen seiner Tüchtigkeit von seinen Mitbürgern zum Marktgemeinde-Vorsteher erwählt worden. Dieses war der Trost seines Sohnes; denn jetzt konnte er doch, wenn man nach seinem Vater fragte, zur Antwort geben, er sey Bürgermeister von Ypsylon. Dieser Sohn hatte nämlich bei all seiner übrigen Tüchtigkeit und Geschicklichkeit die Schwachheit an sich, daß er sich seiner bürgerlichen Abkunft schämte. Dergleichen Schwachheiten haben alle Geschöpfe. Der Löwe zittert vor dem schreienden Hahne und der Hase vor dem bellenden Hunde. Aber bei unserm Herrn ging es so weit, daß ihn Ueblichkeiten befielen, wenn er nur von einem Schuster reden hörte. Ein äußerer Grund dieser Schwäche war dieß, daß er in früheren Jahren viel mit sehr ungeschickten vornehmen Leuten in Verkehr gewesen war,

die es wirklich als etwas ihn Entehrendes angesehen hatten, daß sein Vater ein Schuhmacher sey. Damals hatte er immer einer Verhöhnung gewärtig seyn müssen, wenn dieses Thema aufgetischt wurde. Daß Leute von solchen Ansichten um ihrer Eselei willen bei einer Volkszählung nicht mitgezählt werden, und daß man deßhalb um ihr Urtheil sich gar nicht zu kümmern habe, das begriff er damals noch nicht.

Nun hatte er es durch seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß dahin gebracht, daß er unbeirrt neben jeden Vornehmen sich hinstellen konnte, und daß nicht leicht Jemand wagte, ihm seine Schusterabstammung vorzuhalten. Ja weil seine Schwäche unter seinen Bekannten kein Geheimniß war, so hütete man sich sorgfältig, in seiner Gegenwart von Schuhmachern oder auch nur von Schuhen zu reden. Er gab sich dabei alle Mühe, durch sehr vornehme Haltung und durch ganz feine Aussprache die vermeintliche Makel seiner ganz ehrenhaften Schusterabstammung auszulöschen. Und das Alles könnte man wohl noch angehen lassen.

Jetzt nahm er aber, da er unverheirathet blieb, die Tochter seines Bruders, der Schneidermeister in seinem Geburtsorte war, zu sich, damit sie ihm die kleine Haushaltung führen möchte; und jetzt ging all sein Streben dahin, auch dieses liebe Kind recht vornehm zu machen. Das arme Mädchen ward sogleich als Fraülein gekleidet und ihm vor Allem recht

an's Herz gelegt, seines Vaters, des Kleidermachers, ja nie zu erwähnen. Und weil das Kind in der neuen Rüstung Anfangs sich nicht recht zu bewegen verstand, so ward es tagtäglich abgerichtet und eingeschulet theils vom Oheim selber, theils von andern Personen, die sich auf diese Zucht verstanden. So sehr das Mädchen der schönen Kleider sich freute, so wollte ihm doch die peinliche Dressur nicht gefallen. Mehrmals war es daran, all dieß Maskenwerk wegzuwerfen und in seinem bürgerlichen Gewande wieder zu den Eltern zurückzukehren. Zu Hause hatte es in der Werkstätte des Vaters das Nähen gelernt und mit der Mutter den Vater in seiner Arbeit unterstützt. Oft hatte es, weil eben kein Lehrjung da war, die gefertigten Kleider den Eigenthümern gebracht, und bei dieser Gelegenheit hatte es manchmal Stunden weit gehen müssen. Das hatte es Alles gerne gethan aus Liebe zum Vater und weil es gesehen, daß man dadurch das tägliche Brod gewinne. Jetzt war das Alles anders. Es konnte gar nicht einsehen, wozu alles dieses Dressiren gut sey, und oft kam es ihm recht lächerlich vor, Bewegungen zu machen, die gar keinen Zweck haben, und Worte zu lernen, mit denen man gar nichts sagte. Es brauchte lange Zeit, bis die Freude an den schönen Kleidern all diese Strapazen überwand; aber am Allerschwersten fiel es ihm, nirgends von seinen lieben Eltern reden zu dürfen, und von dem, was es bei denselben gethan und wie so ganz wohl ihm dort gewesen.

Nachdem das Mädchen in den vornehmen Wendungen und Drehungen einige Fertigkeit erlangt hatte, wurde es auch in den vornehmen Haüsern eingeführt, in denen sein Herr Oheim als Hausfreund galt. Da war es Anfangs ganz selig. So liebe Leute, die mit ihm so ganz und in Allem zufrieden waren, hatte es in seinem Leben nie gesehen. Es hatte gar nicht gewußt, daß so viel Gutes und Schönes an ihm sey, als man ihm hier sagte. Das freute es denn gar sonderlich. Diese Freude wurde nur immer am nachfolgenden Tage oder schon auf dem Heimwege verbittert, wenn der Herr Oheim es in diese Haüser selber begleitete. Da war des Kritisirens kein Ende. Es hatte bereits gar nichts recht gemacht. Da hatte es zu laut gelacht, dort hatte es zu stille geredet; hier hatte es zu wenig, dort zu stark sich verbeugt. Bald war es zu vorschnell, bald zu spröde gewesen, und die gegründete Furcht, es nie zu etwas Rechtem bringen zu können, war gewöhnlich der Schluß solcher Zurechtweisung. Das gute Mädchen hatte nämlich trotz aller Abrichtung noch Vieles von natürlicher Munterkeit an sich, und ließ sich, wo ihm so ganz wohl war, gar leicht gehen, ohne allen Rückhalt und ohne alle Grimmasse. Das konnten sogar die Vornehmen, die selber nichts Natürliches, sondern lauter geschraubtes und verzerrtes und gespreiztes Wesen an sich hatten, wohl leiden; ja sie lobten es sogar und beneideten das Mädchen darum. Aber dem Oheim war's nicht recht, es roch

zu sehr nach dem Bürgerlichen, als daß es ihm nicht recht zuwider seyn mußte.

Nachdem das 18jährige Mädchen schon öfters kleinere Spaziergänge mit den vornehmen Damen und Fraülein gemacht hatte, wurde es einmal auch zu einer größern Landpartie eingeladen. Man ging einen sehr angenehmen Weg über Wiesen und durch Wälder, und kam erst nach etwa zwei Stunden an das Ziel des Ausfluges. Das gute Landmädchen war überselig auf dem ganzen Wege, und gar so gerne hätte es erzählt, wie es früher, noch im vorigen Sommer, oft solche Partien gemacht, wenn es die neuen Kleider den Eigenthümern gebracht habe. Allein es gedachte der Mahnung des Oheims und behielt reinen Mund.

Als man am Ziele der Wanderung angelangt war, klagten die Fraülein und Damen alle über die große Ermüdung, die sie fühlten, und wie sie kaum sitzen könnten. Ja Einige meinten sogar, sie würden nicht einmal etwas essen können vor lauter Müdigkeit; denn der Weg sey doch gar so weit, und durch den Wald sey es doch gar so garstig gewesen, und die Hitze sey auch gar so drückend und lästig. Unser Landmädchen allein spürte keine Müdigkeit, sondern eine Frische und ein Wohlseyn wie noch nie, seitdem es beim Herrn Oheim sich aufhielt. Es sagte es auch unverholen, wie so gar nicht müde es sey und wie es leicht noch zweimal so weit gehen könnte. Das war Allen sonderbar, und schon wollten einige der sehr Vornehmen meinen, die gemeinen Leute

könnten eben mehr ausdauern als die andern, da man gerade noch zur rechten Zeit die Nähe des empfindlichen Oheims gewahrte und das Gespräch unterbrach.

Indessen setzten sich Alle um einen großen Tisch und labten sich köstlich an den Leckerbissen eines ländlichen Mahles. Der Butter war ausgezeichnet, der Käs unübertrefflich; auch das Bier hätte nicht besser seyn können, und was noch Alles übertraf, war der köstliche Kaffee. Alle frühern Befürchtungen, daß man von wegen der zu großen Müdigkeit nicht würde essen können, waren ganz überflüßig gewesen. Unser Landmädchen war ganz in seinem Elemente, lernte den Damen die Sprüche und Lobeserhebungen der Speisen ab, und meinte, an diesem Tage außer der Erholung auch noch sehr Viel gewonnen zu haben an Lebensmanier und allerlei Wissenschaft.

Allein dieser Ansicht war der Oheim nicht. Er hatte wieder entsetzlich zu klagen, wie es ihm so viel Schand und Verdruß bereite, wie so gar ungelehrig es sey, wie er bald an seiner Bildung ganz verzweifeln müsse. Das Erste, was er zu tadeln hatte, war, daß es nicht auch müde geworden sey wie die andern Frauenzimmer. Es hätte ja gesehen und gehört, daß Alle müde geworden, und da hätte es doch daraus abnehmen sollen, daß es keine Ausnahme machen dürfe, wenn es je die Ehre haben wolle, diesen Leuten anzugehören. Vornehme Leute seyen von Natur aus schwächlicher und müßten darum müde werden, und daran erkenne man's

leicht, ob eines vornehm sey oder nicht vornehm. Dann für's Zweite hätte es allem guten Ton zuwider das Butterbrod gar so gut sich schmecken lassen. Wenn auch die Uebrigen eben nicht sonderlich rückhaltig gewesen wären, so hätten sie gerade dadurch gezeigt, daß sie sehr vornehm seyen, indem sie über die gewöhnlichen Schranken sich hinausgesetzt und ganz frei sich bewegt hätten. Es aber, da es erst noch im Probejahr des Vornehmseyns sich befinde, müsse sich's zur Regel machen, überall, wo man ihm außer seinem Hause etwas vorsetze, nur recht wenig zu genießen; daran werde man erkennen, daß es wirklich Bildung habe von Haus aus, und daß es zu essen bekomme im Hause drinnen. Endlich Drittens sey es auf dem Wege gesprungen und gehüpft, als wäre es ein Hirtenmädchen. Er wenigstens habe sich dieses ihn so unangenehm berührenden Gedankens, Jedermann sehe es für ein Hirtenmädchen an, gar nicht entschlagen können. Er hoffe, es werde sich diese Lehren merken und ihm nicht mehr so unsäglich bittere Stunden bereiten.

Und das Landmädchen hat sich die Lehre wirklich gemerkt und von seiner Gelehrigkeit beim nächsten Anlaß eine bewunderungswürdige Probe abgelegt, so daß selbst der Oheim sich höchlich erfreute und an seiner Bildung durchaus nicht mehr verzweifelte.

Nach vierzehn Tagen wurde dieselbe Wanderung unternommen, auf der man sich das letzte Mal gar so köstlich amüsirt hatte. Man schlug den nämlichen

Weg ein über Wiesen und durch Wälder und Alles war guter Dinge; nur unser bildungsbegriffenes Landmädchen wollte es nirgends recht finden. Bald drückte es der böse Schuh, bald brannte es die Sonne, bald that ihm der Kopf weh, bald hatte es Schmerzen im Rücken. Es glaubte kaum, daß es das Ziel der Wanderung erreichen würde, und es bliebe recht gern im Walde und wartete auf die Rückkehr der Andern, wenn's im Walde nicht zu kühl und auf dem Boden nicht zu feucht wäre. Wie es das letzte Mal bald der Einen, bald der Andern seinen Arm geboten, und sie mehr getragen und gezogen als geführt hatte, nachdem es vorher hin und wieder gerannt war; so ließ es sich jetzt von den Andern führen und schleppen. Die andern Frauenzimmer meinten, es müsse das Mädchen plötzlich eine Schwäche angefallen haben, wie es ihrem Geschlecht leicht geschehe, und hatten großes Mitleiden mit ihm. Bei all dem sah es aus wie's Leben, und als man an einen Graben kam, wo die Begleiterinnen es versuchten, auf Umwegen hinüber zu kommen, vergaß es sich so weit, daß es hinübersprang wie ein Reh. Drüben aber ergriff es wieder seine Rolle und war auf einmal noch schwächer. Mühevoll am Ziele der Wanderung angelangt, konnte es nicht mehr stehen und nicht mehr sitzen. Die Begleiterinnen hatten so viel mit ihm zu thun, daß sie ihre eigene Müdigkeit ganz vergaßen. Sie stützten die Schwache links und rechts und ließen hinten Kissen anbringen, damit sie sich sanft anlehnen könne. Allein

das Alles wollte nicht helfen. Von einem Essen war gar keine Rede. Es meinte, es müsse vor Müdigkeit sterben. Die Damen und Fraülein meinten, es wäre doch nicht gut, wenn es so in der Gaststube sterben würde; man sollte es in ein Bett legen, dann könnte es doch im Bette sterben. Es meinte auch selber, es wollte noch lieber im Bette sterben, als in der Gaststube. Es wurde nun in einem Gastzimmer ein Bette zurecht gerichtet und zwei handfeste Mägde nahmen das achtzehnjährige Kind, trugen es zur Gaststube hinaus, über eine Stiege hinauf, in's Gastzimmer hinein und legten es sammt den Kleidern in's Bett, damit es doch im Bette sterben könnte.

Allein es ist im Bette nicht gestorben. Es hat sich allmählig erholt und zwar so gut, daß es meinte, das Heimfahren aushalten zu können. Die übrigen Damen und Fraülein hatten nämlich, um nicht wieder so sehr ermüdet zu werden, wie das vorige Mal, einen Stellwagen bestellt, der sie abholen mußte. Als dieser angekommen und Alles zur Fahrt bereit war, mußten die zwei handfesten Mägde wieder kommen, das achtzehnjährige Kind nehmen, es aus dem Gastzimmer heraus, die Stiege herunter, zur Thüre hinaustragen und in den Wagen hineinsetzen, nachdem man ehevor Kissen unterlegt hatte, damit es sanft aufsitze.

Der Oheim war dießmal auch wieder dabei und hätte schon ein und andermal meinen mögen, die gute Nichte hätte die letzte Belehrung gar zu gut

verstanden;

verstanden; allein er war seelenvergnügt, daß er an der Bildung der guten Nichte nicht mehr verzweifeln durfte. Die gegenwärtigen Damen und Fräulein fanden Alles ganz natürlich, nur ein Einziges, ein etwas witziges Ding, wollte manchmal meinen, man spiele eine Komödie.

Am folgenden Tage hatte der Oheim, wo er immer hinkam, nichts Wichtigeres zu erzählen, als wie seine Nichte gestern auf dem Spaziergang gar so schwach geworden sey, daß sie nicht mehr gehen, nicht mehr sitzen und essen konnte, daß sie sich niederlegen mußte, und daß sie zwei Mägde zu Bette getragen. Viele von denen, die es hörten, fanden gar nichts dahinter; sie meinten einfach, das Mädchen sey halt krank gewesen und begriffen den Oheim nicht. Andere meinten, d i e könne es noch weit bringen in der Affektation und Verstellung und könnte auf den Brettern ihr Glück machen. Noch Andere lachten über den Onkel und über die Nichte und über diese ganze Bildung, und meinten, das heiße doch die Unnatur auf's Höchste treiben.

Was weiter aus der Nichte geworden, darüber geben die Blätter der Geschichte keine Aufschlüsse. Jeder Vernünftige kann sich's selber denken und hat dabei Gelegenheit, die gänzliche Verkümmerung einer edlen Seele zu beweinen.

* * *

Und wäre auch nur diese einzige Seele in solcher Verkrüppelung zu Grunde gegangen, so wäre es

schon nicht mehr zum Lachen und wäre des Weinens werth; allein es ist dieß nicht die einzige, sondern nur das Abbild der Menge. Und das ist des Jammerns werth und muß Alle, denen das allgemeine Wohl noch nicht etwas Gleichgültiges ist, zur Abwehr des Jammers auffordern.

Es gibt vielleicht mit Ausnahme der eigentlichen Liederlichkeit keinen Weg, den Menschen so planmäßig zu Grunde zu richten, wie den hier in scharfen Umrissen gezeichneten. Zuerst wird die Liebe zu den Eltern aus dem Herzen gerissen und damit der Anfang gänzlicher Herzlosigkeit gemacht. Mit der Elternliebe schwindet das Herz bis zur gänzlichen Einschrumpfung. Es wird fortan Nichts mehr geliebt, sondern es wird die Liebe nur affektirt. Die Liebe selbst ist gemordet und man hat jetzt nur mehr eine Fratze, eine Maske der Liebe und der natürliche Ausdruck ist ganz zur Grimasse geworden.

Mit der Liebe und mit dem Herzen ist auch alle Wahrheit dahingeschwunden. Es ist jetzt ein Leben der Heuchelei, der Verstellung und Gleißnerei begonnen, das keine natürliche Geradheit, Aufrichtigkeit und Offenheit mehr kennt, sondern nur in Manieren und Complimenten sich bewegt und wendet und drehet, und am Ende auch den letzten Rest wahrer Menschlichkeit über Bord wirft.

Daß da, wo man vor Menschen immer nur lügt, d h. immer anders ist und redet und thut, als Einem zu Muthe ist, und wo man auch vor sich selber immer Lügner ist, oder wo man, wie das Sprich-

wort sagt, lügt, wenn man allein geht — daß da von einer Wahrheit und einem Wahrseyn vor Gott nicht die Rede seyn könne, das versteht sich von selber. Man will auch Gott mit Complimenten ehren, und verfällt in einen Mechanismus und in eine Äußerlichkeit, wogegen der Pharisäismus der Pharisäer zu Christi Zeit nur Kinderei gewesen.

Solche Menschen, sie mögen im Äußern als schöne Statuen erscheinen, voll Eleganz und Pracht, sind innerlich nur Gespenster; die Seele ist verkümmert und fasset den Geist nicht; der Geist findet wie die Taube Noahs keine Stätte, wo er ruhen könnte, ist überall gekränkt und verstoßen, und wird, allenthalben vertrieben und geächtet, ein Irrgeist.

Vor solchem Elende zu warnen und auf die Anfänge desselben aufmerksam zu machen, damit man diesen widerstehe, das und sonst Nichts ist die Absicht dieser Erzählung.

34.

Wie zwei Krähen elendiglich um ihre falschen Federn kommen.

Zwei Schwestern, die ihre Jugendjahre in ihrem elterlichen Hause so ganz nach ihrem Belieben verlebt hatten, kamen, schon lange mehr als groß genug zum Dienen, in das Haus eines ziemlich vornehmen Herrn. Die Eine von Beiden mußte die Haushaltung führen, die Andere sollte sie darin unterstützen. Beide sollten überdem auch arbeiten in der Küche und im Hause herum. Beide hatten auch zum Arbeiten mehr Geschick als Freude. Sie waren das Arbeiten nicht gewohnt und hatten ihr Leben lang immer lieber gefeiert als geschwitzt. Sie meinten, das Arbeiten mache müde und rauhe Hände, und es gebe doch nichts Ermüdenderes als die Müdigkeit und die Rauhheit sey schon recht rauh, und Beides vertrage sich nicht recht mit dem Vornehmthun, was ihnen doch schon um ihrer Geburt willen zustehe.

Die ältere war mehr ernst und gemessen, und konnte es überhaupt besser spielen. Die jüngere wollte es viel nobler geben und war noch nicht recht eingeschult. Sie war sehr lernbegierig und eben so gelehrig. Was sie an vornehmern Leuten wahrnahm, suchte sie nachzumachen. Und weil die Vornehmen trotz dem Vielen, das sie Alle einlernen müssen, doch auch immer noch etwas Eigenthümliches

haben, das jedes in besonderer Weise treibt, und diese gelehrige Schülerin in diesen Stücken alles Auffallende nachmachte; so wurde ihr Benehmen ein so buntes Mischmasch von Eigenthümlichkeiten, daß es alle Hanswurstenjacken weit übertraf. Wenn sie auf ebener Straße ging, so meinte man oft, sie müsse einen Berg hinansteigen, so gewaltig geberdete sie sich. Wenn sie über ganz trocken Feld ging, setzte sie oft die Schritte so, als sey sie verzaubert und meine in der Verzauberung, sie müsse über einen Bach gehen und recht Acht geben, daß sie auf die einzelnen Steine trete, die aus dem Wasser herausschauen. Manchmal meinte man, sie gehe über lauter Eier und müsse recht sich in Acht nehmen, daß sie keines zertrete und keine Gelbfüßlerin werde. Sie soll aus dem Land der Gelbfüßler gewesen seyn. Oft meinte man, sie suche Stecknadeln im Sande oder im Grasboden; dann schien es wieder, sie wolle ihren Kopf nicht mehr aufrecht haben, sondern sie möchte ihn rückwärts über den Rücken hinunterhängen lassen, wie der Haderlumpensammler seinen Lumpensack. Einige Leute meinten, sie habe einen bösen Zusatz, andere aber waren der Ansicht, es sey ihr von bösen Leuten so angethan, daß sie alles Lächerliche nachmachen müsse, was die vielen vornehmen Leute des Städtchens miteinander an sich hatten, und was für jedes Einzelne schon hinreichend war. Dabei war sie sehr redselig, und verstand sich sehr gut auf Beurtheilung der Kleider und auf die neuen und neuesten Moden. Ihr Schädel mußte sich

die kuriosesten Behandlungen und Mißhandlungen gefallen lassen. Bald sah er ganz natürlich einen Schafkopf gleich, und dieß war auch die Frisur, die ihr am Besten anstand; bald war er verschneggelt und verringelt und verstrichen und versalbt, daß man gar nicht wußte, was man daraus machen sollte. Kam man in ihre Nähe, so meinte man, es müsse irgendwo ein Salbenträger, so ein Hausirer in der Nähe seyn, der seine Bude mit sich trägt und Allen geben kann, was sie wollen. Von den unzähligen Maschen und Bändern und von der Abänderung derselben will ich gar nicht reden.

Die Aeltere begnügte sich mit einer einzigen Auszeichnung, in Hinsicht auf die Stellung nämlich, die sie in früherer Zeit von einer Wirthin angenommen hatte. Wo sie immer stand, da spreizte sie die beiden Hände auf die Hüfte, gerade so, als wenn sie es den Drehgreteln abgelernt hätte, die man um einen Groschen auf der Dult kauft und die den Kindern gar große Freude machen, weil sie immer gleich tanzen, sobald man auf den Tisch schlägt. In früheren Zeiten hat es auch große Krüge gegeben, die zwei Arme haben und eine ähnliche Figur bilden.

Das Widerwärtigste an diesen beiden Menschenkindern war, daß sie alle andern Leute, besonders Dienende, recht geringschätzend und verächtlich behandelten, obgleich sie selber auch nur Dienende waren.

Einst waren eben mehrere Dienstboten von den Nachbarsleuten im Hause dieser Schwestern versam-

melt. Sie hatten etliche Tage vorher zur Verherrlichung eines Festes für dieses Haus mitgearbeitet, und sollten jetzt einfach und freundlich bewirthet werden. Selbst der Herr des Hauses war eine Zeit lang bei der muntern Gesellschaft und trug das Seinige bei zur Erheiterung. Den Eingeladenen war recht wohl, denn solche Freundlichkeit hatten sie noch nie erfahren in diesem Hause. Sie waren aber auch noch nie in so naher Umgebung des Herrn gewesen.

Kaum war der Herr fortgegangen, wurde aus einem andern Ton geblasen. Es hatte die Schwestern schon lange verdrossen, daß der Herr mit diesen Dienenden so freundlich sey und daß Alle sich so wohl befanden. Die Jüngere war ganz grün und gelb geworden, und hatte Kopfweh vorgeschützt, als der Herr sie fragte, warum sie nicht so munter sey wie die Uebrigen. Nachdem der Herr fortgegangen, waren sie wieder die Herrschaften, und das sollten auch alle Gegenwärtigen fühlen. Sie hatten sich immer als königlich württembergische Beamtentöchter ihrer hohen Geburt gerühmt und damit groß gethan. Ihre ganze Umgebung konnte sich dessen nicht rühmen, und wollte es auch nicht. Kaum war der Herr fort, faßte die Jüngere wieder Muth und machte sich an eine Nachbarsmagd mit der Frage, ob sie auch eine Heimath habe und wer ihre Eltern seyen. Diese antwortete in aller Unbefangenheit, sie sey in Kratzstätt zu Hause und ihre Eltern seyen Ziegelarbeiter beim Zieglermeister daselbst. Das war nun ein Gelächter und ein Gespötte von der

königlich württembergischen Beamtentochter über Kratzstätt, wo es wahrscheinlich sehr krätzig hergehen werde, und über das Ziegelmachen, und ob sie wohl auch aus Ziegelerde gemacht und im Ofen gebacken worden sey. Die gute Magd erwiderte lachend, das wisse sie nicht, aber krätzig sey wenigstens in ihrer Heimath nie eines der Kinder gewesen und die Eltern brächten sich ganz ehrlich fort. Die Beamtentochter hatte an dieser Armen jetzt ihren Muth gekühlt, und fragte eine andere, gar stille Person, die beim nächsten Nachbar nebst Anderm auch die zwei Kühe besorgte, ob sie außer dem Stallmisten auch was gelernt habe, und ob man bei ihr zu Hause nicht im Stalle esse und schlafe. Diese entgegnete, sie habe von Kindheit an alle Feldarbeiten lernen müssen und verstehe sie noch; sie habe aber auch von der Mutter das Nähen und Stricken gelernt und das könne sie auch brauchen. In ihrer Heimath esse und schlafe Niemand im Stalle als die Kühe und die Hennen. Jetzt wagte sie sich an eine Andere, die von Natur aus etwas schnippig war und ihr schon manchen Trumpf hinausgegeben hatte. „Gibt's in Ochsenhausen auch was Anderes als Ochsen?" war die sehr geistreiche Frage. „Ja," sagte das Schnippchen, „wenn Sie hinkommen, dann hat man dort auch einen Affen, und wenn Ihre Schwester hinkommt, dann hat man dort auch einen gut aufgeschwänzten Esel."

Beide Schwesterchen wollten eben recht böse werden, da trat ein fremder Mann herein, den Nie-

mand zu kennen schien. Er ging gleich auf die beiden Schwestern zu und sagte: „Grüß Gott Lene! Grüß Gott Sepha!" „Dank Gott Franz Michael!" erwiderten Beide sehr gelassen, als wenn nichts vorgefallen wäre. „Wie kommt Ihr so weit her?" „Ich hab' mir Arbeit gesucht, und hab' gehört, hier im herrschaftlichen Walde sey Arbeit zu bekommen. Es ist mir schlecht gegangen. Der königliche Holzwart hat uns entlassen; wir sind schon drei Monat ohne Arbeit. Ihr werdet Alles selber wissen; man hat lauter junge Holzhacker angestellt; es ist mir gegangen wie euern Vater, er hat jetzt auch keinen Verdienst und kein Brod, und ich will ihm's bringen, wenn ihr ....." „Kommt doch mit hinaus, Ihr müßt etwas essen," unterbrach ihn die jüngere Schwester, die nicht leicht außer Fassung kam, während die ältere weiß und roth und gelb und grün wurde und alle Farben des Regenbogens bekam nacheinander. Der Fremde meinte, er wollte am liebsten in der Gesellschaft bleiben, und essen möge er Alles, was was man ihm gebe, und Durst habe er auch wie eine Karpfe. „Es sey ein großes Unheil in der Heimath, weil im Frühling die einzige Kuh darauf gegangen und die kleinern Kinder in Folge der schlechten Nahrung krank und krätzig geworden," berichtete er noch weiter zum Ueberfluß und zum Ueberdruß. Man sah, daß der Mann eine Autorität hatte gegenüber den beiden Beamtentöchtern. Nicht Jeder hätte so reden und so fordern dürfen. „Ihr habt's hier freilich gut," fuhr er fort; „bei uns geht's schon

schlechter. Mein Weib, eures Vaters Schwester, ist auch immer kränklich und wäre recht froh, wenn ihr mir warme Kleidungsstücke für sie mitgeben könntet auf den Winter. Wenn wir keine Holzarbeit mehr bekommen in der Nähe, so müssen wir den nächsten Winter erfrieren. So geht's in eurer Heimath auch; denn wir kriegen kein Abholz, wenn wir nicht im königlichen Walde arbeiten."

Die eingeladenen Mägde sahen ganz verdutzt drein und waren wie vom Himmel gefallen, oder vielmehr, es war ihnen, als wären die beiden Beamtentöchter aus ihrem erdichteten Himmel in eine Holzhackerhütte hineingefallen, und sie müßten dafür Zeugenschaft leisten. Das Schnippchen, das nur mit Mühe sich einhalten konnte, hielt sich gar für den Cherub, der am Eingang zu diesem Beamtenhimmel stehen und dafür sorgen müßte, daß diese zwei Schwestern nicht mehr in denselben hineinkommen könnten. Von dieser Zeit an gaben's die beiden Schwestern wohlfeiler und rühmten sich nie mehr ihrer Abstammung von Beamten; ob ihnen diese Demüthigung wirklich Anlaß zur gründlichen Besserung gewesen, oder ob sie auch nach ausgerupften Pfauenfedern noch dieselbe Eitelkeit und Thorheit innerlich bewahrt haben — das kann hier nicht versichert werden. Wir wollen das Bessere hoffen.

* * *

Merke 1. Die wirklichen Beamtentöchter sind nicht so thöricht und nicht so eitel, wie diejenigen, die sich dazu machen durch Lügen.

Merke 2. Nicht Jeder ist ein königlicher Beamter, der im königlichen Walde Holz hacket!

Merke 3. Hoffart kommt vor dem Fall, d. h. die Hoffart kommt zuerst und der Fall kommt ihm gleich nach, und ist nichts Anderes als das Heraustreten der inneren Häßlichkeit in die Erscheinung.

35.

Der rückhaltige Müller.

Eines Tages kamen zwei Roßhändler aus dem Holzländle herüber nach Pfronten, um junge, einjährige Pferde einzukaufen. Sie fragten überall, das heißt in allen Wirthshaüsern, in denen sie einkehrten, zuerst in Weisbach, dann auf dem Berg beim oberen Wirth und beim Brecheler, dann im Ried und in den Heitlern nach Jährlingen und erhielten nirgends befriedigende Auskunft. Zuletzt fiel dem Wirth in den Heitlern ein, daß der Joase Müller ein Paar junge Pferde hätte, wie die zwei Männer sie wünschten, und er sagte es ihnen, indem er sie über die Richtung des Weges, den sie einschlagen müßten, belehrte.

Die zwei Roßhändler waren seelenfroh, daß sie endlich einmal etwas erfragten und daß dieser Gang nicht ganz ein Metzgergang*) werden sollte. Sie gingen

*) Metzgergang ist ein umsonst gemachter Weg, wie ihn oft die Metzger in einer früheren Zeit machen mußten, vorzüglich wenn gerade vor ihnen ein Anderer Alles aufgekauft hatte.

durch's große Dorf hinauf bis an's Ende, ließen sich im letzten Hause nochmal die schon beschriebene Mühle zeigen, damit sie ja des Weges nicht verfehlten und kamen endlich glücklich in der Joase-Mühle an.

Sie erkannten den Müller, der eben vor der Mühle etwas zu thun hatte, an seinen weißbestaubten Kleidern und fragten ihn sogleich: „Ist's so, hast du ein Paar Jährlinge?" „Ja," antwortete der Müller. Sie fragten weiter: „Kann man die zwei jungen Pferde sehen?" „Ja," antwortete der Müller, „sie sind aber bis in der hintern Alme drüben, und dahin ist's bereits dritthalb Stunden zu gehen. Ihr werdet allein auch nicht hinauffinden." Sie fragten weiter: „Kann uns Niemand den Weg da hinauf zeigen, daß wir die Jährlinge sehen können?" „Ja," antwortete der Müller, und sogleich rief er seinem Mühlbuben: „Hansjerg!" „Was ist's?" rief dieser aus der Mühle heraus. „Du sollst mit den zwei Männern in die hintere Alme hinaufgehen, sie wollen die zwei jungen Pferde sehen," rief ihm der Müller zu. „'s ist schon recht," schrie Hansjerg, und augenblicklich war er auch da und zur Bergreise bereit. „Du mußt noch etwas essen," sprach der Müller, „es ist schon zehn Uhr, und vor Nachmittag drei Uhr kommst du nicht mehr zurück." Und damit ward Hansjerg in die Küche beschieden, wo er sogleich Milch und Brocken zu essen bekam, und ein Stücklein von einem geselchten (eingesalzenen und geraücherten) Fleisch mit Brod

in die Tasche. Der Müller unterhielt sich mittlerweile mit den beiden Männern über Allerlei, was es im Ländle draußen gebe.

Jetzt war Hansjerg bereit zum Abmarsch. Der Müller gab ihm noch gute Lehren, wie daß er zuerst zum Roßhirten gehen, diesen mitnehmen und von ihm sich die Jährlinge sollte zeigen lassen, damit er den Fremden am Ende nicht die unrechten zeigte. Wohlunterrichtet ging Hansjerg mit den zwei Roßhändlern die Straße hin, die über den „Fall" nach Thannheim und rechts hinüber in die hintere Alme führte. Im „Falle" hätten die beiden Roßhändler gern noch eingekehrt, denn es war bereits schon zwei Stunden, daß sie im letzten Wirthshause gesessen und gegessen und getrunken hatten; allein sie meinten doch, sie könnten jetzt vorüber gehen und am Rückwege einkehren. Sie bekämen bis dahin noch mehr Appetit und noch mehr Durst, meinten sie. Und sie haben gut gethan, daß sie nicht noch einmal eingekehrt sind; denn mit vollen Bäuchen hätten sie den Weg nicht so hurtig laufen und den Berg nicht so heiter ersteigen können. Ehe die anberaumte Zeit von dritthalb Stunden verflossen war, standen sie vor der Hütte des Roßhirten und konnten schon ihr Begehren vorbringen. Der Hirt war willig; „eine Maß Bier wird's wohl tragen," dachte und sagte er, und zeigte den beiden Fremden die zwei herrlichen Pferde des Joase-Müllers. Die Roßhändler konnten sich an den schönen Jährlingen kaum satt sehen, sahen sie immer wieder an, wollten dann weiter

gehen, und wendeten sich wieder um und sahen die Pferde nochmal an. Und als sie dieß recht oft gethan, mahnte endlich der Mühlbube, daß man doch wieder heimgehen müsse. Er befürchtete, sie könnten sich im Anschauen der Pferde so vergessen und verlieren, wie jener Klosterbruder sich über zweihundert Jahre vergessen an dem Anhören eines himmlisch-singenden Vögeleins außerhalb dem Klostergarten, der Art, daß er meinte, es seyen nur einige Minuten vorüber. Endlich zog jeder der beiden Fremden seinen Geldbeutel aus dem Sack und gab dem Roßhirten einen Sechser, und dem Hansjerg auch einen Sechser. „Das wäre schon das Ansehen dieser Pferde werth gewesen," meinten sie. Und nach dieser Beschenkung brachen sie auf. Auf dem Rückwege sprachen sie nur von den zwei prächtigen Jährlingen und kümmerten sich wenig darum, daß der Mühlbube das Gespräch hörte. Es war ihnen Hunger und Durst vergangen, so zwar, daß sie am „Fall-Wirthshause" vorüberkamen, ohne hineingerissen zu werden.

Erst gegen vier Uhr Nachmittags kamen sie zur Joase-Mühle zurück, trafen wieder den Müller vor der Thüre beschäftiget und waren von ihm auch schon beobachtet worden, wo sie von der Straße weg auf den Fußweg gegen die Mühle hergingen.

Der Müller sah ihre etwas verhüllte Freude auf ihren Gesichtern und fragte: „Nun! habt ihr's jetzt gesehen, meine zwei Jährlinge?" „Ja wir haben's gesehen," antworteten diese. „Und wie haben sie euch gefallen?" fragte der Müller weiter. „Gut im

Ganzen, gut," erwiderten diese; „'s ist kein besonderer Fehler daran," sagte der Eine; „aber es ist auch nichts absonderlich Schönes daran," sagte d'rauf der Andere. „So," war des Müllers kurze Erwiderung, und zugleich schickte er sich an, einen andern Diskurs anzufangen. „Nun denn," sprach Einer von den Roßhändlern, „was hast du denn für einen Preis auf diesen zwei Jährlingen?" „Was muß man dir dafür geben?" „Ja die zwei Jährlinge sind mir nicht feil und sind mir nie feil gewesen," antwortete der Müller. Jetzt wollten die Roßhändler grob werden, ihm Vorwürfe machen und sagten noch besonders: „Das hättest du uns ja gleich Anfangs sagen können; dann wären wir nicht bis in die hintere Alme hinaufgelaufen." Der Müller erwiderte: „Darum habt ihr mich gar nicht gefragt; ihr habt nur gefragt, ob man die zwei Jährlinge sehen könne, und ich habe gesagt: Ja! und hab' euch den Buben mitgegeben, daß er's euch zeige. Ich hab' an diesem Verdruß keine Schuld."

* * *

Der Müller war ein Schlüffel, und hätte wohl denken können, daß zwei Roßhändler nicht fünf bis sechs Stunden weit laufen wollen, um zwei Pferde anzusehen. Aufrichtige Leute machen es nicht so. Sie machen Andern keine Mühe und keine Auslage umsonst, sondern sagen gleich, wie es ist, stets eingedenk des Wortes: „Was ihr nicht wollt, daß man euch thue, das thut auch Andern nicht."

Bei diesen zwei Roßhändlern war nicht so gar viel verloren; sie wären vor Abend doch nicht aus Pfronten hinausgekommen und vor Mitternacht nicht zurückgekehrt in's Ländle, sondern hätten die andern zwei Wirthshaüser auch sehen und das Bier darin verkosten müssen, und wären am Ende noch bis an's Schänzle hinunter zum Tyroler Wein.

36.

Wie ein Holzhacker die Leute anführt und die Abschaffung der abgeschafften Feiertage veranlaßt.

Eine der freundlichsten Beschäftigungen im Gebirgslande ist die Fällung und Zubereitung des nothwendigen Brennholzes für den Winter, und da und dort auch eines Bauholzes für unvorhergesehene Fälle und einiger Sägbaüme, damit ja die Bretter nicht ausgehen, die in großen Beugen hinten oder unten an den Haüsern aufgeschichtet werden. Der Alpensohn, der überhaupt wenig mit der ebenen Erdscholle zu thun haben will, der sie nicht einmal gern aufwühlen und aufhacken mag, sondern sich mit dem zufrieden gibt, was sie ihm nach reichlicher Düngung von selber und auf der Oberfläche darbietet, der Alpensohn ist noch weit freudiger gestimmt und froher in seiner Seele, wenn er die steilen Berge hinansteigen und auf den Bergen selber Beschäftigung finden kann. Da geht's an ein Jodeln und Jauchzen schon am frühesten Morgen, sobald die Heimath verlassen und das

das Vater unser zur Abwendung alles Unglückes für den ganzen Tag gebetet ist, und der Weg bergan und dann bergauf führet. Auch die Zurückbleibenden freuen sich über das Glück, das den Jodelnden und Jauchzenden zu Theil wird, und stimmen ein in den Jubel und in das Jauchzen der Hinaufziehenden, sehnlich wünschend, mithinaufsteigen und Baüme fällen und schälen und sägen und herabriesen *) zu können. Die Einen ziehen nur in die nächstliegenden Wälder und kehren schon am Abende wieder zurück; die Andern ziehen weiter bergeinwärts über zwei- und drei Stunden weit, und da lohnte sich's nicht, bloß für einen Tag den Weg zu machen, man müßte ja die Hälfte Zeit des Tages mit Hin- und Hergehen zubringen. Da zieht man am Montag aus und bleibt bis die Holzarbeit fertig ist, oder bis am Samstag Abends, wo man jedesmal zurückkehrt, auch wenn man mit der Arbeit nicht fertig geworden.

Im Walde hat man sich ganz kleine Hütten von den Spitzen der geschlagenen Fichten und Tannen erbaut, die Klumsen und Ritzen mit Moos verschoppet (verstopft); neben dem Eingang hat man einen Herd und an der gegenüberstehenden Seite eine Liegerstätte zubereitet. Es ist eine Art Sopha; die Umfassung ist aus vier groben Bengeln gefertiget, den Inhalt bildet etwas Moos und Heu, das den ganzen Sommer über nie aufgewühlt wird und dar-

*) Das Herabfördern der Holzblöcke von den Bergen auf die Ebene heißt man „riesen", und die Schlucht, in der sie herabkommen, nennt man das Ries.

um an Festigkeit allmählig dem Kalksteine nahe kommt. Eine Art Mantel aus weißem oder grauem, sehr grobwollenem Tuche bildet die Decke.

In dieser Hütte kocht sich der Holzmacher zweimal des Tages seine fetten Mehlspeisen, die sonst Niemand kochen und die noch viel weniger Jemand genießen könnte; denn diese Speisen sind so fett, daß die dazu verbrauchte Butter dem dabei verwendeten Mehle wenigstens gleichkommt. Ein tüchtiger Holzarbeiter hat bekanntlich alle Tage ein Pfund Butter nothwendig, wenn er bei seiner Arbeit bestehen will.

In dieser Hütte schläft der Holzarbeiter vom Beginne der Abenddämmerung angefangen, bis er den Morgen grauen sieht, und darum seine nicht ganz feine Arbeit beginnen kann. Diese Leute haben ihre Arbeit im Griff und könnten ihr vortrefflich Auge leicht einem Andern zu leihen geben. Von Augengläsern wissen diese Männer der Berge nichts. Der Holzarbeiter beginnt nüchtern seine Arbeit um drei Uhr oder um vier Uhr in der Früh, und arbeitet fünf Stunden lang fort, ohne an ein Frühstück zu denken; dann, wenn's gegen neun Uhr geht, legt er die Axt bei Seite, nimmt den Kochlöffel in die Hand und bereitet sich sein Essen, das er weder Frühstück noch Mittagmal nennen kann; denn für dieses ist's zu früh, für jenes ist's zu spät, und darum nennt er's das erste Essen. Nach dem Essen ruht er eine Weile, aber noch ehe es zehn Uhr werden will, ist er wieder an der Arbeit und arbeitet fort bis Nachmittag drei Uhr oder vier Uhr, wo er wieder

die Axt bei Seite legt und den Kochlöffel zur Hand nimmt, und Anstalten zur Befriedigung des sich wieder meldenden Appetites macht. Ist wieder gekocht und gegessen, so wird nochmal eine Weile geruht, und dann wird die Arbeit fortgesetzt bis es will Abend werden. Jetzt jauchzet der frohe Holzer, der sein Tagewerk vollendet und nichts als Freude im Herzen hat, noch seinen Nachbarn zu, jodelt einige Stücke oder hört den ferne Jodelnden zu, geht dann zur Hütte, betet noch sein „Vater unser" und „der Engel des Herrn" und „o du liebes Schutzengele mein!" und schläft bis zum Grauen des neuen Morgens.

Besonders freundlich ist der Tag, an dem man wieder zu den Seinigen nach Hause kommen kann — der Samstag. Man geht, wo möglich, noch früher an die Arbeit, um einen frühen Feierabend machen zu können. Den ganzen Tag freut man sich der nahen Rückkehr. Es wird nur ein einzigmal, aber etwas mehr als sonst gekocht, und wenn man nicht mehr Alles zu essen vermag, so wird's bei etwas Kohlenfeuer aufbewahrt bis zur Stunde der Abreise und im Fortgehen noch verzehrt. Ist dieß geschehen und das letzte „Vater unser" gebetet, dann geht's an ein Jodeln und Jauchzen, noch weit ärger als am Montag, da man von Hause ausgegangen.

In der Gegend, in welcher die hier zu erzählende Geschichte sich zugetragen, gibt es zwar jetzt selten mehr Fälle, daß man mehr als einen Tag lang vom Hause wegbleibt; allein in der Zeit, da die Geschichte

sich ereignet hat, war's in dieser Hinsicht noch anders. Darin sind sie sich noch gleich geblieben, daß sie jetzt wie ehedem ihre Aexte nicht über den Schultern tragen, wie andere gemeine Holzer, sondern wie der Jäger sein Gewehr an einen Gurt oder an einen Riemen befestiget, so haben auch sie zur einen Seite die Axt und zur andern eine Tasche, in der sie den nothwendigen Mundvorrath für den ganzen Tag oder für länger mit sich führen. Und diese Ausrüstung steht ihnen als etwas nobleren Landleuten sehr gut an.

So gerüstet mit seiner Axt auf der einen und mit der leeren Speisetasche auf der andern Seite kehrte an einem lieblichen Samstagabende des Frühsommers Stasle Kaspers Marte von seiner Holzarbeit zurück. Er hatte seinen Holztheil tief im Vilsthale drinnen, nächst am Schattwald-Gebiete, auf dem entgegenstehenden Rücken jener hintern Alme, in die der Joase-Müller die beiden Roßhändler hatte führen lassen, damit sie seine zwei Jährlinge sehen konnten. Er hatte bald eine Stunde seines Rückweges zurückgelegt, und war bereits da angelangt, wo die Pfronter Wiesen gegen Jungholz hin anfangen. Hier steht der hohe Zinken, der Markstein der Pfarrei Pfronten gegen Hindelang und Jungholz, sehr steil vor der Vils da. Hier brechen öfters hoch oben Felsen und Baüme los und stürzen herunter auf die Ebene. So ein Sturz war erst wieder geschehen und es lagen hier allerlei Dinge bunt durcheinander am Fuße des Berges. Stasle Kaspers Marte stutzte über den Anblick; am letzten

Montag hatte er da noch nichts gewahrt; der Sturz mußte also erst im Laufe der Woche geschehen seyn. Von Ferne schien ihm besonders Etwas, er wußte nicht, was es seyn sollte, recht schauerlich zu seyn. Er meinte, es sey ein lebendig Wesen, und wenn es nicht Feuer aus dem Rachen speie, so habe es doch einen ganz blutenden Mund. Er glaubte etwas wie Flügel unterscheiden zu können und hinten hinaus einen langen, ganz kurios gewundenen Schweif. Alles schien ihm sehr fürchterlich zu seyn und sehr viel Aehnlichkeit zu haben mit dem, was er von fliegenden und feuerspeienden Drachen und von jenem Unthier gehört hatte, das durch den heiligen Magnus einst in dieser Gegend, nämlich bei Roßhaupten, auf wunderbare Weise war erlegt worden. Er war sonst nicht furchtsam, aber hier wollte ihm doch der Muth ausgehen. Indessen nahm er doch so viel Muth zusammen, daß er nicht davon laufen mußte, sondern daß er zur genauern Besichtigung näher hinzugehen konnte. Was Anfangs zu leben und sich zu bewegen schien, fand er bei näherer Betrachtung ganz ruhig. Auf jeden Fall, dachte er, ist das Unthier getödtet, und wenn's nicht so ist, so soll es werden durch mich. Er machte seine Axt vom Gurte los und ging ganz beherzt und todtdrohend auf das Unthier hin. Je näher er kam, desto mehr überzeugte er sich, daß er Anfangs sich getaûscht, und daß das Unwesen wohl nie dem Thierreich angehört haben mochte. Und doch sah es fürchterlich aus, so ungefähr wie ein Höllmock-Kruzius.

Lachend über den anfänglichen Schrecken und guten Humors über die gewonnene Enttaüschung ging er guter Dinge seines Weges weiter, durch's Vilsthal heraus gegen Pfronten hin, lenkte aber, noch ehe er dieses erreichte, linker Hand seiner Heimath zu. „Da will ich mich nicht allein getaüscht haben," dachte er sich auf dem langweiligen Wege durch's Thal heraus; „an diesem Stücke sollen noch Mehrere ihren Muth und ihre Wissenschaft prüfen."

Wie er nach Hause kam, erzählte er sogleich, was er da drinnen am Zinken so Erschreckliches gesehen, und wie er, der doch kein Fürchter sey, sich bald recht fast gefürchtet hätte; und wie das schreckliche Ding vielleicht noch lebe, da er es nicht todtgeschlagen habe; wie es einen fürchterlichen Kopf zwischen zwei kohlschwarzen Flügeln habe und aus dem Munde Feuer speie und entsetzlich blute, lauter rothes und schwarzes Blut, das man in der Dämmerung nicht mehr recht unterscheiden könne, und das Allerschauerlichste sey der so sonderbar gewundene Schweif. Und gewiß kein Mensch in Pfronten könne es ohne Entsetzen ansehen. Und wenn es nur nicht wieder auflebe.

Den Leuten wurde sehr bange. Man fürchtete, es könnte noch in der Nacht durch's Vilsthal herauskommen und weiß Gott was für Unheil anrichten in Rößleuten und Halden und im ganzen Pfronter Thale; und weil man wenig Lust hatte, so allein für's allgemeine Wohl das Leben zu wagen, und sich auch nicht getraute, Lärm zu machen und Sturm

zu laûten in der finstern Nacht, damit die ganze Landschaft aufbreche mit allen möglichen und erreichbaren Waffen gegen das Ungeheuer; so beschloß das ganze Hauswesen einmüthig, die Sache Gott zu befehlen, und man betete nach dem Abendessen noch besonders „ein Vater unser," daß Gott der Herr das Unthier nicht durch's Vilsthal herauslasse, daß er ihm lieber den Weg nach Jungholz oder in den Schattwald weisen möge, falls es nicht an seiner Stelle bleiben sollte.

Etwas ängstlich und sorgenvoll legte man sich zur Ruhe. Am Sonntag früh war man seelenfroh, daß vom Ungeheuer noch nichts wahrgenommen wurde, und daß keiner von den Nachbaren, die in die Frühmesse auf den Berg am Hause vorbeigingen, etwas von demselben erzählte. Und weil die Kühe am Sonntag nicht in der Richtung gegen den Zinken hin auf die Weide getrieben wurden, so wagte man es selbst bei Stasles Kasper, dieselben mit den übrigen Kühen des Dorfes auszutreiben.

Aber schweigen konnte man bei der drohenden Gefahr denn doch nicht. Kaspers Brüder und Schwestern nebst einer alten Base erzählten schon auf dem Wege zum Pfarrgottesdienste, den alle Pfrontener, die nicht Haushüten müssen, auch jetzt noch wie je und allezeit fleißig besuchen, ihren Begleitern und Begleiterinnen, was ihr Marte am Zinken drinnen, gerade wo man nach Jungholz gehe, Furchtbares gesehen und wie sie sich gestern Abends noch gefürchtet hätten. Und der Marte könne die

Sache am Besten erzählen, denn es sey sehr grau- selig, es nur anzuhören. Ein Drache, größer als eine Schweizer Kuh aus dem Montafon, der habe einen Rachen wie einen Backofen, und da brenne es her- aus wie aus der Hölle, und er müsse von einem großen Steine getroffen worden seyn, der oben am Zinken losgebrochen; denn er schwimme ganz im Blute, und das Blut sey auch feuerroth und kohl- schwarz, man könne es in der Nacht nicht recht unter- scheiden. Aber recht ungeheuer fürchterlich sey es gewiß; das sey ausgemacht.

Nach dem Gottesdienste, als die ledigen Bursche zuerst und nach ihnen die Männer aus der Kirche gingen, und oben neben Lerchers Haus und unten neben dem Brecheler beisammen standen, war bald überall von nichts Anderem die Rede, als von dem schrecklichen Unthier im Vilsthale drinnen, am Fuße des Zinken, und wie es viel schrecklicher sey als der Drache bei Roßhaupten, den St. Mang erlegt hatte, und daß es leicht alle Wälder anbrennen könnte, wenn es am Leben geblieben, und alle Pferde auf- fressen auf der hintern Alme, und die beiden Jähr- linge des Joase-Müller auch noch dazu, dem aber dann ganz recht geschehe, weil er's nicht verkauft habe. Und wie es mit seinem Schwanze ganze Tan- nen niederschlagen könne und wie jetzt eine allge- meine Gefahr sey für's ganze Oberland.

Manche Männer schüttelten die Köpfe und mein- ten, man mache da aus einer Mücke einen Elephan- ten, und man müsse Stasle Kaspers Marte

doch selber hören. Dieser erklärte, als er die fürchterlichen Vergrößerungen und Uebertreibungen hörte, so ungeheuer fürchterlich sey es ihm selber nicht vorgekommen und so gerade habe er auch nicht gesagt; es können's aber außer ihm noch Andere gesehen haben, das wisse er nicht; er habe nur gesagt, was er gesehen und wie es ihm vorgekommen.

Jetzt wollten die ledigen Burschen alle sogleich nach dem Mittagessen durch's Vilsthal hinein bis zum Zinken hin, und sehen, was es mit dem fürchterlichen Ungeheuer für eine Bewandtniß habe und ob es noch lebe. Allein wo immer noch ein Christenthum im Hause und das Regiment noch in den Händen des Vaters war, da hieß es: Vorerst geht ihr in die Christenlehre und in den Rosenkranz, wie's ein Christ verpflichtet ist, und dann können die Größern hineingehen; es wird nicht viel zu sehen seyn.

Und so geschah es auch wirklich. Nur etliche zuchtlose und unbotmäßige Bursche konnten es nicht erwarten, bis der Nachmittagsgottesdienst zu Ende war. Wo die Andern zur Kirche gingen, lenkten sie links thaleinwärts dem Zinken zu, und kamen wohlbehalten bis zur Stätte, wo das Ungeheuer noch lag. Auf dem Wege waren ihnen allerlei Bedenken gekommen und bald wäre ihnen das Kurasch in die Hosen gefallen. Sie sahen zuerst das Ungeheuer, dann sich selber einander an, und sagten: Das müssen noch Mehrere sehen.

Ein Theil derselben ging noch hinüber nach Jungholz, wo man guten Tyroler Wein bekommt; ein

anderer Theil ging wieder zurück. Als diese zur Ausmündung des Thales kamen, begegneten ihnen schon eine Menge Bursche, meistens unbewaffnet, um dasselbe zu besichtigen, was sie eben gesehen. Diese fragten, ob es wirklich gar so fürchterlich sey und ob man unbewaffnet ihm nahen dürfe. Die Rückkehrenden erklärten, fürchterlich sey es schon, aber allem Anscheine nach doch nicht mehr am Leben. Sie sollten es nur selber sehen.

Weiter zurück kamen auch mehrere Männer, die der Vorwitz gestachelt hatte, und die selber Augenschein von der Sache nehmen wollten. Auch diese erhielten die Erklärung, daß es wahrscheinlich nicht mehr lebe, daß es aber doch sehr fürchterlich sey, wenn man auch nichts zu befürchten habe. Sie sollten es nur selber sehen.

Und so ging es den ganzen Nachmittag hinein und hinaus bis zum späten Abend, und die Zurückkehrenden waren durchgehends sehr heiter gestimmt, und versicherten alle Fragenden und Forschenden, es sey schon der Mühe werth, daß man es sehe; denn so etwas hätten sie noch nie gesehen.

Tags darauf war ein sogenannter abgeschaffter oder dispensirter Feiertag. An diesem Tage, den man durch Arbeiten damals noch zu entehren meinte, gingen schon früh nach der Pfarrsmesse allerlei Leute, auch Weibsbilder und Kinder in's Vilsthal hinein, um das allen Berichten zufolge gewiß nicht mehr lebende Ungeheuer zu sehen, und es verlautete schon, Nachmittag wolle auch der gute, alte Dekan sich hin-

ein bemühen, um selber visum repertum einzunehmen. Jetzt merkte Stasle Kaspers Marte, daß die Comödie lange genug gedauert hätte und daß man auf den Schluß denken müsse. Er ging zum Herrn Dekan, und erzählte ihm, wie es mit dem Ungeheuer nicht so stehe, wie die Leute sagen, wie er sich Anfangs selber davor gefürchtet, dann aber gefunden hätte, daß es nicht nur todt sey, sondern daß es überhaupt nie gelebt hätte, außer nur etwa wie ein Baum und die Wurzeln eines Baumes auch leben, so lange Baum und Wurzeln bei einander seyen; denn es sey ein, freilich ganz außerordentlich wilder, mißgestalteter Stock, mit Erde zum Theil noch umkleidet, und mit einer ganz seltsamen Wurzel. Wie er jetzt aussehe, das wisse er freilich nicht, denn er habe sich nicht mehr unter die Leute zu gehen getraut; er höre aber, die Ersten, die hineingekommen, unter denen auch der halbgescheide Bildhauer gewesen, hätten dem Stock eine alte Pelzkappe aufgesetzt und überhaupt ihn so zugerichtet, daß man's ohne zu Lachen nicht ansehen könne.

Der alte Dekan war durch diese Erzählung in jene Stimmung gekommen, in der man gerne lachen möchte und doch nicht recht will, und sagte halb verdrießlich: „Alter Schwanz" (das war seine Schmährede, auch wenn er junge Leute auszankte), „hättest mich jetzt bald da hineingesprengt, und dann hätte mich die ganze Welt ausgelacht. Zudem hast du jetzt so viele Leute um den heutigen Vormittag, am Ende um den ganzen Tag gebracht."

„Das hab' ich eben nicht gewollt, daß der Herr Dekan ausgelacht werde," sagte Marte, „d'rum bin ich hergekommen, sobald ich gehört habe, daß Sie hineingehen wollen. Und die andern Leute haben nichts versäumt; es ist ja ein abgeschaffter Feiertag, und vielleicht ist durch diese Posse gar noch Böses verhindert worden, das sonst geschehen wäre."

„Hast auch recht," sagte der Dekan, „und ich will mir's besonders wegen der abgeschafften Feiertage merken."

Und das hat er sich auch wirklich gemerkt. Auf seine Veranlassung wurde auf den nächstfolgenden Pfingstdienstag eine Gemeindearbeit angesagt, bei welcher in jedem Hause wenigstens zwei Personen arbeiten mußten. Vorher aber hatte er noch den Leuten erklärt, daß an diesen Tagen vollkommen erlaubt sey, zu arbeiten, daß man sie also durch Arbeiten nicht entheilige; daß aber der Müßiggang an diesen Tagen, weil kein ordinärer Gottesdienst die Leute in Anspruch nehme, zu allerlei bösen Dingen führe. Und seit dieser Zeit arbeitet man in der ganzen großen Gemeinde an all diesen Tagen, deren schlechte Feier an andern Orten so viel Unheil verursacht, gerade so wie an andern Werktagen; und die Leute dieser Pfarrgemeinde schließen nur daraus, daß so ein schlechter Feiertag seyn muß, weil sie Leute aus andern Gemeinden im Feiertagskleide zu ihnen kommen, in den Wirthshäusern sitzen oder sonst faullenzen sehen. Und dazu hat nebst den Aufforderungen der königl. bayer. Regierung zur Beschäftigung der

Leute an diesen sonst heillosen Tagen der muntere Holzhacker mit seiner Erzählung vom fürchterlichen Ungeheuer die nächste Veranlassung gegeben.

* * *

Niemand wird aus dieser Geschichte abnehmen wollen, daß man zu Zeiten auch lügen dürfe, und daß durch Lügen auch etwas gut gemacht werden könne. Für's Erste haben wir hier im Anfange keine Lüge; denn der Bursche erzählte nur, wie ihm die Sache wirklich vorgekommen sey. Die weitern Aufschlüsse darüber behielt er für sich. Dann ist auch von den Geschwistern nicht gelogen, sondern die Sache nur vergrößert worden, wie es eben zu gehen pflegt bei Erzählungen von außerordentlichen Dingen. Dieses Vergrößern ist nicht recht und ist gewiß eine schwere Versündigung am Nächsten, wenn man aus seinen kleinen Fehlern große, aus seinen Mücken Elephanten macht. Das ist hier nicht der Fall gewesen. Es war dieß eine Comödie, die Jeden erheiterte, der mitspielen mußte, und als unschuldiger Zeitvertreib und als Verwahrung vor schlimmern Dingen nicht bloß entschuldiget, sondern selbst gerechtfertiget werden könnte, wenn es vom Anstifter so beabsichtiget gewesen wäre.

Eltern und Erzieher dürfen sich Glück wünschen, wenn sie unter den zu Erziehenden Einzelne finden, die anregend auf die Uebrigen einzuwirken und dieselben vor träger Stagnation zu verwahren im Stande sind; und wenn auch nicht immer das Rechte dabei

getroffen wird, oder wenn die Freigelassenen in ihrem Muthe zu weit gehen, so muß man dergleichen ahndungswerthe Streiche nicht zu hoch anrechnen, so lange nicht Uebermuth und Bosheit darin sich kund gibt.

Bei solchen Gelegenheiten, wo die Leute sich ganz selber überlassen sind und sich geben, wie sie sind, kann man am Besten sehen, wie es mit dem Herzensgrunde beschaffen sey. Der verderbte Knabe wird auch in seinen Scherzen die innere Verderbniß kund geben, während der unschuldige bei allen seinen Neckereien und drolligen Einfällen stets ehrenhaft seyn wird.

37.

Wie Margareth sich selber nicht mehr kennt, und nimmer weiß, wo sie hingehört.

In der Mitte und am Anfange des vorigen Jahrhunderts waren die Leute in manchen Stücken gerade so ungeschickt und verblendet wie in der gegenwärtigen Zeit; nur hat sich diese ihre Dummheit und Verblendung in anderer, gewöhnlich in weit unschuldigerer Weise geoffenbaret als heut zu Tage.

Da war einmal im Pfrontener Gebiet eine Jungfrau, mit Namen Margreth. Die heirathete einen Wittiber und der hieß Hans Michel. Hans Michel hatte mit seinem vorigen Weib ganz glücklich gehauset und hatte sich untröstlich gefühlt, als er an ihrem

Sterbebette und bald darauf an ihrem Grabe stehen mußte. Sein voriges Weib hatte das Haüschen und Gütchen gut besorgt, hatte die zwei Kühe fleißig gepflegt und immer es so gerichtet, daß der Mann nie ohne Milch und Brocken das Mittagessen schließen durfte. Außerdem war sie zu Zeiten mit ihrem Hans Michel in's Holz gegangen und hatte ihm fleißig und unermüdet helfen Holz sägen den ganzen Tag. Alle Frühjahr hatte sich das Hauswesen gemehrt um einen Knaben oder um ein Mädchen. Diese hatte man jedesmal, wenn das Weib mit dem Hans Michel zum Holzsägen in's Holz ging, der alten Ahnfrau beim Nachbarn übergeben, die fast nichts sah, gar nicht hörte und auf der einen Seite ganz gelähmt, dabei aber doch eine ganz gute Kindswärterin war. Die Kinder des Hans Michel waren nicht verzärtelt von Haus aus und machten darum wenig Ansprüche.

Als Hans Michel die Margreth geheirathet hatte, meinte er, es sollte Alles wieder gehen, wie beim vorigen Weib, das er nicht vergessen konnte. Allein Margreth war nicht derselben Ansicht, sie war schon gar nicht so genatürt (geeigenschaftet). Sie hielt mehr darauf, daß sie selber gut zu essen bekam, als daß ihr Mann sein gehörig Mittagessen und die Milch mit Brocken nach demselben erhielt. Um die Kinder kümmerte sie sich gar nicht. Sie meinte, des Nachbars Ahnfrau könnte sich wohl ganz um die Bälge annehmen, denn ihr wären sie ja doch ganz zuwider, und sie hätte gar nichts davon. Mit den Kühen möge sie auch nichts

zu schaffen haben; man könnte sie wohl gar wegthun und die Milch beim Nachbar holen; da hätte man viel weniger Arbeit, meinte sie. Ueberhaupt reute es sie, daß sie geheirathet hatte, denn man sey nicht einmal mehr sein eigener Herr, wenn man einen Mann habe, klagte sie. Nicht einmal kleiden dürfe man sich, wie man wolle; da habe immer der Mann darein zu reden. Sie hatte nämlich früher etwas Nähen gelernt, und hatte es so weit gebracht, daß sie an die von der Näherin gemachten Mieder und Schoppen Borten hinnähen und wegtrennen und wieder anders hinnähen konnte. In diesen aufgenähten Borten bestand damals der Hauptputz, wie jetzt in den verschiedenen Maschen und Bändern, und weißen und rothen Blumen und Spitzen und Fransen. Mit diesem Wegtrennen und Aufnähen brachte sie viele Zeit dahin, und das war dem Mann gar nicht recht. Er meinte indessen, die Sache könnte ganz anders werden, wenn Margreth einmal in's Feld hinauskäme, und im Felde oder im Holze mit ihm arbeiten werde. Als es nun nach einem recht langweiligen Winter endlich einmal Frühling wurde, und die wenige Feldarbeit größtentheils durch den Hans Michel selber gethan war, sollte die Holzarbeit angehen, wie es immer gebräuchlich war zu Lebzeiten des vorigen Weibes.

Hans Michel bereitete sich nämlich, wie jeder arbeitsame Oberländer, der nicht ein größeres Gut anzubauen und zu bewirthschaften hat, im Sommer nicht nur das nothwendige Brennholz für sich, sondern

er

er richtete auch Einiges zu auf Verkauf, und verschaffte sich außerdem so viel Küferholz, als er im Winter zu Gypsfässer verarbeiten konnte. Das Brennholz wird, wenn die Tanne einmal gefällt ist, entweder mit der Axt in kurze Blöcke gehauen oder mit der Säge abgeschnitten. Beim Abhauen mit der Axt kann ein Mann allein arbeiten, beim Sägen müssen immer zwei Mann, oder wenigstens ein Mann und ein Weib seyn. In hohen Bergen kann man nicht immer sägen. Es kann nämlich der Baum beim Fällen in eine so schlechte Lage kommen, daß man von der Seite ihm nicht nahe kommen kann. In solchem Falle steht der Holzer auf dem Baume, und macht zu beiden Seiten, von Oben herab einhackend, so tiefe Einschnitte, daß er in der Mitte zusammenkommt, wo dann der Baum entzwei ist. Werden längere Stücke für Küferarbeit zubereitet, so müssen sie gesägt werden, schon darum, damit sie auf beiden Seiten eben und damit alle Stücke gleich lang sind, was man durch Einhauen auf beiden Seiten und durch nachfolgendes Ebenen nicht so gut treffen würde. Außerdem geht durch Sägen weniger Holz verloren, weil die Einschnitte immer nur ganz klein sind.

Hans Michel hatte den ersten Tag seiner Holzarbeit mit Baumfällen zugebracht, und hatte zwei gar schöne Baüme von zartem Holz in eine recht gute Lage gefällt. Die will ich morgen mit meiner Margreth absägen, dachte er, und ging guten Muthes nach Hause.

Die Hoffnung, bei dieser Gelegenheit sein Weib von einer bessern Seite kennen zu lernen, stimmte ihn ganz heiter. Er sprach viel, wie so munter und so lustig es im Holze sey, und wollte damit seiner Margreth guten Muth machen. Diese gab nicht viel darum und verrieth mit keiner Sylbe eine Lust, die Munterkeit und Lustigkeit des Lebens im Holze selber zu verkosten. „Alles muß man zuerst selber erfahren,“ dachte Hans Michel, und hoffte um so zuversichtlicher, es werde diese Probe ihm sein Weib von einer vortheilhaften Seite zeigen.

Am andern Tag, da der Morgen kaum graute, weckte Hans Michel sein Weib, sie sollte aufstehen und das Morgenessen zurichten, und auch etwas zubereiten für den Mittag, etwa eine Brennsuppe mit gerösteten Erdäpfeln, daß man's im Holze dann nur aufwärmen dürfe. Zugleich kündete er ihr an, sie müsse heute mit ihm gehen und helfen sägen. Das war ein Donnerschlag für Margreth. Sie hatte gestern Abends wohl gemerkt, wo die Reden des Hans Michel hinaus wollten; allein sie hatte sich gedacht: da bleibt mir der Mund rein, ich verschwätze mich nicht, und dann wird er Morgen schon wieder allein gehen. Jetzt aber war's Ernst. Margreth bereitete das Morgenessen, kochte eine gute Brennsuppe, röstete Erdäpfel, schüttete Alles in einander in einen größern Topf, verschloß ihn gut mit einem Deckel, wie es der Mann immer gethan hatte, damit kleine Fliegen und sonst nichts hineinkäme; aber als es an's Morgenessen ging, da hatte sie

schon gar wenig Appetit. Es wäre ihr schon gestern Abends nicht ganz recht gewesen, gab sie dem Hans Michel zu verstehen, und sie hätte darum kaum gehört, was er immer vom Holze und vom Sägen gesagt habe. Er hatte aber nichts vom Sägen gesagt, das hatte nur sie sich gedacht, und sie bewies dadurch, daß sie ihn recht gut verstanden hatte. Hans Michel meinte, ein wenig Unwohlseyn mache nichts; es wäre ihm auch schon öfters in der Frühe so gewesen, ehe er in's Holz gegangen; aber im Holz sey ihm Alles wieder vergangen, denn da sey eine gar gesunde Luft, und da sey es so munter und so lustig, daß man alles Unwohlseyn vergessen müsse.

Margreth mußte nun, wollte sie oder wollte sie nicht, ungeachtet ihrer Ueblichkeiten mit Hans Michel in's Holz gehen und Holz sägen. Vor dem Fortgehen erklärte sie ihrem Manne noch, sie müsse doch ehevor ein besseres Gewand, ein Mieder mit Borten und den rothen Rock mit den weißen Streifen anziehen; denn man wisse nicht, wem man begegnen könnte; und dann würde man sie nicht kennen, wenn man sie in ihrem Werktag-Hauskleid sähe. Und das wäre eine große Schande.

Als sie im zugewiesenen Holztheile, wo die Tannen schon gefällt waren, ankamen, ging gleich das Sägen an. Das war eine harte Arbeit, und weder Lust noch Lieb' dazu. Margreth stellte sich recht ungeschickt, zog die Säge bald links, bald rechts, und wollte sich gar nicht d'rein finden.

Als es ein wenig besser ging und Hans Michel sich ganz zufrieden äußerte, ging wieder das Unwohlseyn an, und sie fürchtete im Ernste, sie könnte im Holze sterben müssen. Hans Michel fürchtete das nicht, und hätte keinen großen Jammer aufgeschlagen, wenn seine Margreth an der Arbeit gestorben wäre; denn er hatte schon oft gefürchtet, sie werde noch an der Faulheit sterben. Mit Mühe sägete er fort, bis es Zeit war zum Mittagessen. Ein Feuer war schon bereitet; denn das haben die Holzer immer, wenn sie auch kalte Mittagkost genießen. Man stellte den Topf mit Brennsuppe und gerösteten Erdäpfeln zum Feuer, und als die Sache ein wenig aufgewärmt war, setzte man sich zum Mittagessen. Hans Michel betete wie zu Hause: „Himmlischer Vater, benedeie und segne uns alle Speis und Trank" u. s. f. Margreth, die mit dem Beten nie recht heraus wollte, mußte wie zu Hause mitbeten. Jetzt ging's an's Essen. Da wäre aber Jeder, der's gesehen, in Verlegenheit gekommen, wenn er hätte sagen müssen, welches von diesen beiden Eheleuten er für krank halte. Dem Hans Michel schmeckte es köstlich, der Margreth nicht weniger. Selbst der Topf war nicht ganz sicher vor Aufzehrung.

Nach dem Essen meinte Margreth, das Kopfweh sey fast ärger, wenn's auch im Magen nicht mehr so übelig sey; es wäre wohl das Beste, sie ginge heim oder sie legte sie da irgendwo auf's Moos hin. Vielleicht könnte sie schlafen, wenn's die Schmerzen zuließen.

Hans Michel meinte, ein wenig dürfte sie schon auf's Moos liegen und schlafen, wenn's die Schmerzen zuließen; er wollte unterdessen wieder Tannen fällen und zurichten zum Sägen. Sie hätte ja doch schon was geschafft, und er wäre kein unbilliger Mann.

Margreth ließ sich's nicht zweimal sagen. Sie legte sich nieder und schlief alsobald ganz fest, so fest ein, daß sie nicht einmal das Krachen der Tanne hörte, die Hans Michel neben ihr fällte. Als Hans Michel die Tanne geästet und zum Sägen hergerichtet hatte, rief er ihr, sie sollte sich jetzt wieder zum Sägen anschicken. Sie wachte auf, erhob sich, legte sich aber gleich wieder nieder, nachdem sie sich auf die andere Seite gewendet hatte. Jetzt war sie aber gar nicht mehr zu erwecken, wie sehr man auch rufen mochte, und Hans Michel hätte gern geglaubt, sie wäre todt, wenn er sie nicht athmen gesehen hätte. So schlief sie bis gegen Abend.

Als die Sonne schon nahe auf der Mittelberger Höhe gegen Wertach hin stand, rüstete sich Hans Michel zum Heimgehen. Er rief seiner Margreth; die wollte aber nicht hören. Er ging hin zu ihr, trennte ihr noch die silbernen Borten vom Mieder weg und entfernte sich, nachdem er seine Säge, seine Axt und den Topf zusammengepackt und sich aufgeladen hatte.

Auf dem Heimwege stellte er allerlei ernsthafte Betrachtungen an über Einst und Jetzt, und wie er früher mit seinem Weib selig zum Holzsägen gegangen,

und wie sie so froh bei der Arbeit gewesen und so zufrieden miteinander nach Hause gegangen wären. Es fiel ihm recht schwer auf's Herz. Er dachte an seine vier kleinen Kinder, an die zwei Kühe, an das Haüschen, und wie jetzt so gar keine Freude mehr sey zu leben. Am Besten, meinte er, wäre er daran, wenn die Margreth draußen bliebe im Holz und schlafen würde, bis die Engel zum Weltgerichte die Posaune bliesen; denn auf der Welt tauge sie ja doch gar nichts. Er wollte in Gottes Namen allein leben und die Kinder allein aufziehen; des Nachbars Ahnfrau würde ihm schon helfen. An ein Heirathen wollte er ja nicht mehr denken sein Leben lang.

Unterdessen war auch Margreth auf dem Moose aus ihrem tiefen Schlafe erwacht. Sie sah sich um und konnte sich gar nirgends auskennen. Noch nie war sie im Holze erwacht, sondern immer im Bette, oder doch in der Stube. Es kamen ihr Zweifel, ob das Alles nicht etwa eine Verzauberung sey. An das Holzsägen, das sie ja nur ungern gethan hatte, dachte sie gar nicht mehr. Sie sah sich selber an, und sah — die Borten am Mieder nicht mehr. Jetzt kam ihr der Zweifel, ob wohl sie die Margreth sey, oder ob sie gar jemand Anderer sey. Dieses halbfesttägliche Mieder und keine Borten daran — so hatte sie es ja doch nie getragen. Sie zweifelte in allem Ernste an sich selbst.

Endlich entschloß sie sich, von da weiter und dahin zu gehen, wo sie meinte zu Hause zu seyn und dort zu fragen, ob sie wirklich die Margreth sey

oder jemand Anderer. Da könnte, meinte sie, der Hans Michel am sichersten Aufschluß geben. Wenn der seine Margreth habe, dann sey sie es nicht.

In solchen Gedanken lief sie durch's Vilsthal heraus, immer dem Wasser nach, bis sie zu Haüsern kam und suchte das Haus, in das sie hineingehörte, wenn sie die Margreth wäre. Hier rief sie dann so laut sie konnte: Hans Michel! Hans Michel! Dieser war tief in Schlaf versunken theils vor Müdigkeit, theils vor Traurigkeit, und hätte auch lieber nichts mehr hören mögen. Endlich erwachte er doch und rief hinaus: „Was will man?" „Hast du deine Margreth?" rief man draußen. „Freilich hab' ich sie; mein Weib bleibt nicht außer dem Haus in später Nacht," antwortete Hans Michel. Jetzt rief die draußen: „Nun denn! wer bin denn ich und wo gehör' ich hin?"

* * *

Unter diesem Scherz ist ein gewaltiger Ernst verborgen. Diese Margreth findet man jetzt überall, in den großen Pallästen und in den Taglöhner-Hütten, in den Haüsern der Bürger und auf den Bauernhöfen, im Schwabenland und im Bayerland, und so weit die Sonne über faule Leute scheint.

Diese Margreth ist so recht das Porträt der Zeit, die nichts mehr von einem Glauben und darum auch nichts mehr von einer Liebe weiß, außer nur von der Liebe zu sich selber. Sie ist ganz das Porträt der Zeit, die das Wesenhafte und das Werthvolle nicht mehr kennt und nicht mehr achtet, weil

sie auf lauter Thorheiten und Albernheiten sieht. Sie ist das Bild der Zeit, die keine Menschen mehr kennt, sondern nur mehr Kleider und Kleiderpracht, als wenn das Kleid nicht bloß mehr wäre als der Leib, sondern selbst viel mehr als die unsterbliche Seele, ja als wenn das Kleid Alles wäre. Sie ist das Bild der Zeit, die nur mehr Kleider beurtheilen kann und selbst den eigenen Werth nur nach dem Stoffe und nach dem Zuschnitt des Kleides tarirt.

Diese Margreth hat jetzt aber nicht mehr allein ein Frauengewand an; sie kleidet sich in Beamtenuniform und in Priesterröcke, trägt Kriegerrüstung und Purpur und ist überall auf's Haar dieselbe, nur daß sie im Männergewande sich noch weit fratzenhafter und lächerlicher ausnimmt.

Diese Margreth ist in jedem Manne, der meint, ein Amt oder eine höhere Stellung könne ihm in Wahrheit ein Ansehen und einen Werth verschaffen, und der wirklich meint, wenn er selbes nicht erlangt oder, wenn er's hat, wieder verliert, so sey er Nichts mehr. Ein solcher ist wirklich Nichts, und gehört, wo er seyn mag, nirgends hin, und er darf in jeder höchsten Stellung immer mit der Margreth fragen: „Jetzt wer bin denn ich? Und wo gehör' ich hin?"

Diese Margreth steckt aber ganz besonders in unsern Bürgerstöchtern, die meinen, wenn sie etliche sonderliche Maschen oder ein wenig Stroh auf dem Kopfe haben, dann seyen sie etwas, und das Stroh im Kopfe reiche ihnen nicht aus, wenn sie nicht auch zugleich auf dem Kopfe noch Stroh hätten; und die

meinen, man versage ihnen das Leben, wenn man ihnen solche Maschen und solches Stroh nicht zukommen läßt. Solche neue Margrethen thun buchstäblich, was die alte Margreth gethan; sie nähen den ganzen Tag Maschen und Bänder an ihre Gewänder und trennen's wieder weg, und thun sonst gar nichts, und meinen dabei, sie hätten Wunder was gethan.

Und gerade so machen's die neuen Margrethen in Männerkleidung. Sie sinnen den ganzen Tag, wo sie eine neue Masche herbekommen, aus welchem Unterrocke sie sich eine neue Uniform schneiden, durch welche Geberde sie eine neue Stellung erlangen können. Erlangen sie nicht, was sie wünschen, entgeht ihnen eine Auszeichnung, verlieren sie Titel und Rang, so meinen sie, sie haben Alles verloren und sie seyen jetzt gar Nichts mehr. Und da haben sie auch ganz recht. Sie sind nur, was man sie heißt, und sind es nur, so lange sie diesen Titel haben, und sobald ihnen der genommen ist, so sind sie gar Nichts mehr. Das sind wohl die elendesten Geschöpfe auf der Welt. Der Nachtwächter, der ein Christ ist und ein Hausvater, ist dieses noch, wenn ihm auch der Nachtwächterdienst genommen ist, und bleibt es wie ehevor, und ist als solcher erkannt von seinem Weib, von seinen Kindern und von Allen, die ihn kennen, und er weiß es auch selber, daß er's noch ist.

Gott gebe, daß dieser Margrethen immer weniger, und daß der rechtschaffenen Leute immer mehrere werden!

38.

Man soll sich in fremde Händel nicht einmischen.

„Hast du ihm auch schon Bohnen geboten?“ so fragt man im Allgaü einen Menschen, der als voreiliger Lobredner eines Andern auftritt. Andere stellen die Frage allgemeiner und sagen: „Hast du schon mit ihm zu thun gehabt?“ Beides hat denselben Sinn. Ist indessen Letzteres auch ganz klar, so bedarf Ersteres einer Erklärung.

Im Allgaü hat man in früherer Zeit sehr viel wilde Bohnen, sogenannte Saubohnen gebaut. Ehe die Erdäpfel in's Land gebracht wurden, sollen diese Bohnen das beträchtlichste Nahrungsmittel gewesen seyn, und auch neben den Erdäpfeln machten sie noch vor dreißig Jahren einen bedeutenden Theil der Sommernahrung aus, und waren, wenn's mit den Erdäpfeln zu Ende ging, ihre vollständigen Stellvertreter. Diese Bohnen wachsen an staudenartigen Stengeln, die eine Höhe von 4 bis 6 Fuß erreichen, und ohne alle Stützen fest stehen. Diese Stengel werden, wenn die Bohnen bereits reif, die Hülsen aber noch grün sind, abgeschnitten, in kleine Büschel zusammengebunden und dann an den Haüsern umher an hölzerne Nägel aufgehängt. Da steht denn

Eines unten und bietet dem Höherstehenden einzelne Büschel hinauf. Ist das Obenstehende sehr ungeschickt, so läßt es manchen Büschel fallen, und der fällt dann nicht ungerne dem Bietenden gerade in's Gesicht oder auf den Nacken, oder auf die Hände, wo es wieder andere Büschel anfaßt und hinaufbieten will. Ist das Obenstehende boshaft oder ein Schelm, so läßt es auch manchmal einen Büschel hinunterfallen, oder wirft ihn absichtlich hinunter auf den Kopf des Bietenden. So kann man bei dieser Gelegenheit sehen, ob Einer recht ungeschickt träge oder recht schelmisch boshaft ist, und man fragt darum: „Hast du ihm schon Bohnen geboten?"

Bei diesem Geschäfte des Bohnenaufhängens war es denn auch, daß der alte Schulmeister Mayerhofer mit seinem Weibe zankte und haderte. Im Winter war er zu Hause der beste Mann, denn da konnte er in der Schule zanken und kommandiren nach Herzenslust. Er unterließ es auch nicht, hielt aber dadurch die schönste Ordnung in seiner Schule, und die Kinder lernten bei ihm sehr viel. Im Sommer ward dazumal nur an Sonn- und Feiertagen Schule gehalten, und da konnte denn der reiche Vorrath von Kommandowesen und Zanken nicht zur Hälfte in der Schule angebracht werden. Der große Ueberrest ward nun auf das eigene Hauswesen verwendet, und am allermeisten ward davon der Hausfrau zu Theil.

Mayerhofer lebte mit seiner Ehehälfte in gutem Frieden und erzog mit ihr seine Kinder in der Furcht Gottes. Deßungeachtet ging's in seinem Hause und um sein Haus herum, wenn er nämlich nicht d'rin war, immer so laut her, daß fremde Leute hätten meinen können, es wäre da großer Unfriede, oder etliche Unteroffiziere exerzirten einige recht ungeschickte Rekruten.

Die Schulmeisterin hatte eben ein Paar Bohnenbüschel dem Schulmeister auf seinen bereits haarlosen Kopf herunterfallen lassen, und dieser war eben daran, sein Weib so ganz nach Herzenslust auszuschelten. Indessen ging ein entfernterer Nachbar vorbei, der erst kurze Zeit in der Gemeinde war und Schulmeisters Brauch nicht kannte. Dieser meinte, das Weib müsse den Schulmeister recht arg beleidiget haben, und er müsse ihm helfen, es recht auszuschelten. Sobald der Schulmeister das merkte, wendete er sich vom Weib ab und zu seinem Helfer hin, und schrie mit großem Zorne: „Was geht dich mein Weib an? Ich hab' ein braves Weib und du darfst mir mein Weib nicht schelten. Ich kann mein Heu Stroh heißen; das geht keinem Menschen was an; aber meine Sache laß ich mir von einem Andern nicht schlecht machen. Merk dir's und mach' dich weiter!"

Das hat sich der entfernte Nachbar gemerkt und ist fortgegangen; und es ist ihm nie mehr eingefallen, sich in Händel von Eheleuten einzumischen,

wenn er nicht als Schiedsrichter und Vermittler dazu gebeten wurde.

* * *

Auch wenn du als Vermittler zwischen entzweiten Eheleuten oder Geschwistern stehst, darfst du nicht schelten; denn das können sie selber, und dadurch bringst du keine Einigung zu Stande. Wenn's gut geht, so vereinigen sich Beide gegen dich; wenn's schlecht geht, so bleiben sie feindselig gegeneinander und werden noch feindseliger gegen dich.

39.

Nicht an einem Tage hat man Rom gebaut.

Derselbe Schulmeister war nicht bloß ein fleißiger Lehrer, sondern auch ein guter Musiker. Er lehrte die Kinder singen und gab mehreren jungen Burschen Unterricht im Geigen. Er brachte auf solche Weise eine gute Kirchenmusik zu Stande und that sich darauf, was wir ihm recht gerne nachsehen, sehr viel zu gut. Am höchsten schlug er seine Geschicklichkeit im Violinspielen an. Dabei aber gab er doch Gott die Ehre und sagte: „Mir ist's von Gott gegeben, d'rum kann ich's." Und wenn Einer das Geigen lernen wollte und sich recht ungeschickt zeigte, so wies er ihn sogleich ab mit den Worten: „Du bringst's zu nichts, es ist dir nicht gegeben."

Das haben sich denn auch die andern Leute gemerkt, und wenn Einer sagen wollte, es sey ihm was gut gelungen und er verstehe sich darauf, so fügte er gewöhnlich bei: „Es muß halt Einem gegeben seyn, wie dem Schulmeister 's Geigen."

Zu diesem guten Geiger kam denn auch einmal ein schon ziemlich bejahrter Bursche aus einer benachbarten Gemeinde mit einer unbesaiteten schlechten Geige, die er von einem herumziehenden Bettelspielmann um etliche Batzen gekauft hatte. Derselbe hatte gehört, daß der Schulmeister Mayerhofer den Leuten das Geigen recht lehre, nicht bloß so, daß sie nur ein Paar Tänze für eine Bauernhochzeit spielen und dabei recht stampfen könnten, sondern daß sie sogar nach den Noten zu geigen verstünden.

„Was willst du, lieber Freund?" fragte der Schulmeister. „Ich möchte 's Geigen lernen, und zwar nicht bloß wie die Spielleute," entgegnete dieser, „d'rum hab' ich gerade die Zeit gewählt. Ich hab' 's Heu gut eingebracht; jetzt wird's eine Regenwoche geben, und derweil bis zur Wiesheuernte will ich bei dir bleiben und will 's Geigen lernen, denn ich will's recht lernen; ich geh' nicht, bis ich's kann."

Der Schulmeister, der sonst nie lachte, brach in ein unbändiges Gelächter aus, so daß die Schulmeisterin und die Kinder zusammenliefen; denn sie meinten, dem Vater sey etwas Böses widerfahren, er sey verrückt worden. Der Fremde wußte nicht, was dieß zu bedeuten habe und wollte wieder gehen.

Mit Mühe konnte der Schulmeister die Worte herausbringen: „Bleib! Höre!“ Als er sich wieder etwas gefaßt hatte, sprach er zum Lehrling: „Ich hab’ drei Jahre bei einem Lehrmeister Geigen gelernt und hab’ nach drei Jahren noch nichts gekonnt. Dann ist mir ’s Licht aufgegangen und ich hab’ wieder angefangen, für mich es zu lernen, und lerne jetzt schon bald fünfzig Jahre daran, und, merk’ dir wohl, mir ist’s von Gott gegeben.“

„Ja wenn die Sache so ist, dann laß ich’s bleiben und will wieder gehen; denn mehr Zeit hab’ ich nicht, als gerade diese Regenwoche. Ich hab’ gemeint, das könne man in ein Paar Tagen leicht lernen.“ So sprach der Fremde und verabschiedete sich vom Schulmeister, dem ’s Geigen gegeben war.

* * *

Jede gute Anlage, jedes Talent ist eine Gottesgabe, für die wir ihm danken und die Ehre geben sollen. Und darin hat der Schulmeister ganz recht gehabt, daß er’s immer bekannt hat: „Gott hat mir’s gegeben;“ und diejenigen haben Unrecht gehabt, die im Spasse es ihm nachsagten.

Die Gabe, das Talent macht noch nicht den Künstler, nicht den Gelehrten. Der Mensch muß sich selber mühen, daß die Anlage zur Fertigkeit werde; und es schlummert oft ein Talent in einem Menschen Jahre lang, bis es durch unverdrossene Mühe und Anstrengung vom Besitzer desselben geweckt und er selber seines Besitzes sich bewußt wird,

wie es dem Schulmeister nach dreijähriger Lehrzeit ergangen ist.

Der Thor meint, es mache sich Alles leicht, und man könne so nebenher, ohne alle Mühe und Ausdauer ein ausgezeichneter Künstler oder Gelehrter werden. In den höhern Ständen meint man, es müsse dieses spielend gehen. Allein auf diesem Wege bekommen wir lauter Spielleute — Spielleute statt der Gelehrten, Spielleute statt der Juristen, Spielleute statt der Mediziner, Spielleute statt der Theologen; und diese Spielleute verhalten sich zu den echten Juristen und Medizinern und Theologen wie die Bettelmusikanten auf der Dorfkirchweih zum echten Musiker in der königlichen Kapelle.

40.

Daß es in allen Ständen zweierlei Leute gibt.

Im laufenden Jahrhunderte und schon gegen das Ende des letztverflossenen sind offenbar manche verkehrte, ordnungswidrige Verhältnisse der frühern Zeit in bessere Ordnung gebracht, und es ist dadurch einer bessern Sitte Bahn gemacht worden. Bedenken wir nur, was in Hinsicht auf Sicherheit des Lebens und des Eigenthumes geschehen, so müssen wir der Gegenwart ohne Bedenken den Vorzug vor der Vergangenheit geben. Es war doch gewiß nicht etwas, das wir zurückwünschen möchten, wenn die Bewohner abgelegener

legener Haüser mit Landstreichern und Dieben förmlichen Vertrag eingehen und denselben einen bestimmten Tribut bezahlen mußten, wenn sie ihr Eigenthum sicher stellen wollten. Es muß doch etwas Unheimliches gewesen seyn, wenn in manchen Haüsern die Thüre nie geschlossen werden durfte, damit dieses Gesindel bei Tag und bei Nacht freien Aus- und Eingang haben konnte.

Solches Gesindel, solche Landstreicher, die von Wilddieberei, von Besenbinderei und Krauthoblerei, vom Betteln und Stehlen sich nährten, gab es in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts noch in allen jenen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes, die mit Wäldern reichlich versehen gewesen und zum Theile noch sind.

Aber nicht alle diese Besenbinder und Bettler und Krauthobler waren zugleich auch Landstreicher im bösen Sinne und Diebe. Sie strichen zwar durch's Land hindurch wie Zugvögel, hatten ihren gewissen Strich, auf dem sie ihr Almosen einsammelten; allein sie trieben außer diesem ehrlichen Erwerbe kein anderes ehrloses und gesetzwidriges Handwerk. Es gab wenigstens in meiner Heimathgegend mehrere ganz ehrenhafte Bettlerfamilien, die bei allem Volke wohlgelitten waren und denen man recht gerne Almosen gab. Es waren dieß ganz glückliche Leute in ihrer Art:

Sie saßen beim Feuer
Und zahlten kein' Steuer,
Sie hatten's recht gut.

Sie hatten ihre bestimmten Standquartiere oder Lagerstätten in den verschiedenen Dörfern und Weilern des Bezirkes. Ueberall hatte man sie gerne. Die Kinder freuten sich, wenn sie die Heranziehenden wieder von weitem kommen sahen; denn am Tage ihrer Ankunft hielten die Bettler gewöhnlich einen größern Schmaus, an dem sie ihre Gastgeber oder doch die Kinder derselben Theil nehmen ließen. Da gab es Gesottenes und Gebackenes, mitunter auch Braten. Das Alles hatten sie weder gekauft noch gestohlen, sondern gebettelt „um Gottes willen," und dafür hatten sie gedankt mit „Vergelt's Gott treulich viel hundert und tausend Mal."

Vater und Mutter dieser Familien waren nicht etwa abgehauste, vergantete Bauersleute oder Bürger, sondern sie stammten selber in den nächsten Graden von Bettelleuten ab, waren gewöhnlich schon in Welschland gewesen und hatten sich in Rom kopuliren lassen.

Ich kann mich an zwei solche Familien ganz gut erinnern; die Einen hieß man die Lotscher, die Andern hieß man die Jekler. Letztere hatten in meiner Heimath Herberge, so oft sie in die Gegend kamen, die Lotscher aber bei unsern Nachbarn.

Die Jekler stammten von einem alten adeligen Geschlechte in Montafon ab, das den Namen Montiku führte. Im Montafon und in der Gegend um Feldkirch gibt es nämlich auch jetzt noch Bauern und Bürger, die die Adelsbriefe ihrer Ahnen in ihren Häusern wohl verwahren und sehr gerne von

ihrer adeligen Abkunft reden. Alle diese Leute wissen von erschrecklichem Unglücke zu erzählen, das ihre Ahnen getroffen, und wodurch sie um ihre Schlösser und Besitzungen gekommen sind. Mitunter leuchtet aus ihren Erzählungen immer noch einige Hoffnung hervor, daß der alte Wohlstand mit der verlornen Macht und Herrschaft wieder kommen könne. Und wenn er auch nicht mehr kommt, so ist ihnen doch erquicklich, dessen sich erinnern und davon reden zu können. Ohne hoffärtig zu seyn und ohne ihre Mitbettler von gemeiner Abkunft im Geringsten zu verachten, sehen sie doch sehr sorgfältig darauf, daß ihre Kinder wieder in Familien hinein heirathen, die ebenfalls von altadeligem Geblüte sind.

Die Bettelleute meiner Heimathgegend waren größtentheils aus der bezeichneten, an altadeligen Bauern so reichen Gegend, und rühmten sich insgesammt, von adeliger Abkunft zu seyn. Ihnen war kein Bauerngut mehr geblieben; ihre Vorfahrer hatten durch die größten, unaussprechlichen Unglücksfälle, durch Krieg und Empörung Alles verloren, was sie je besessen hatten, und konnten ihren Nachkommen nur den adeligen Namen und die ganze, große und weite Welt hinterlassen. Von dieser großen und weiten Welt nahmen diese aber nur einen Bezirk von etwa zehn Stunden im Durchmesser in Anspruch. In diesem Bezirke hatten sie an allen Ecken und Enden ihre Leute, die sie aufnahmen. Selten traf sie das Loos, unter freiem Himmel übernachten zu müssen, etwa wenn sie weit über's Gebirg reisten, um Butter

oder Schmalz bei abgelegenen Bergbewohnern zu sammeln, wenn sie's in der Ebene nicht hinreichend erhielten.

Der Familienvater der Jekler hieß Joseph. Er gab sich neben dem Betteln mit Schnitzarbeiten ab, und fertigte wirklich ziemlich gute Cruzifixe. An den Namen seines Weibes kann ich mich nicht mehr erinnern, nur das weiß ich, daß sie fleißig strickte, immer auf der Ofenbank saß und eben so fleißig auch schnupfte als plauderte. Am lebhaftesten sind mir noch ihre Wetterprophezeiungen in der Erinnerung. Diese machte sie aus ihrer Tabaksdose. Wenn der Tabak am obern Deckel sich ansetzte, dann änderte sich das gute Wetter, und es gab Sturm oder Regen oder Schnee. Für jede einzelne dieser Veränderungen hatte sie aber noch besondere Anzeichen in ihrer Tabaksdose, aus denen sie nicht bloß im Allgemeinen die Veränderung ankündigen, sondern auch sagen konnte, was kommen werde. Sehr gerne erzählte sie auch von ihrer Reise durch's Welschland und bis nach Rom, und wie sie dort habe Eide schwören müssen, daß sie ledig und mit Niemand verlobt und mit ihrem Joseph nicht verwandt sey. Sie wußte auch Vieles von der großen Peterskirche und von andern Kirchen in Rom zu erzählen, und von der guten Herberge, die sie in einem Hospital gefunden hatten, weil ihr Mann gut Welsch verstehe und spreche.

Vom alten Jekler Joseph ist mir ganz besonders noch erinnerlich, daß er wenig geredet, außer mit

meinem Großvater, und immer mit einem großen Ernst, wie ein Pfarrer, und daß sie oft von der Ewigkeit gesprochen haben. Eben so kann ich mich noch erinnern, daß er in der Früh gleich nach dem Aufstehen mit seinem Weibe und seinen Kindern immer mitten in die Stube gekniet und langsam und laut mit ihnen das Morgengebet gebetet hat:

Ich stehe auf
in Gottes Kraft,
in Gottes Macht,
in Christi Angst,
in Christi Kreuz,
in Christi rosenfarbenem Blut.
Dieß sey mir vor meinen Feinden,
sichtbaren und unsichtbaren,
nutz und gut.
Ich stehe auf
in Christi Segen,
den mein allerliebster Jesus
über mich und die ganze Welt
lasset ergehen.
So behüte mich Gott,
die allerheiligste Dreifaltigkeit;
Gott Vater,
der mich aus Nichts erschaffen hat;
es behüte mich
Gott der Sohn,
der mich mit seinem rosenfarbenem Blut
erlöset hat;
es behüte mich

Gott der heilige Geist,
der mich in der heiligen Tauf
geheiliget hat.
Gott, dem Vater, ergib ich mich,
Gott, dem Sohne, empfiehl ich mich,
Gott, der heilige Geist, unterweise mich!
Maria, Mutter Gottes, stehe für mich!
Alle Heiligen Gottes, bittet für mich!
Alle heiligen Engel, beschirmet mich!
Das Kreuz Christi bewahre mich!
In alle heilige Meßopfer,
in alle heilige Kommunionen,
in alle priesterliche Segen,
in alle guten Werke,
so heut in der ganzen Christenheit
gehalten und geschehen werden,
empfehle ich mich
und schließ ich mich ein
mit Leib und Seele.
In das allgemeine Gebet
der christkatholischen Kirche
aufopfere ich mich.
Heilige Maria, verlaß mich nicht
in allen meinen Nöthen!
Führ' mich zu Jesus
nach dem Tod!
O heiliger Joseph, du Gottesmann,
ich rufe dich treuherzig an!
Von ganzem Herzen lieb' ich dich,
aus aller Noth und Gefahr errette mich!

O Herr Gott, himmlischer Vater! verleihe mir deine göttliche Gnade, daß ich Alles, was ich heute thue oder anfange, Dir zu Lieb' und im Namen meines gekreuzigten Herrn Jesu Christi möge anfangen und enden.

O gütigster Vater,
in Vereinigung mit den vollkommenen Werken,
so Jesus, Maria und Joseph gethan,
opfere ich Dir heute auf
alle meine Gedanken,
Wort' und Werke,
all meine Mühe und Arbeit,
Schritt' und Tritt',
alle Athemzüge,
alle Bröselein, die ich essen,
alle Tröpflein, die ich trinken werde,
alle Widerwärtigkeiten,
die mir aufstoßen werden,
alle heiligen Abläße,
die ich gewinnen könnte,
alle Andachten der ganzen Christenheit —
zu deiner größern Ehr' und Glorie,
zum Trost und Seelenheil
aller christlichen Brüder und Schwestern,
sowohl noch lebender
als schon verstorbener.
Komm, heiliger Geist,
unterweise mich, was ich nicht kann,
lehre mich, was ich nicht weiß,
gib mir, was ich nicht hab'!

Komm, heiliger Geist,
erfülle mich mit deinen sieben Gaben,
die an mir mangeln.
Jesus in meinem Herzen!
Maria in meinem Sinn!
Mit Jesus, Maria und Joseph
leb ich den ganzen Tag dahin. Amen.

Darauf betete er noch einige Vater unser und den Glauben eben so ausdrücklich und von Wort zu Wort, wie sein Morgengebet.

Er habe einmal in Bregenz der Predigt eines Kapuziners beigewohnt, erzählte er öfters, in welcher der Pater gepredigt habe, wie so nothwendig zum christlichen Leben es sey, daß man am Morgen bete, und daß man daran denke, was man für den ganzen Tag von Gott nothwendig habe. Unter der Predigt habe der Pater dieß Morgengebet gesagt und ausgelegt, und nach der Predigt hab' er's, auf einem Zettel geschrieben, von der Kanzel heruntergeworfen; er aber hab's bereits ganz auswendig gelernt während der Predigt vom Hersagen und Auslegen des Paters.

Dieß Gebet hab' ich vor vierzig Jahren bei dieser Gelegenheit gelernt, hab's seitdem recht oft gebetet, und freu' mich immer, wenn ich so als ein Bettler vor unsern lieben Herrgott hinstehen kann. Böses hab' ich von diesen Leuten nie gesehen und nie hab' ich ein böses Wort von ihnen gehört. Vor dem alten Mann hatte ich große Achtung, und es

freute mich immer, wenn er allein kam. Dann aß er immer mit uns am gemeinschaftlichen Tische, und betete mit uns Kindern und mit unserer Mutter wie mit seinen eigenen Kindern. Der gute Mann sah ganz besonders darauf, daß seine Kinder und andere Leute, die mit ihm beteten, die Gebete recht deutlich und ausdrücklich aussprachen. Das Beten habe keine Kraft, wenn man die Worte nicht ausdrücklich sage, meinte er, und die lieben Engel mögen so wilde Worte, die Niemand verstehe, gar nicht hören. Er konnte auch Welsch reden und Welsch beten, aber er mochte letzteres nicht gerne thun. Es sey lang nicht so eindringlich, wie das deutsche Beten, sagte er oft.

Die Kinder mußten ihm strenge und pünktlich folgen. Wollte Eines ungefragt und unaufgefordert etwas erzählen, so ward es gleich abgefertigt mit dem: „Halt's Maul, bis man dich fragt!" Wollte Eins d'rein reden, wenn Andere redeten, so ward es gleich abgewiesen mit dem: „Du schnabeligs Wesen, halt deinen Schnabel!" Dessenungeachtet durften die Kinder, zumal die größern Buben, allerlei Geschichten erzählen, wie sie denn auch viele dergleichen wußten, z. B. vom eisenen Mann, der eisene Hände gehabt hat und eisene Füße und einen eisenen Kopf, und eisene Haare auf dem eisenen Kopfe, die auch ganz von Eisen gewesen, und daß er eisene Füße gehabt habe und daß die eisenen Schuhe an den eisenen Füßen auch ganz von Eisen gewesen u. s. f. Dann wurde immer gefragt, ob man noch weiter er-

zählen solle, was gewöhnlich nicht oft verlangt wurde. Aber auch viele andere Geschichten haben diese Buben gewußt, die ich später in Grimms Mährchen und in den deutschen Volksbüchern gelesen habe, wie z. B. von dem Burschen, der mit seiner Nase so stark blasen konnte, daß er ein Nasenloch zuhalten mußte, wenn er eine Windmühle auf einem Berge trieb, denn es wäre das ganze Mühlwerk zertrümmert worden, wenn er aus beiden Nasenlöchern geblasen hätte. Und vom Schnellaüfer, der immer einen Zentnerstein an den Füßen haben mußte, weil er sonst Alles niedergerannt hätte, was ihm in den Weg gekommen — von wegen seiner überaus großen Behendigkeit. Den Schluß dieser Geschichten machte immer die Erklärung: „Dann hab' ich die Schuhe gekämmt und 's Haar geschmiert und bin davon gegangen."

Solche Geschichten ließ der alte Jekler seine Buben gerne erzählen, und half ihnen oft d'rauf, wenn sie mit der Erzählung nicht mehr recht fortkommen konnten. Die Mädchen wußten weniger zu erzählen und mußten das Schweigen lernen; darauf schienen wenigstens der Vater und die Buben es abgesehen zu haben. Auch die Mutter gab ihnen nicht viel Anlaß zum Reden; sie redete selber viel und prophezeiete das Wetter aus ihrer Tabaksdose, und wenn Eines ihrer Mädchen das Wetterprophezeien auch versuchen wollte aus der Tabaksdose, so schlug sie schnell die Dose zu und sagte: „Du verstehst nichts, du Schnabel!"

Die alte Jeklerin erzählte selber auch mancherlei Geschichten; am liebsten aber redete sie vom Antichrist und von der bösen Zeit, in der er über die Welt herrschen und die guten Christen martern würde. Was sie immer darauf Beziehendes hörte, das erzählte sie gleich wieder als etwas ganz Wichtiges. „Habt ihr auch schon davon gehört“ — so fing sie alle ihre Erzählungen an — „habt ihr auch schon davon gehört, es sey ein Kind auf d' Welt kommen, es hab' Hörner. Man hab' in der Sach' an den Papst geschrieben, und da sey der Befehl kommen, man soll das Kind an eisene Ketten anschmieden, und soll's hinter ein eisenes Gitter sperren. Ich hab' g'sagt: es ist gewiß der Antichrist, oder, b'hüt uns Gott davor, der Teufel selber.“ Sie wußte auch manche dumme Geschichten von ihren Landsleuten; so z. B.: „Es hab' einmal eine Wälderin zu ihrer Nachbarin gesagt: "Ei du! jetzt hab' ich den wahren Gott gesehen." Die Nachbarin habe gesagt: "Ei du! wie sieht er denn aus?" "Ja, er ist kohlschwarz und hat kleine Hörnlein, und ist g'rad' eben über d' Wies abezottelt." Da hab' die Nachbarin gesagt: "Ei Narr! hättest ihm doch eine Schüssel Milch und Brocken gegeben!" "Er hät's schwerlich angenommen, oder meinst du, er hät's gegessen?“ hab' d'rauf die Wälderin gefragt.“

Einmal erzählte sie auch von einer Herrenköchin, die eine ganz eigenthümliche Art habe, sich Kräfte zu sammeln. Nämlich wenn viele Arbeit auf eine Festlichkeit oder auf die Firmung in Aussicht stehe,

dann liege sie schon vier Wochen vorher zehn Tage lang an Einem fort in's Bett, damit sie ihre Kräfte in der Wärme zusammenhalte und etwa auch neue ausbrüte auf das nahe Fest. „Ei halt's Maul! und richte die Leute nicht aus und sag' nicht dumme Lügen nach, die du auf den Wegen herum sagen hörst!“ entgegnete ihr der alte Jekler Joseph. „Ich richte die Leute nicht aus,“ entgegnete die Alte, „ich meine nur, es wäre sehr dumm, wenn man auf solche Weise stark werden wollte, da doch das Bett zehrt. Aber diese Köchinnen haben allerlei ungeschickte Meinungen und reden oft dumme Sachen. So hat eine solche, die sonst brav ist und viel Kopfleiden hat, ihrem Herrn Bruder weiß gemacht, vornehme Kleider würden ihr von ihrem Kopfleiden helfen, denn sie seyen leichter und ihr Kopfleiden sey doch nur Kopfschwäche, und auch der Doctor sey der Meinung, vornehme Kleider wären ein gutes Mittel gegen Kopfschwäche.“

Von einer Andern erzählte sie das bekannte Geschichtchen, wie sie den Gast vertrieben und sich selber aus einer großen Verlegenheit befreit habe. Der Pfarrer hatte einen Gast eingeladen und mit demselben zur bestimmten Zeit zu kommen versprochen. Das Essen war bereits fertig und die zwei Goggel waren am Spieß. Da meinte die Köchin, einen Flügel von einem Goggel dürfte sie doch wegnehmen und essen. Als der weg war, meinte sie, der andere stünde dem gebratenen Huhn nicht gut; sie sollt ihn auch essen. Dadurch ward ihr

Appetit nach Hühnerfleisch gereizt; sie meinte, einen Schenkel dürfte sie schon auch dazu essen. Der einschenkelige Goggel wollte ihr nicht gefallen; sie aß auch den zweiten Schenkel und schaute immer hinaus, ob der Pfarrer mit dem Gast noch nicht komme. Als Niemand kam, meinte sie, der für die Mahlzeit bestimmte Wein könnte sauer werden; sie sollte davon trinken. Sie that's und verzehrte den ganzen Goggel und der Wein zehrte das Verzehrte und sie bekam neuen Appetit. „Die Herren kommen doch nicht," dachte sie, und machte sich auch über den zweiten Goggel. Jetzt kam der Pfarrer allein. Sie hatte kaum Zeit, den schon tranchirten Goggel zu verstecken. Er ging in's Wohnzimmer, nachdem er befohlen hatte, daß man alsbald anrichte, und wetzte das Messer. Unterdessen kam der Gast. Die Köchin mahnte ihn sogleich: „Hört Ihr das Messer wetzen; der Pfarrer will Euch beide Ohren abschneiden. Gehet doch nicht hinein!" Der Gast lief, so schnell er konnte, davon. Die Köchin lief in's Speisezimmer und rief: „Herr Pfarrer! beide Goggel hat mir der Gast genommen und laüft jetzt davon." Der Pfarrer lief mit dem Messer in der Hand ihm nach und rief immer: „Doch nur ein Huhn, doch nur Eines!" Der Gast verstand: „Doch nur Ein Ohr," und lief noch schneller.

Wenn man so von reichen Leuten erzählte, und daß die reichen Leute so viele Sachen haben in den Haüsern und in den Kellern, in den Kästen und in den Städeln, so machte die alte Jeklerin ihre Ta-

baksdose auf, als wenn sie daraus Wetterprophezeiungen verkünden wollte, und that dann ganz neidlos und zufrieden den Ausspruch: „Nichts haben, das ist eine ruhige Sach'; aber," setzte sie dann auch etwas bedenklich bei, „manchmal verteufelt uncommod." — Sie wußte auch allerlei Räthsel und Rechnungen aufzugeben. Von ihr hab' ich zum Erstenmale die sehr schwierige Frage zu beantworten gekriegt: „Was das Ding sey, das die Bettler wegwerfen, das die vornehmen Leute in baumwollene oder seidene Tüchlein einwickeln und einschieben, und das die kleinen Buben an die Händärmel schmieren?" — Eben so die eben so schwierigen Fragen: „Wie viele lebendige Fliegen auf ein Pfund gehen, und wie man's machen müsse, daß man keine Flöhe bekomme" u. dgl.

Der größere Bube wußte gar viele Geschichten von Tyrolern, von Schweizern und von Wäldern, und er konnte auch diese Sprachen ganz gut nachmachen. Sehr gut erinnere ich mich noch, wie er einst den Bericht eines jungen Wälderbuben über den ersten Kirchenbesuch erzählte, der im Hochdeutschen sich gar nicht geben läßt.

So erzählte er auch, wie daß einmal ein Lechthaler herübergekommen sey in's Allgaü, zur Zeit, da man im Lechthal noch keine Oefen hatte. Da habe er's wollen auskundschaften, wie man's mit dem Ofenmachen angehen müsse. Er sey aber nur an's Ofenloch hingestanden, hab' es fest angeschaut

und die Hände auseinander gestreckt — gerade so weit, als das Ofenloch war. Mit so ausgestreckten Händen seye er aus dem Allgaü fort und über die Berge hinüber bis in's Lechthal, und hab' Allen, die ihm begegneten, zugerufen: „Stoßet mich nicht, ich habe 's Maß vom Ofenloch!" — Zur Zeit, als die Schießgewehre in den Bergen noch nicht so bekannt gewesen, hätten einmal zwei Tyroler einen geladenen Stutzen auf freiem Felde gefunden. Beide hätten eine Zeit lang sich darüber berathen, was das doch für ein Ding sey. Endlich wurden Beide der Meinung, es sey eine Pfeife. „Ei Hansl," sagte der Jakl, „wir wollen sie probiren. Du mußt blasen und ich will fingerlen." Der Hansl fing an zu blasen und der Jakl fing an zu fingerlen, rührte den gespannten Hahn, schoß den Stutzen los und der Hansl fiel nieder. Der Jakl meinte, der laute Schall sey so vom Hansl herausgeblasen worden, und über dem Blasen sey bei dem gewaltigen Schall dem Hansl etwas von der Pfeife in's Maul hineingefallen, an dem der Hansl leicht ersticken könnte. D'rum rief er ihm zu: „So spei' ihn heraus, den Butzen!" (den Wisch.)

Das alte Weib hörte ich am liebsten von Welschland und den schönen Aepfeln und Trauben, die dort wachsen, und von Rom und den vielen Kirchen darin erzählen. Sie hatte uns Kinder auch gern und nahm uns in den Schutz, wenn die Eltern mit unsrer Arbeit nicht zufrieden seyn wollten. „Man thut, was man kann; es thut keine Hexe mehr," sagte

sie dann; oder: „man hat Ulm nicht in einem Tag gebaut,“ und: „Gott gibt morgen auch wieder einen Tag.“ Oft hat sie uns etwas mitgebracht von einem Markte, ein hölzernes Rößlein, dem hinten eine Pfeife eingesteckt war statt des Schweifes, oder aus Taig gemachte und mit allerlei Farben bemalte Hennen oder Enten oder andere Vögel.

Einmal an einem Nachmittag, als die Jekler eben bei uns Rasttage hielten, kam eine andere Bettlerin, die ich sonst nie gesehen hatte, zur alten Jeklerin und erzählte dieser mit großem Unwillen: „Denk' dir! mein' Genevef will jetzt einen Bauernkerl heirathen, und könnt' leicht den döllsten (ausgezeichnetsten) Bettelbuben haben. Und sie laßt sich nichts mehr wehren. Es ist schrecklich, wenn die Leut' vernarrt sind! Sie hören nichts Gescheid's mehr.“ Die alte Jeklerin jammert mit, daß es freilich ein Elend sey; tröstete jedoch die fremde Bettlerin damit, daß sie ihr bekannte, auch sie habe noch weitschichtige Verwandte im Montafon, die auch Bauersleute seyen und einen Adelsbrief hätten.

Die beiden Bettler-Eheleute lebten in gutem Frieden miteinander. Der alte Jekler ertrug die kuriosen Launen seiner Ehehälfte mit Geduld, und sie selber konnte sich über nichts so sehr ärgern, als über den ehelichen Unfrieden reicher Leute; denn, meinte sie, wenn bei ihnen Beiden die Armuth nicht wäre, so gäbe es gar nie etwas zu zanken. Mit größtem Unwillen erzählte sie die Geschichten vom wilden Dickeler, der sein Weib, die als Wöchnerin

zu

zu Hause bleiben wollte, auf's Feld hinausgejagt, und da sie nicht arbeiten konnte, auf den Boden hingeworfen und an ihren langen Zöpfen fortgezogen habe. Sein Weib sey freilich auch ein böses Muster gewesen, wie die Strohvogels Kinder alle. Das Abscheulichste aber sey das gewesen, daß er nachher noch die Sache als Spaß erzählt und gesagt habe, er habe mit seinem Weibe statt einer Egge geegget. Von diesem wilden Dickeler wußte sie viel zu erzählen. Er habe seinen neugebornen Kindern, nachdem zwei schon etwas größer waren, nie eine Nahrung geben lassen, nnd dann seyen sie gestorben. Wenn man ihn gefragt habe, was den Kindern gefehlt habe, so habe er gesagt: „i weiß nit, es ist so nach und nach iidignet" (eingeschrumpft). Als ihm das erste Kind in dieser Weise vor Hunger starb, habe er gesagt: „Das Frätzle reut mich sehr gruselig, weil es schon gar so komelig (commod) gewöhnt gesii ist und nüet's mehr hätt' zu essen braucht." So erzählte sie auch von ihm, daß ihm einmal in einer Rauferei ein Anderer einen Finger in's Maul gebracht und daß ihm der Dickeler seinen Finger wurzabgebissen habe. D'rauf habe der Verwundete den Dickeler verklagt beim Gericht, und das Gericht hab' den Dickeler gefragt, warum er das gethan habe? Da habe der Dickeler gesagt: „Durch mein Maul geht keine Landstraße; hätt' er mir den Finger nicht in's Maul gesteckt, so hätt' ich ihn nicht abgebissen."

Vieles wußte sie von ungeschickten Eltern zu erzählen und wie man die Kinder besser erziehen sollte.

Sie meinte aber, man sollte die jungen Leute recht unterrichten, ehe man sie heirathen lasse. So habe einmal ein Pfarrer die Brautleute lange gefragt über den Katechismus, und die Brautleute hätten ihm gar nichts antworten können. Dann hätte er gefragt, wie sie denn die Kinder ziehen (erziehen) wollten, da sie selber gar nichts wüßten. D'rauf hätten diese gesagt: „Im Winter im Schlitten und im Sommer im Karren.“ Es seyen dieß aber Tyroler Leute gewesen.

Freilich meinte sie, man habe beim Heirathen den Kopf gar so voll von allerlei Dingen, nur von dem nicht, an was man am meisten denken sollte, und da wisse man denn gar nichts zu antworten oder man sage was Dummes. So habe der Pfarrer einmal eine Braut gefragt: „Wie viel sind Gott?“ Darauf habe sie ganz recht geantwortet: „Einer.“ Dann hab' der Pfarrer etwas gesagt über die Einheit Gottes und hab' weiter gefragt: „Wie viel sind Personen?“ Darauf habe die Braut geantwortet: „Sechsunddreißig mit den Musikanten.“

Diese armen Leute verlangten im buchstäblichen Sinne nicht mehr als das tägliche Brod, das ihnen auch nie ausging. Immer erhielten sie etwas. War es wenig, so bequemten sie sich zum Hungerleiden und freuten sich wieder auf bessere Tage. Etwas nahmen sie ein für das Stricken der Strümpfe, das noch vor fünfzig Jahren in meiner Heimathgegend als ausschließliches Geschäft der Bettelleute galt,

und Manches verdiente der alte Joseph durch Cruzifixschnitzen. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich die Jekler je müßig gesehen. Der alte Mann schnitzte, so viel er konnte, und machte mit seinen Kunstwerken manchem freigebigen Bauern, dem er eines verehrte, eine Freude. Sein Weib und seine Töchter strickten unablässig; die Knaben waren im Herbste und den Winter über mit Schneiden von Besenreisern und mit Fertigung von Besen beschäftiget. Kamen diese Leute zu uns, wenn man in meiner Heimath gerade strenge Arbeit oder das Nothwerk hatte, so halfen sie recht gerne aus.

Am liebsten gedenke ich noch der Freude, mit der sie die freigebigen Spender von fern und nahe aufzählten und rühmten, und des herzlichen Dankes, den sie immer für jede, auch die geringste Gabe und auch für den geringsten Dienst aussprachen, den man ihnen erwies. Dabei hörte ich sie nie über einen Menschen schmähen, oder erzählen, da und da habe man ihnen nichts gegeben. In solche Haüser sind sie sicherlich nicht gekommen; denn sie kannten die guten Gabhaüser auf ihrem Strich.

Die vielen Kinder dieser ehrenhaften Bettler, die in den bösen Kriegszeiten auferzogen wurden und bei aller Sorgfalt des frommen Vaters nicht gehörig beaufsichtiget werden konnten, wurden nicht mehr alle wie ihre Eltern. Einige vergaßen ihre ehrenhafte, adelige Abkunft und trieben Allerlei, was ihren Namen schändete. Einem Einzigen derselben ist es

eingefallen, nach Rom zu gehen und daselbst sich mit der Verlobten kopuliren zu lassen; und auch dieß gab eine schlechte Ehe, denn die Zeit solcher Nothbehelfe und solcher theilweise geordneter Mißstände war vorüber.

Die Lotscher-Familie war aus dem Unterlande und nicht vom Adel. Diese Leute waren unfreundlicher und mißvergnügter, dessenungeachtet aber stolz auf ihren Stand und großsprecherisch ohne End'. Ich erinnere mich noch eines Gespräches der alten Lotscherin mit einer andern alten Bettlerin, das bei unserm Nachbarn gehalten wurde. Die fremde Bettlerin fragte die Lotscherin: „Ist's wahr, will dei' Marikäther heirathen?" „'s ist schon so," antwortete diese. „Ja, wen heirathet sie denn?" Antw. „Den Daudler, den Großen, den Ringelesmacher." „Wie viele Ringle macht er in e'm Tag?" Antw. „A Dutzet." „Und wie viel geit er um eine' Krizer?" Antw. „Druizehn." „Was geist du ihr denn Heirathgut?" Antw. „Den haarigen Ranzen mit den gläsernen Augen und den gelben Rock mit den grünen Zopfen, und 's gute Wiegentuch mit den seidenen Fransen, und die sturzene Schmalzbüchse mit dem messinen Klöpfdeckel, und die buxbaümene Krägse und den Galanthammer, und den Roggemehlbeutel und den Schönmehlbeutel und den Gerstmehlbeutel und den Mußmehlbeutel, und sechs Batzen an baarem Gelde in lauter Sechser, und trag' ihr noch den Sack bis zum rothen Kreuz." „Das muß ja eine ganze Frau geben?" Antw. „Das wollt ich mei-

nen, und dazu noch den guten Strich von Rötenberg bis nach Oberstorf."

Das war freilich eine bedeutende Aussteuer; das Bedeutendste aber war der gute Strich mit den Gabhaüsern von Rötenberg bis Oberstorf, den die Alte jetzt nicht mehr betreten durfte, nachdem sie ihn der Tochter als Heirathgut abgetreten hatte. Damit hatte aber auch die junge Bettlerin genug und einen weit bessern Verdienst als ihr Mann, der Ringelesmacher, der alle Tage ein Dutzend Ringeln machte; denn so lange die guten Bewohner der rechten Seite des Illerthales was zu essen hatten, so lange hatten die Lotscher auch zu essen, und zwar nicht schlechter als diese. Ja noch in den theuren Jahren 1816 und 1817, im Anfange dieser Theurung, klagte einmal eine Bettlerin ihrem Manne: „Mein lieber Natze! wenn's mit dem Theuerwerden nicht bald besser wird, so müssen wir am Ende noch so rauh essen als die Bauern." Natze meinte aber, wenn auch Alles recht theuer werde, so kümmere ihn das nicht, wenn nur die Leberknöpfle nicht theuer werden, und tröstete sein bekümmertes Weib.

Die Lotscher hatten immer zu klagen, daß die Geschäfte schlechter gehen, daß die Leute weniger geben, und daß sie am Ende noch einen andern Strich aufsuchen müßten. Nie hörte man von ihnen einen Menschen aufrichtig loben. An Jedermann hatten sie etwas auszusetzen. Niemand war, so wie er seyn sollte, als sie allein. Sie waren überaus großsprecherisch, und stimmten nie zusammen. Wenn Eines

etwas erzählte, so hatte das Andere immer was auszusetzen und zu berichtigen. Die Erzählungen waren aber schon der Art, daß sie einer Berichtigung bedurften. So erzählte die alte Lotscherin, „ihr Vater wäre viel besser gestanden, als ihr Mann stehe; er hätte silberne Schnallen auf den Schuhen getragen wie Hausthürschlösser, und hätte silberne Knöpfe im Sonntagrocke gehabt wie Suppenschüsseln und Knopflöcher im Rocke wie Sautröge." — „Ei so lüg' wieder," fiel ihr dann der alte Lotscher ein, und erzählte dann selber, „wie er früher, wo er sein erstes Weib gehabt, viel besser habe hausen können. Damals hab' er ein Bauern-Gütle gekauft um elf und einen halben Gulden, und habe in kurzer Zeit Alles abbezahlt bis auf zwölf und einen halben Gulden, und er habe nur einen halben Gulden zu leihen genommen, und alles Andere habe er erhaust von Käs und von Schmalz." „D'rum hast jetzt noch so viel, du Sprecher!" entgegnete dann die alte Lotscherin. „Du hast nie gehaust, hast früher gesaulederet und gelumpet und Alles gethan, was der Brief vermag, bis ich dich zu e'm ordentliche Mann gemacht hab'."

Auch die Kinder waren unartiger und grober. So sagte einmal der Bub zum Vater: „He! Ett, du hast Haar am Rüssel!" Das schon erwachsene Mädchen wies ihn zurecht und sagte: „Dummes Kalb! sagt man denn auch Rüssel zu Vaters Gosche?" — Ein andermal ging der größere Bub mit seinem Vater über einen Steg, der von einem Felsen

zum andern hinüberführte über eine damals gerade wasserleere Schlucht. Der Vater glischte aus, fiel etwa 8 bis 10 Fuß tief hinunter und blieb liegen. Der Bub rief ihm zu: „Ett! Ett! bist du hin?“ Der Vater drunten rief: „Kalb! wärest du 'rabg'fallen, du wärest maushin.“ Der Bub entgegnete: „Wär' ein Heller Schad um dich, du wärest tausendmal hin worden.“ — Einst war der alte Lotscher ganz böse über sein Weib, schlug lange Zeit auf sie ein, warf sie dann unter eine Bank und sagte noch: „Ich schlüge dich schon noch länger, aber ich kann nicht mehr, ich bin zu müde.“ — Jetzt fiel ganz geschäftig der kleine Bub, der auf der Ofenbank gesessen und ruhig und mit Behagen zugesehen hatte, ihm in die Rede und sagte: „Ett, soll etwa ich noch a Weile für dich auf d' Amm aufdreschen?“

Die alte Lotscherin war sehr dumm und wußte vom Christenthum und vom Beten gar wenig. Wenigstens sprach sie sich immer recht dumm darüber aus. Einst kam sie gerade vom Passionspiel her in meine Heimath. Sie hatte die Passion das erste Mal gesehen und fing nun an zu jammern: „Sind doch die Juden so grausiglich mit unserm Herrgott umgegangen, wie sie ihn a so kreuziget haben; er hat mich recht greulich verbarmet und hat mich doch von Haut und Haar gar nichts ang'gangen.“ Auch ihr Mann behauptete einmal fest, es stehe im Glaubensartikel, unser Herrgott komme vom Tannenberg herab zum letzten Gerichte, und müsse dann den schlechten Weg über den Klammen herunter gehen,

wo kaum die Gaisen noch auf- und absteigen können. Auch glaubte er ganz gewiß, der große Herrgott in der obern Stube beim Nachbar sey viel stärker als der kleine in unserer untern Stube.

Am meisten Einigkeit sah man in der ganzen Lotscher-Familie, wenn das Schimpfen über die Jekler losging. Da sagte keines eine Unwahrheit, keines sagte zu viel, daß man es hätte berichtigen müssen, sondern das Nachstehende überbot immer das Vorhergehende, vergrößerte die Sache in's Ungeheure und erhielt jedesmal die Bestätigung dafür von allen Andern. Wenn eines der Kinder erzählte, der alte Jekler sey wegen unverschämten Bettelns vom Bettelvogt aufgefangen worden, so behauptete das Andere, das sey richtig, und fünfundzwanzig Stockschläge hab' er auch noch bekommen, und eingesperrt hab' man ihn auch, weil er dem Jakeles Josephantoni sicherlich sein Roß gestohlen. Da hatte aber ein Anderes schon gehört, daß er wahrscheinlich aufgehängt oder um den Kopf kürzer gemacht werde, weil er auch dem Bettelvogt sich widersetzt und dem Landrichter 's Maul angehängt habe. Und sein Weib sey dabei auch betheiliget, wußte ein Anderes; die hätte ihn dazu verleitet durch ihre Prophezeiungen aus der Tabaksdose und werde wahrscheinlich verbrannt werden. Die jungen Jekler sind dabei auch betheiliget, wußte wieder ein Anderes ganz zuverlässig, denn es hat's schon lange gehört, ehe man den Alten eingezogen hat. Die Bursche trieben Allerlei mit ihren Besenreisern und mit ihren Besen, wie

der Alte mit den Herrgotten, die er schnitzt. Sie werden schon auch ihren Lohn kriegen. Und erst ihre Quartierleute. Die sind an vielen bösen Dingen Schuld und an den meisten Einbrüchen, die geschehen; denn sie lassen immer ihre Leitern draußen am Hause hängen, daß jeder Spitzbub sie nehmen und in die obern Kammern einsteigen kann. Ja, meinte das mittlere Mädchen, das schon fertig Stricken konnte, aber nichts als faullenzen wollte, das sey es eben, was ihr schon so vielen Verdruß bereitet habe. Sie stricke den ganzen Tag so fleißig als möglich, und da kommen allemal die gottlosen Jeklers Buben in der Nacht, nehmen bei ihren Quartierleuten die Leitern, steigen in die Kammern hinein und lösen immer wieder die fertige Strickerei auf, so daß man am andern Tage gar nichts mehr sehe, als wenn sie wirklich gar nichts gearbeitet hätte; und das sey denn doch recht gottlos. „Wenn man nur diese heillosen Kerle einmal erwischen könnte,“ meinte selbst die Lotscher Mutter, „so müßte man sie gleich beim Landgericht anzeigen.“

Und so ging's mit andern Sachen, wenn's die Jekler oder andere Leute betraf, welchen die Lotscher nicht gewogen waren. Hatte der kleinere Jekler einem Buben eine Ohrfeige gegeben, und ward dieß in der Lotscher-Familie bekannt, so mußte dem geschlagenen Buben gleich Maul und Nase geblutet haben; dann mußte er das Gehör selber oder gar noch die Ohren verlieren, und am Ende mußte der Starrkrampf dazu kommen und dem geschlagenen Buben

das Leben unfehlbar nehmen. Da war es denn ganz gewiß, daß der kleinere Jekler gewiß nicht mehr aus dem Eisen kommen kann, und daß die Welt vor einem großen Ungeheuer sicher ist.

Und von diesen Leuten haben andere Leute nichts Gutes sehen und lernen können, wie von den Jeklern. Sie haben zwar auch gebetet, aber weiß Gott, was für Gebete. Statt des dritten schmerzhaften Geheimnisses: „Der für uns ist mit Dörnern gekrönt worden,“ sagten sie immer: „In dem Haus ist er greulich vergrämt worden.“ Und statt des zweiten Geheimnisses: „Der für uns ist gegeißelt worden,“ sagten sie immer, wie habsüchtige, weltliche Geschwister sagen, wenn Einer ihrer Brüder Priester geworden ist: „Der für uns ist geistlich worden.“ Wenn der alte Lotscher die lauretanische Litanei betete, so sagte er allemal statt: „Du elfenbeinener Thurm,“ „helfet einand' dure“ (hindurch)! Und statt der Ankündungsworte des Erlösers aus dem Munde des Taüfers Johannes, sagte er immer: „Lamm Gottes, ist mehr als ein Zentner schwer.“ Den englischen Gruß haben sie gar miserabel verhunzt, so daß kein Mensch wußte, was es seyn sollte, und oft hätte man meinen können, es wollten Alle einander recht wild auszanken, wenn sie z. B. vor dem Essen schrien: „Gegre seiste Maria dor Gnaden schneidra Weibra der Frot dei's Leibs“ u. s. w. Und wahrscheinlich kommt's von diesen Lotschern oder von andern bösen Leuten her, daß man in so vielen Haüsern und Kirchen auch jetzt noch

die heiligen Worte des Gebetes so abscheulich verhunzt.

* * *

So stand es mit der Lotscher-Familie und so ging es mit den Jeklern. Und die ganze Geschichte zeigt uns nur, daß es auch in dieser Menschenklasse verschiedene Leute und Charaktere gegeben hat, und daß wir nur die Hälfte wissen, wenn wir bloß eine der hier bezeichneten Gattungen kennen. Vergleichen wir aber diese Bettlerzustände mit der gegenwärtigen Lage der Armen; so ergeben sich uns allerlei Betrachtungen.

1. Es gehörte schon eine tiefe Selbstdemüthigung dazu, so ganz von der Gnade der Mitmenschen zu leben, und der zur Selbsterhebung so sehr geneigte Mensch hat sich gewiß zu keiner Zeit gar so leicht dazu verstanden, sein Brod zu betteln. Er hat darum ehevor alle seine geistigen und leiblichen Kräfte angestrengt, um sich durch Thätigkeit sein Brod zu verdienen, und erst wenn er nicht mehr gekonnt, hat er zum Bettel sich entschlossen; und einem solchen Bettler hat man zu allen Zeiten gern gegeben — in Judäa und Samaria, in Rom und auf Ithaka.

2. Diese in Wahrheit bedürftigen Armen, die sich nichts erwerben konnten, sprachen ihre Mitmenschen um Gottes Willen an um eine Gabe, und beteten für die Geber und dankten von ganzem Herzen für die Gaben. Der Geber wurde durch den Anblick des Dürftigen zum Mitgefühl und zum Mitleiden erweckt, und darum spendete er seine Gabe

mit einem durch Liebe bewegten Herzen, und spendete mit der Gabe den Segen des Gottes der Liebe dem Dürftigen. Und der Empfänger ward durch die Gabe und durch die Willigkeit des Gebers zum Dank gegen den Geber und zur Liebe des Gebers gestimmt und dadurch in seinem Innern beseliget.

3. Man glaubt den Armen ihr Loos dadurch bedeutend erleichtert zu haben, daß man sie der Nothwendigkeit überhoben hat, selber ihr Brod vor den Thüren zu sammeln. Und damit hat man vollkommen Recht, wenn mit dieser Erleichterung nur keine Nachtheile für die Armen selber und keine Nachtheile für das Allgemeine verbunden wären. Ich will nur auf Einiges aufmerksam machen. Der Mensch bleibt am leichtesten in der rechten Ordnung und Fassung, wenn er genöthiget ist, sich in gänzlicher Abhängigkeit von seinem Gott zu erkennen. Ist der Bauersmann noch nicht ganz ruchlos und gottlos geworden, so ist er im Sommer, wo er Alles in der Hand seines Gottes stehen und sein Hab und Gut von so vielen Gefahren bedroht sieht, viel frömmer als im Winter; und er ist viel frömmer, wenn er, von mancherlei Unglück heimgesucht, fortwährend genöthiget ist, zum Helfer in aller Noth seine Zuflucht zu nehmen. Da bittet er mit Inbrunst, da danket er mit kindlichem Gemüthe — oft weit inniger, als der religiös Gebildete, der seinen Unterhalt von den sichern Renten bezieht. Auch der Arme ist, wenn er die Menschlichkeit nicht verläugnet hat, weit gemüthlicher und weit gefälliger, wenn er im freundlichen

Verkehr mit seinen Wohlthätern steht, wenn er unablässig sich in seiner Abhängigkeit von denselben erkennen muß; und dieses sein Abhängigkeitsverhältniß von den Menschen macht ihn weder verdrossen noch feige, sondern sanft und gelassen gegen die Mitmenschen, und vertrauensvoll und dankbar gegen Gott. Der Arme aber, dem man seinen Unterhalt in's Haus tragen muß, der nicht mehr zu bitten und nicht mehr zu danken Gelegenheit hat, wird in sich verschlossen und zugleich verdrossen, weil er immer nur kärglichen Unterhalt hat und an den Freuden des Wohlstandes gar nie Theil nehmen kann. Er verliert eben so die kindliche Ergebung an den Gott der Armen und Verlassenen, wie die Freundlichkeit und Liebe gegen die Besitzenden; und an die Stelle des liebevollen Gönnens und Dankens tritt bald verwildernder Neid und böses Gelüsten nach Theilung mit dem Besitzenden.

4. Schon dieses ist nicht förderlich für das allgemeine Beste; allein wir haben die Sache auch noch anders aufzufassen. So schwer es dem Menschen ankommt, vor den Thüren Anderer um das tägliche Brod zu bitten, eben so leicht ist es ihm, sich vor einem Mitgliede der Armenverwaltung als Dürftiger zu melden und von einer Gemeinde Unterstützung zu fordern. Und dazu mußte es kommen, sobald man die Unterstützungen der Armen nach dem Steuerfuß wie eine andere Steuer einsammelte und das Eingezogene an diejenigen vertheilte, die sich als Arme meldeten. Hat man auch in früherer Zeit an

den Bettlern Vieles zu tadeln gehabt; so hat man doch gewiß von einer Anmaßung und Impertinenz keinen Begriff sich machen können, wie sie sich in der neuern Zeit von Seite der Dürftigen vielfältig kund gegeben. Und wie oft konnte man von schlechten Hausvätern und Hausmüttern, die schlecht gewirthschaftet hatten und der Vergantung nahe waren, die Rede hören: „Was soll ich mich noch lange scheeren; die Gemeinde muß mich doch ernähren, wenn ich nichts mehr habe?“ — So haben viele Gemeinden ein so reichlich Maß und einen so lästigen Ueberfluß von Armen bekommen, daß sie sich kaum mehr zu helfen wissen. Und so müssen denn die fleißigen und gewissenhaften Bürger und Bauern vielfältig sehen, wie ihre sauerverdiente Abgabe an die Armen von denselben ohne Dank angenommen, oft von Faullenzern und Taugenichtsen, die arbeiten könnten, in Müßiggang verzehrt wird, und wie sich diese gar oft noch über den raggernden und sich schindenden Bauern und Bürger lustig machen.

5. Die Schlußfolge ist: Wenn's früher nicht das Rechte gewesen, und wenn das Gegenwärtige auch nicht das Rechte ist; so muß es noch ein Drittes geben, das über Beiden steht, von Beiden das Gute auf- und annimmt, ohne an dem Schlechten sich zu betheiligen. Und dieses sollte zu Stande kommen, wozu Gott helfen wolle!

41.

Wie Einer bei vielem Gelde recht elend daran ist.

(Ein Gegenstück zum Vorigen.)

Voranstehende Erzählung von zweierlei Leuten im Bettlerstande hat uns überzeugt, daß man ohne Haus und Hof, ohne liegende und fahrende Güter, ohne Renten und Besoldung eben so ein zufriedenes und frohes, ein ehrenhaftes und frommes Leben führen könne, wie man in solcher ärmlicher Lage recht verdrossen und feindselig, recht dumm und verkehrt seyn kann. Wo wir immer dem Grunde der Zufriedenheit oder der Klage nachforschen, dürfen wir beim Äußern nicht stehen bleiben; wir müssen auf etwas im Innern des Menschen Liegendes eingehen, um den letzten, ausreichenden Grund zu finden. Im Menschen selber ist es nicht sein Temperament, was ihm Frieden bringt oder Unruhe schafft; denn das Temperament ist nur der Stoff, der eben so zum Frieden, wie zum Jammer verarbeitet werden kann. Es ist nicht sein Scharfsinn und Verstand allein, was ihn glücklich und zufrieden macht; denn sein Verstand führt ihn nicht selten in Netze und in Fallen, aus denen er oft gar nicht mehr herauskommen

kann. Auch sein Gemüth und seine Gemüthlichkeit ist ein Acker, auf dem zweierlei Früchte wachsen und gedeihen — Früchte des Todes zum Tode und Früchte des Lebens zum Leben, und es kommt nur auf den Säemann an, ob er guten Samen ausstreue oder schlechten Samen. Dieser Säemann aber, der das Gemüth bearbeitet und bildet oder verbildet, dieser Führer und Schützer, der den scharfsinnigsten Verstand entweder in allerlei Krummgänge hineinführt oder ihn vor Abwegen und Irrgängen verwahrt, und dieser Künstler, der den im Temperamente liegenden rohen Stoff verarbeitet, daß er entweder störend und hemmend oder fördernd werde für das wahre Wohl — dieß ist der Wille des Menschen.

Dieser oberste Leiter und Regent im Menschen ist weder unabhängig noch unumschränkt. Er soll regiert werden von Dem, der über ihm ist, von Gott, kann sich aber auch von dem regieren lassen, was unter ihm ist, von den Neigungen und Leidenschaften des Gemüthes, von den Trugschlüssen des Verstandes, von den Anfällen und Einfällen des Temperamentes. Läßt er sich regieren von Dem, was er regieren soll, dann geht's, wie in einem Hause, in welchem die ungebändigten und unverständigen Knechte und Mägde regieren und die Familienvorstände zu Allem ihr Ja sagen — die Sonne geht bald hinter dem Ofen unter, d. h. ein solches Haus zerfällt, daß die Sonne nicht mehr über's Dach untergehen kann, sondern selbst den Ofen bescheint. Läßt sich der Wille von Gott

Gott regieren und von seinem heiligen Gesetze, dann bleibt auch er in der angestammten Herrschaft über alle Kräfte und Vermögen des Geistes und der Seele; dann ist Ordnung im Menschen und Ruhe und Friede in der Seele und ein Anfang von jener Glückseligkeit, die jetzt nur im Vorgeschmack verkostet wird, die dem Gottesfürchtigen einst wird zu Theil werden in unendlicher Fülle.

Der unglückliche Mensch, von dem hier die Rede seyn wird, war befangen in ganz irrigen Ansichten, die ihm sein Verstand als traurigen Erwerb gewonnen hatte, war verwirrt von falscher Scham und dummem Dünkel, die in seinem Gemüthe Wurzel gefaßt hatten und dasselbe schrecklich verwüsteten, war in sich verschlossen und abgeschlossen für alle Einwirkung göttlicher Huld und Gnade. Darum war er unglückselig, und war es da am meisten, wo er glaubte, den Weg und das Mittel zur vollkommenen Glückseligkeit gefunden zu haben. Sein Name war Alois.

Alois war der älteste Sohn eines fürstlichen Beamten von Z. Sein Vater war ein redlicher, verständiger Mann, und hatte durch Mühe und Fleiß vom Hirtenstabe, den er in der Jugend geführt, zu seiner gegenwärtigen Stellung sich erschwungen. Die übergroße Sorgfalt für schönen Hausrath, für modegerechte Kleidung, für Mitfeier aller Feste und Festlichkeiten, die es in der fürstlichen Kleinstädterei in Menge gab, ließ den guten, ehrenhaften Mann nie

aus seinen Schulden heraus und nie zu einiger Baarschaft kommen. Im Hause selber ging Alles ganz einfach, fast kleinhaüserisch zu; draußen aber sollte der Glanz der Familie sich zeigen. Anfangs, da die Eltern allein waren, ging's noch leichter; allein jetzt mußten schon vier Mädchen als Fraülein gekleidet werden, und die drei Knaben sollten auch immer so dastehen, daß sich die jungen Fürsten ihres Umganges nicht schämen durften. Die Verlegenheiten der Familie konnten einem Studienfreunde des Vaters, der in einer nahegelegenen Stadt als Rentenverwalter angestellt war, nicht unbekannt bleiben. Derselbe war sehr vermöglich und zugleich der Pathe dieser Beamten-Kinder. Er sendete oft Unterstützung an die in Noth Stehenden, ohne daß Jemand erfahren konnte, woher die Unterstützung komme. Manchmal wurde er auch vom Vater der Familie um Aushülfe in der Noth angesprochen. Er that es gern und gab öfters dem Freunde Winke, wie er sein Hauswesen nach Außen hin einfacher einrichten könnte.

Der fürstliche Beamte nahm die Mahnungen seines Freundes, die er als wohlgegründete erkannte, gutwillig auf; allein es war ihm nicht mehr möglich, die alten Gewohnheiten abzustellen, denn dieß hätte nur mit dem Opfer des haüslichen Friedens geschehen können. Seine Frau war im Anfang der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in einer Familie erzogen worden, in welcher der französische

Zopf zu einer märchenhaften Dicke angeschwollen war; sie hätte wirklich lieber wochentlich drei Fasttage gehalten und an denselben gar nichts gegessen, als daß sie ein einziges Kleid weniger in ihrem Kleiderschrank hätte haben oder eine einzige Unterhaltung hätte entbehren können. Das Beste, was sie aus ihrer Kindheit noch hatte, waren religiöse Angewöhnungen, in die sie während eines zweijährigen Aufenthaltes in einem Institute war eingeführt worden, und die in den vielen Nöthen, welche sie trafen, allmählig mehr als Gewohnheiten wurden.

Alois hatte Gelegenheit genug gehabt, die haüsliche Notherei kennen zu lernen. Er war in der Zeit, als er später beim fürstlichen Hofmeister Latein und Griechisch lernte, oft zu Nachbaren nnd Freunden geschickt worden, und hatte dieselben im Namen der Eltern gebeten, zur Entfernung der gegenwärtigen Noth etwas Weniges vorzustrecken. Bei solchen Gelegenheiten hatte er manche Reden hören müssen, die sein Gemüth tief verwundeten. Das hatte aber keine andere Wirkung auf ihn, als daß er über die Noth seiner Eltern und über die übel urtheilenden Leute recht böse wurde. Viele tausendmal verwünschte er ein so armes, nothiges Leben, und wünschte sich Geld, und Geld genug, damit er Niemandem mehr etwas nachfragen dürfte.

Dieser sein Wunsch ward erfüllt, als er nach längerer Vorbereitung durch den fürstlichen Hofmeister an die Universität kam. Sein Vater hatte nämlich

einen Oheim, der viele Jahre in Kriegsdiensten gestanden, und, ich weiß nicht, auf welche Weise, ein reicher Mann geworden war. Dieser Oheim mochte mit der Familie seines Neffen nichts zu schaffen haben; es ging ihm in derselben zu pappig und leimig, zu dockenmäßig und sentimental her. Die Kinder kannten den Großoheim kaum dem Namen nach. Nun traf sich's, daß Alois in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in der Universitätsstadt in einer Gesellschaft, in die er durch den obenerwähnten Freund und Wohlthäter seines Vaters war eingeführt worden, mit seinem Großoheim, der in Geschäften eben daselbst sich befand, bekannt wurde. Der Großoheim hatte außerordentliches Wohlgefallen an seinem Neffen, wie er ihn nannte, und erklärte noch zum Abschiede vor ihm und dem Freunde seines Vaters: „Was der Student braucht, so lang er noch Student ist, das bezahl' ich; er soll nicht Noth leiden und keinem Menschen zur Last fallen."

Alois dankte für das großmüthige Anerbieten, und es wäre ihm Alles recht gewesen, wenn er nur dadurch nicht zum Danke wäre verpflichtet worden. Er wollte selber Herr über sich und über das seyn, was er zum Leben nothwendig hatte. Niemanden wollte er verbindlich seyn. Das war jetzt nicht möglich, und darum war Alois bei all seinem Glücke kaum halbfroh.

Er sollte aber in Bälde seines Glückes ganz froh werden. Plötzlich, es waren kaum einige Wo-

chen verflossen, kam die Nachricht, der Großoheim sey gestorben, und habe einen Theil seines Vermögens, zweitausend Gulden, dem Alois vermacht zur Fortsetzung und Vollendung seiner Studien. Den beiweitem größern Theil seines Vermögens und, ehe er den Alois hatte kennen lernen, auch diese 2000 Gulden hatte er für die Militärschule der Hauptstadt bestimmt. Die übrigen Verwandten erhielten keinen Heller und kein Andenken von ihm.

Jetzt war Alois unaussprechlich glücklich. Jetzt war er sein eigener Herr und durfte nach keinem Menschen mehr fragen. Jetzt brauchte er keinem Menschen mehr ein freundlich Wort zu sagen; das war ihm das Höchste im menschlichen Leben. Schon entwarf er sich einen Consumtionsplan für diese zweitausend Gulden, und bald hatte er ausgerechnet, wie viel er jeden Tag brauchen dürfe, damit er in vier Jahren fertig wäre mit allen seinen zweitausend Gulden. Er meinte wirklich, dieses Geld müsse ganz verzehrt werden, ehe er die Universität verlasse, und er selber hätte die Aufgabe und Pflicht, dieß Alles zu verzehren; jeder an Andere vergabte Kreuzer wäre Versündigung am Testamente und am Testator selber. So wenigstens wollte es scheinen.

Seine erste Angelegenheit war nun, immer gleich die neuesten Moden in der Kleidung zu bekommen, um stets den Fürstensöhnen an die Seite stehen zu können. Dann wollte er immer im ersten Gasthof speisen, nicht etwa, um daselbst mehr Ansprache und

Unterhaltung zu haben, denn er redete mit Niemanden, sondern um sich sehen zu lassen und um sagen zu können, er speise im ersten Gasthof. Endlich war er auch von Jugend auf ein Leckermaul gewesen und war oft von der Mutter, besonders wenn er die ihm so verhaßten Geldanlehen glücklich gemacht hatte, mit Bonbon belohnt worden. Jetzt konnte er Alles, was sein Herz begehrte, sich selber anschaffen und er that es auch.

Auf diese Weise konnte er täglich und wochentlich und monatlich der genau ausgerechneten Summe sich entaüßern, ohne in die Nothwendigkeit versetzt zu seyn, einem andern Menschen etwas davon zu schenken und ohne etwas hinauswerfen zu müssen, was er doch für unvernünftig gehalten hätte.

Den Rentenverwalter besuchte er nie mehr; denn er fürchtete, derselbe könnte ihm etwa ein Glas Bier vorsetzen lassen, für das er keine Bezahlung annähme; und traf er ihn von Ungefähr, so schien es, er sey immer in der Furcht, er könne nicht einsylbig und steif genug gegen ihn seyn. Am meisten hütete sich Alois vor allen Parthien mit dem Rentenverwalter und dessen Familie; denn bei solchen Gelegenheiten hätte dieser für ihn bezahlt und er wäre ihm verbindlich geworden, und das war gegen seinen ersten Lebensgrundsatz. Er wollte keinem Menschen verbindlich werden. Daß er um des schon Empfangenen willen und für das, was viele Leute seinen Eltern Gutes gethan, vielen Menschen verbindlich

sey und daß er dafür danken sollte, das bedachte er gar nicht. Daß andere Studenten den Umgang eines solchen Menschen nicht suchten, ist leicht begreiflich. Anfangs kamen einige leichtfertige Verschwender zu ihm, in der Hoffnung, ihn in ihre Gesellschaft zu bringen, und dann, wenn nicht von seiner Persönlichkeit, doch von seinem Erbtheil einen Genuß zu haben. Allein Alois war aüßerst behutsam, wo nur immer Gefahr war, Geld an Andere zu bringen, ohne daß er's selbst verzehrte. Nur zwei Kameraden aus den ersten Jahren seines Studirens beim fürstlichen Hofmeister besuchten ihn manchmal und mühten sich öfters, ihm seine albernen Grillen, wie sie seine Grundsätze nannten, zu vertreiben. Beide lebten theils von den Wohlthaten guter Leute, theils von dem Honorare, das sie durch Instruiren sich erwarben. Beide waren aüßerst frohe und heitere Bursche. Der Umgang mit mildherzigen, freundlichen Leuten, von denen sie Unterstützung empfingen, hatte sie milde und menschenfreundlich gemacht, und die Mahnungen ihrer frommen Eltern, die ihnen schriftlich und in den Ferien auch mündlich zu Theil wurden, hatten eine kindliche Gottesfurcht in ihnen bewahrt, wie man sie an Universitätsstudenten nicht immer findet.

Ihre Gelassenheit und Menschenfreundlichkeit erprobte sich ganz besonders in dem unablässigen Versuche, den armen, griesgrämigen Alois von seinen Vorurtheilen und thörichten Ansichten zu heilen und

ihn für die Menschheit zu gewinnen. Der Rentenverwalter war ihr größter Wohlthäter. In seinem Hause verlebten sie die seligsten Stunden. Oft besprachen sie sich mit ihm über Mittel und Wege, den Alois von seiner Thorheit zu heilen; aber kein Heilmittel wollte anschlagen, kein Weg wollte zum Ziele führen. Oft versuchten sie es, den mißlaunigen Menschen in das Haus des Rentenverwalters zu bringen, indem sie die Gemüthlichkeit des Herrn, die Freundlichkeit und Güte der ganzen Familie anpriesen. Alles war umsonst. Alois blieb für sich, war oft recht grob und wüst gegen seine geduldigen Freunde, und oft wollte es ihm scheinen, gerade diese Zwei seyen die Friedensstörer seines Glückes, und es wäre ihm viel besser, wenn er sie gar nicht mehr sähe.

Ueberhaupt sah er es manchmal sehr klar ein, daß er bei allen seinen 2000 Gulden doch ein unglücklicher Mensch sey, den nichts freute und den kein Mensch lieb hatte. Allein da meinte er immer, es wären nur seine frühern, ärmlichen Verhältnisse Ursache, daß er nicht ganz glücklich sey; wäre er reich geboren und wäre er nie in so verächtliche Lage gekommen, dann wäre er ganz glücklich. Er theilte Niemanden etwas mit, denn er fürchtete, dadurch Andere zu beleidigen. Er meinte wirklich, es gebe kein größeres Kreuz für einen ehrlichen Menschen, als von Jemandem etwas anzunehmen und ihm verbindlich zu werden. Die es sich herausnahmen, Andere um Unterstützung anzurufen, kamen

ihm ehrlos vor; denn man sollte nach seiner dummen Meinung lieber verhungern als Andere um Hülfe anrufen. Selbst sein ehrenwerther Vater kam ihm ganz verächtlich vor. Demselben etwas von den 2000 Gulden zukommen zu lassen, fiel ihm gar nicht ein. Er ging selten mehr in die Ferien nach Hause, damit er ja nicht Leute sähe, denen er aus frühern Zeiten verbindlich war.

So hatte er schon zwei Jahre zugebracht ohne Freude und in vielem Unmuthe. Der einzige Trost, der ihm zu Theil wurde, war, wenn Bekannte oder Freunde aus seiner Heimath ihn besuchten und er sie bewirthen konnte. Wie er diese Ausgaben für Andere mit seinen Grundsätzen vereinbaren konnte, weiß ich nicht zu sagen. Die Leute ließen es geschehen und besuchten ihn öfters. Mehrmal waren schon Einige da gewesen, die gerne auch den Freund seines Vaters besucht hätten; allein er hatte es immer zu verhindern gewußt. Ein einzig Mal hatte er zwei Bekannte zu demselben geführt, und als dieser sie ausführte, sie begleitet. Schon damals war es zu einem heftigen Wortwechsel gekommen, denn Alois wollte absolute für die ganze Gesellschaft bezahlen. Als der Kellner nichts annahm, legte er wenigstens so viel auf den Tisch, als er selber verzehrt zu haben glaubte. Wie ungeziemend dieß Benehmen sey, fiel ihm gar nicht ein. Einer der Bekannten sagte zur Beilegung des Streites: „Alois, wenn Ihr übrig Geld habt, so gebt's nur uns mit; wir bringen's

dem Vater." Dadurch ward er sehr verletzt und er verwünschte auf's Neue die Notherei seiner Heimath.

Der Rentenverwalter sah mit Betrübniß die ganz verschrobene, unmenschliche und unerquickliche Verbildung des armen Alois, und wartete immer auf eine Gelegenheit, wo er ihm recht aufrichtig sagen konnte, was er schon lange auf dem Herzen hatte.

Diese Gelegenheit ergab sich bei einem Anlasse, wie der eben erwähnte gewesen. Hatte der Rentenverwalter das vorige Mal zum Theil nachgegeben, und Alois einen theilweisen Sieg gewonnen; so sollte es jetzt anders gehen. Die oben erwähnten Kameraden des Alois aus der frühesten Studienzeit, die während ihrer Studienjahre vom Rentenverwalter wie Kinder waren geleitet und unterstützt worden, und die die Gefühle der Dankbarkeit mit hinausgenommen hatten in's Leben, waren nach kurzer Zeit des Abganges von den Studien in die Universitätsstadt auf Besuch gekommen. Sie besuchten den Alois, und dieser mußte, er mochte wollen oder nicht wollen, mit ihnen zum Wohlthäter gehen. Daselbst wurden sie an den Tisch eingeladen, an dem sie so oft ihren Hunger gestillt hatten, und auch Alois sollte mitessen. Dieser hatte allerlei Ausreden, die nichts bedeuteten, und mußte endlich, den neckischen und stichelnden Bemerkungen der Freunde nachgebend, sich zum Bleiben entschließen. Die zwei Freunde erzählten bei Tisch, wie es sie gefreut, alle ihre Wohl-

thäter wieder so wohl zu treffen und wie ihnen vorgekommen, auch diese seyen über den Besuch erfreut gewesen. Sie erzählten, wie sie diesen und jenen leiblichen Wohlthätern einen guten Theil ihrer sittlichen Haltung und Bildung zu danken hätten, und wie sie jetzt Gott dankten, daß sie unter solch ärmlichen Verhältnissen ihre Studienbahn durchlaufen hätten. Der Rentenverwalter hatte nur Einwendungen zu machen, wenn sie auf ihn zu reden kamen; außerdem stimmte er ihnen vollkommen bei. Alois sah ganz verdrießlich d'rein, denn das Alles waren ihm alberne Reden.

Nachmittag machte man einen Ausflug auf einen über eine Stunde entfernten Ort. Alois hatte schon lange berechnet, wie er durch Freihalten der Gesellschaft am Erholungsorte sein Mittagessen würde bezahlen können. Außer den beiden Freunden und dem Freunde des Vaters war dießmal Niemand in der Gesellschaft. Man unterhielt sich, so gut es seyn kann, wenn ein ganz theilnahmloser, egoistischer Mensch sich angeschlossen hat. Als man wieder zur Rückkehr sich anschicken und Alois bezahlen wollte, wurde von ihm kein Geld angenommen. Nun kam er ganz ungehalten zu seinen Gefährten, erklärte, welche Kränkung das für ihn sey und wie er so etwas nicht könne angehen lassen. Die Freunde meinten, Nichts könne man leichter angehen lassen, als daß ein Anderer die Zeche bezahle, und nichts sey leichter, als hernach herzlichen Dank zu sagen. Das meinte Alois

eben nicht; er meinte, es sey ihm nichts so verhaßt, wie das Bettelwesen, und er bedürfe dessen nicht. Er wolle Niemanden wohlhaben, und er sey sein eigener Herr. Es sey ihm jetzt alle Freud' verdorben und er verwünsche diesen Tag.

Nachdem er noch allerlei dergleichen Sprüche vorgebracht hatte, die zu dumm waren, als daß selbst die sonst sehr neckischen Freunde noch hätten Witze entgegen geben wollen, erhob sich der Wohlthäter des Vaters und der zwei jungen Freunde, und sprach mit vieler Ruhe und Besonnenheit: „Herr Alois! Sie bedenken gar nicht, wie kränkend Ihr Benehmen gegen uns ist, und Sie haben auch nicht einmal eine Ahnung davon. Darum rechne ich Ihnen dieß Alles nicht hoch an, und meine Persönlichkeit und die der beiden Freunde soll hier ganz außer Spiel seyn. Sie sind es, was mir am Herzen liegt und was ich schon lange anders haben möchte. Schon lange sehe ich zu, wie Sie auf dem Wege der dummsten Brutalität von Tag zu Tag griesgrämlicher werden. Sie sind bald daran, allen Menschen ganz unerträglich zu werden, und ich muß mich über die Gutmüthigkeit der zwei jungen Freunde wundern, daß sie noch nach Ihnen fragen mögen. Alle andern Leute fliehen Sie. Sie haben nur noch ein Paar Bursche, die, eben so abgeschlossen und menschenfeindlich wie Sie, mit Ihnen umgehen mögen. Sie sind ganz auf falscher Fährte. Das Erbe Ihres Großoheims ist Ihr Verderben. Die Noth hätte

Sie noch geschmeidiger machen und vor solcher Brutalität verwahren können. Wenn Sie so fortmachen, so werden Sie ein vollendeter Taugenichts. Oder wohin sollte ein Mensch taugen, der keinem Menschen etwas danken und von keinem Menschen etwas annehmen will? Nach Gottes weiser Ordnung ist jeder Mensch an seine Mitmenschen angewiesen, und wer dieser Ordnung sich widersetzt, der ist ein Thor. Jeder dienet dem Andern, der Reiche dem Armen, der Arme dem Reichen, der Untergebene dem Herrscher und der Herrscher dem Untergebenen. Jeder empfängt Wohlthaten vom Andern, und wer sich weder zum Dienen noch zum Empfangen der Wohlthaten verstehen will, der ist ein Unmensch. Denken Sie darüber selber nach!"

„Sie sind in jeder Hinsicht auf falschem Wege. Es ärgert und verdrießt Sie etwas, das gar keines Aergers und Verdrusses werth ist. Daß Ihr Vater von armen Eltern ist, das ist für ihn keine Unehre. Daß er zu nichts kommen kann, das ist für ihn um so weniger eine Schande, als es nur seine Liebe zum haüslichen Frieden seyn kann, was ihn bestimmt, so viele nicht nothwendige Ausgaben für seine Familie zu machen. Diese Noth trägt er mit Ergebung an Gott; aber ein fast unerträgliches Kreuz ist es für ihn, Sie auf dieser Bahn thörichter Flegelhaftigkeit wandeln zu sehen. Sie verbittern ihm das Leben, und sehen Sie zu, daß Sie es ihm nicht auch verkürzen! Er ist bei all seiner Armuth, wenn

ich's so nennen darf, weit glückseliger, als Sie Ihr Leben lang nie werden können; und der Verderber seines vollständigen Glückes sind Sie. Schon lange hätten Sie vom ererbten Gelde Ihrem Vater mittheilen können; da hätten Sie ihm aus mancher Verlegenheit herausgeholfen. Aber Sie haben alles Mitgefühl verloren; Sie sind auf dem Wege, ein ganz herzloser Mensch zu werden. Und es wäre Ihre Pflicht gewesen, vom Erbe den Ihrigen etwas mitzutheilen; Sie hätten dadurch gut gemacht, was durch die Leidenschaftlichkeit Ihres Oheims ist gefehlt worden. Ihr Vater hatte nähere Ansprüche auf das Vermögen Ihres Oheims als Sie. Hätten Sie, wie es einem Kinde geziemt, das ganze Erbtheil dem Vater überlassen, so hätten Sie durch diesen Akt kindlicher Liebe Ihr eigenes Herz der Liebe geöffnet; und hätten Sie das Wenige, das Sie bedürfen, von mir angenommen und dafür Gott gedankt, so wären Sie jetzt ein ganz anderer Mann, als Sie wirklich sind. Wenn's noch einen Rückweg für Sie gibt, und dieß gibt's für jeden Menschen, so kehren Sie um, so lange Sie noch selber sich entschließen und bestimmen können; sonst kommt die Hand des Höchsten über Sie und versucht durch herbe Schläge Ihr Herz zu erweichen, und durch diese letzte und härteste Heilart Sie noch zurechte zu bringen. Ich will Ihnen an die Hand gehen, wenn Sie je noch ein Wort von mir annehmen mögen; und ich will nicht unterlassen, den Herrn zu bitten, Er wolle Sie in Seine Schule nehmen,

wenn dieß das letzte Mal ist, daß wir miteinander reden."

Alois sah ganz stier und verwirrt vor sich hin, redete keine Sylbe, sondern entfernte sich bald mit trockenen Höflichkeitsbezeigungen. Er vermied fortan alles Zusammenkommen mit dem Rentenverwalter, verzehrte noch das Erbtheil seines Oheims und meldete sich dann um diese und jene Beamtenstelle am fürstlichen Hofe. Allein kein Mensch wollte mit diesem menschenfeindlichen Wesen was zu schaffen haben. Er wurde überall zurückgewiesen und fing an, bittere Noth zu leiden. In dieser Noth war es sein alter, kummergebeugter Vater, der ihn wieder wie ein Kind zu sich in's Haus nahm, und ihm in Hinsicht auf Arbeit und Unterhalt so viel gab, als unerläßlich nothwendig war. In dieser Nähe des liebreichen Vaters soll ihm das Herz aufgegangen seyn; allein seine Gesundheit war so zerrüttet, daß er nicht mehr für das zeitliche, jedoch aber, was Gott geben wolle, für das ewige Leben gewonnen werden konnte.

* * *

Die Lehre zu dieser Geschichte hat zum Theile der Rentenverwalter gegeben. Wir haben hier nur noch einige Bemerkungen zu machen.

1. Uebermäßiger Aufwand ist dermalen nicht mehr bloß in Beamtenfamilien die Ursache haüslicher Noth, sondern selbst auch in Bauern- und

Taglöhnerfamilien. Und nicht bloß der Wohlstand der Familien wird dadurch gestört, sondern selbst der eheliche Friede. Und nicht selten gehen über solcher Eitelkeit und Thorheit die Kinder der Familie zu Grunde wie Alois.

In den niedersten Hütten werden Kinder, die kaum von den Windeln losgewunden sind, mit Strümpfchen und Schühlein, mit baumwollenen und halbseidenen Wämslein und Kleidlein, mit vermaschten und verblumten Haüblein und mit den kostbarsten, nettpassenden Röcklein versehen, und an Sonntagen und Werktagen d'rin eingehüllt und eingepuppt, als wenn man keinen Tag sicher wäre, wann man sie dem Kaiser oder dem Könige vorstellen müßte. Und wo immer an einem Werktag irgend ein Vetter oder eine Base auf Besuch kommt, da hat man nicht Zeit, die Ankommenden zu grüßen; man muß den kleinen Docken ihre Sonntagsdockenkleidlein und den kleinen Hanswürstlein ihre Sonntagsnarrenkleidlein anziehen, und selbst die Narrenkappe mit Blumen und Fransen darf nicht vergessen werden. Hat man die kleinen Aefflein so hergeputzt und hergestutzt, dann werden sie zur Schau hergetragen, und dann grüßt man kurz den Vetter und die Base, in der sichern Hoffnung, daß es jetzt gleich an's Loben und Bewundern der verschiedenen Maschen und Bänder und Blumen und Fransen gehe.

Und leider! gibt's noch immer närrische Vettern und Basen, denen solche Affengeschichten und

Affen-

Affengesichter gefallen, und die durch ihr Lob die Dummheit und Eitelkeit närrischer Eltern noch vergrößern. Und leider! gibt es immer noch schwache Vettern und Basen, die es nicht wagen, ihren vernarrten Verwandten über solche Thorheiten, die sie recht wohl einsehen, wie sich's gebührt, das Kapitel zu lesen.

Auf solche Weise wird oft eine bedeutende Aussteuer an die jungen Frätzlein verwendet, ehe sie die Schule besuchen, und es ist nicht zu wundern, wenn dann nach etlichen und zwanzig Jahren die wirkliche Aussteuer so schlecht ausfällt.

Ehedem erhielten die Kinder die ersten Schuhe, wann sie den ersten Winter die Schule besuchten. Jetzt haben sie in denselben Haüsern, in denen die Eltern noch barfuß aufgewachsen, schon zehn Paar rothe und grüne, lederne und zeugene, gehäckelte und gestickte Schühlein zerrissen, ehe sie recht gehen können.

Ehedem erhielten die Kinder auf dem Lande Hemden von der gröbsten Leinwand und den Buben gab man, wenn sie einmal hosenfähig waren, Beinkleider von roher, allergröbster Leinwand, den Mädchen Röcklein von demselben Stoffe. Die Hemde, die Beinkleider und Röckchen aber waren fast nicht umzubringen, vererbten sich vom Erstgebornen auf die Nachgebornen und schützten gegen Kälte. Jetzt haben die Kinder auf dem Lande baumwollene Hemden, baumwollene Hosen, baumwollene Röcklein

nach französischem Schnitte, und sind auch selber ganz baumwollen, und die Eltern werden von Tag zu Tag baumwollener und am Ende kommt die Fäulniß d'rein, und unser ganzes, baumwollenes Deutschland ist eines schönen Morgens verfaulet.

Ehedem wurden die Kinder mit Milch und Brei genährt und auferzogen. Jetzt müssen sie gleich Kaffee und Bier kriegen, damit sie ja bald Hämorrhoiden bekommen oder hysterisch werden, und damit ja alles gute deutsche Geld hinausgegeben werde in's ferne Ausland, und am Ende einlaufe im unermeßlich großen englischen Hafen.

Und da kommen dann noch Thoren und Thörinnen daher und sagen: Einiger Aufwand ist gut und heilsam und fördernd für Gewerbe und weckend für den Geist; als wenn aus so verzogenen, baumwollenen, kaffeegetränkten Docken und Hanswürstchen auch noch Gewerbsleute und Geistmenschen werden könnten! So groß ist die Blindheit und die Narrheit dieser Leute, daß sie nicht einmal sehen und bedenken können, wie miserabel in kurzer Zeit die ganze Welt bestellt sey, wenn es so fortgehe im Luxus.

Dieser thörichte Luxus hat in dummer Eitelkeit seinen Grund, nährt und fördert die Dummheit und Eitelkeit in ausgezeichneter Weise, macht vorerst die Eltern zu halben Narren und dann die Kinder, die nicht mehr wie ihre Eltern Gelegenheit haben, in ihren Kinderjahren etwas Wahres und

Werthhabendes zu sehen und kennen zu lernen, zu ganzen Narren. Auf solch eitlem Boden kann die Kraftpflanze Religion nicht gedeihen, denn diese will tiefen Grund, weil sie tiefe Wurzeln schlägt und will Entfernung aller solcher Narretheidinge. Und wo sie dieses nicht findet, da flieht sie fort und macht ihrem Gegner, dem Unglauben oder ihrem Affen, der sentimentalen Bigotterie Platz.

Religiöse Schulbildung wird bei solchen Kindern wenig ausrichten, wenn nicht etwa der barmherzige Gott die verblendeten und vernarrten Eltern mit den Ruthen des Unglückes und der Noth schlägt, auf daß sie wieder einsehen lernen die Thorheit der Welt und den unendlichen Werth des wahrhaft christlichen Lebens auf dem Wege der Selbstverläugnung und der Gottesfurcht.

Und vorzüglich aus dem Grunde ist all der Luxus, wie er jetzt gang und gäbe ist, verdammlich, weil er den Leuten das Augenmerk ganz verrückt, weil sie Alles schief und verkehrt schauen und Alles nach ihrem falschen Maßstabe beurtheilen lernen. Dem unglücklichen Alois galt die Vornehmthuerei als das Höchste. Seine eitle Mutter stand noch nicht so tief, weil sie einige religiöse Bildung gewonnen hatte, und in ihrer Jugend nach bessern Grundsätzen war erzogen worden. Vornehmseyn und als Vornehmer sich zeigen zu können, ohne um einen Andern sich kümmern zu dürfen, das war der Inbegriff seines höchsten Glückes. Und sein größtes

Unglück war es, daß ihm seines Wunsches Gewährung wurde. Die Noth hätte ihm eher die Augen geöffnet, wie der Rentenverwalter es ihm erklärte; im Besitze seines erträumten Glückes ward er immer unglückseliger.

2. Das Zweite, was uns in dieser trübseligen Geschichte recht unangenehm berührt, ist der schreiende Undank des unglückseligen Egoisten und die große Schuld, welche die Eltern dadurch auf sich geladen, daß sie das Gefühl der Dankbarkeit im Kinde und Knaben nicht geweckt und gepflegt haben. In christlichen Familien dankten in frühern Zeiten und danken auch jetzt noch Eltern und Kinder miteinander für die Gaben, die sie genießen, dem allmächtigen und allgütigen Gott. Wo noch ein wenig Humanität und Pietät herrscht, da werden die Kinder angehalten, ihren Eltern zu danken für jede Gabe, die ihnen dieselben gegeben. Und darauf muß man halten, wo man noch immer Menschen und nicht Wildlinge heranziehen will. Man muß es den Kindern wissen und fühlen lassen, daß sie abhängig sind, und daß sie, was man ihnen gibt, nicht als eine Schuldigkeit, sondern als eine Gabe der Liebe ansehen müssen. Und man muß darauf bestehen, daß sie für jede Gabe, für die kleine wie für die große, danken. Weiß man es so einzurichten, daß die Kinder manche Gabe recht sehnsüchtig erwarten, oder daß man dann wieder sie ganz überrascht mit einer Gabe, so wird der Ausdruck des

Dankes der Naturschrei des kindlichen Herzens werden; und wird das Kind dann auch darüber belehrt, daß das alltäglich ihm Zukommende aus derselben Quelle der Elternliebe fließe, so wird das Danksagen und das herzliche Danken es nie schwer ankommen, sondern im Gegentheil ihm die größte Wonne seyn.

Es mag den Eltern schwer fallen, immer solche Danksagungen anzuhören, sie müssen sich hier überwinden; denn sie sind Stellvertreter Gottes, der das Opfer des Dankes fordert, und sie empfangen den Dank anstatt Gottes. Und sind sie in Hinsicht auf Anlässe, die Stimmung der Dankbarkeit in den Kindern zu wecken, recht erfinderisch; dann wird die ausgesprochene Danksagung, die sie so oft vernehmen müssen, nicht leere Wortdrescherei seyn.

3. Wie in dieser Dankbarkeit das innerste Wesen aller Pietät gegen die Eltern liegt, eben so liegt in dieser Pietät gegen die Eltern der Anfang und der tiefste Grund aller Kindlichkeit gegen Gott, aller Religion. Auf diesem Wege werden die Kinder religiös gebildet, wenn je die Eltern Religion haben, wenn je in ihren eigenen Herzen Ehrfurcht vor Gott und kindliche Dankbarkeit gegen Ihn Platz gewonnen und behalten hat. Diese Pietät der Eltern gegen Gott ist aber auch das Einzige, was die Einpflanzung des Dankgefühles in den Herzen der Kinder möglich macht. Sind die Eltern nicht festgegründet in der Liebe zu Gott, so werden die Kinder nie fest-

gegründet werden in der Liebe zu den Eltern; hängen die Eltern nicht mit ganzem Herzen an Gott, so werden die Kinder nie mit ganzem Herzen an ihnen hängen. Das Band, das sie verbinden sollte, wird immer loser und loser werden; denn was nicht geeiniget ist in Gott und vor Gott, das kann auch nicht auf die Dauer geeiniget seyn; denn der letzte Grund aller wahren Vereinigung ist der Gott der Liebe, der doch bald — ach bald aller Trennung ein Ende und unsere Einigung mit Ihm vollkommen machen möge. Amen.



Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
1.	Warum das Espenlaub sich immer bewege.	1
2.	Gut gemeint, schlecht getroffen.	5
3.	Der Samstag-Abend im Gebirge.	10
4.	Gott braucht einen Engel im Himmel und einen guten Menschen auf Erden.	18
5.	Wie eine Waldgegend und wie das Menschenherz kultivirt wird.	30
6.	Auch ein Mittel, sich selber erkennen und beherrschen zu lernen.	33
7.	Die Feier der Aufrichtung des Dachstuhles auf dem neuen Hause.	38
8.	Vorsätze eines Arztes.	42
9.	Eine gefährliche, aber glückliche Operation.	46
10.	Des jungen Juden Abschied aus der Heimath, seine Wanderung und Rückkehr.	48
11.	Die alte Geschichte vom treuen Hunde neu erzählt.	60
12.	Ein Abschied vom Hause aus der letzten Zeit des vorigen Jahrhunderts.	64
13.	Der Schneesturz.	70
14.	Das Geheimnißvolle in der Tiefe der menschlichen Seele.	72
15.	Der Aschied von der Pflegemutter.	79
16.	Anhänglichkeit des Thieres an den Menschen.	82
17.	Auf welche Weise ein Kind gar leicht zu einem Narren erzogen werden kann.	86
18.	Eine absonderliche Art, die Welt sich vorzustellen, und ein kurioser Disput darüber.	96

Seite

19. Freundliche Verständigung zweier Freunde vor der letzten Scheidung. 103
20. Rührendes Lebensende eines jungen Dichters. . . 110
21. Der Schwan. 117
22. Gefälligkeit und Kokketterie. 120
23. Eine von Gott empfohlene Regierungsmaxime. . . 123
24. Der verwundete Geier. 126
25. Verirrung und Umkehr. 129
26. Wie ein Menschenkind durch Furcht groß gezogen werde. 164
27. Wie Einem die Großsprecherei verleidet. 186
28. Wie Einer an der ersten Lüge erstickt ist. . . . 192
29. Wie ein Kind bereits zur Gottlosigkeit verführt, durch die fromme Mutter aber wieder zurecht gebracht wird. 196
30. Ein bitteres Kraut, das gründlich heilte. 206
31. Wie Einem die Lust zur Angeberei verleidet und wie ihm die Angeberei selber recht verhaßt wird. 225
32. Oft ist's ein Kleines, was hilft. 243
33. Wenn man nicht will, thut's ein Großes nicht. . . 248
34. Wie zwei Krähen elendiglich um ihre falschen Federn kommen. 260
35. Der rückhaltige Müller. 267
36. Wie ein Holzhacker die Leute anführt und die Abschaffung der abgeschafften Feiertage veranlaßt. . 272
37. Wie Margreth sich selber nicht mehr kennt, und nimmer weiß, wo sie hingehört. 286
38. Man soll sich in fremde Händel nicht einmischen. . 298
39. Nicht an einem Tage hat man Rom gebaut. . . 301
40. Daß es in allen Ständen zweierlei Leute gibt. . . 304
41. Wie Einer bei vielem Gelde recht elend daran ist. 335



